Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Ein Vierteljahrhundert.

Zweiter Band.

Ein

Vierteljahrhundert.

Roman

von

B. Young.

Zweiter Band.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1881.

Achtundzwanzigstes Capitel.

So rollt der Frevel seine jähe Bahn,
Mit jedem Schritt verdoppelt sich sein Lauf,
Bis gähnend ihn der tiefe Schlund empfängt.
Krummacher.

Die Aprilsonne machte dies Jahr den Meraner Kurgästen bereits so heiß, daß diese nach und nach den reizenden Winteraufenthalt mit einer Rückkehr in die Heimath vertauschten, oder einen anderen Kurort aufsuchten, wo die Temperatur eine gemäßigtere war.

Ein großer Theil der Armen freilich, die hier vergebens Heilung gesucht hatten, mußte unfreiwillig zurückbleiben; aber sie lagen ja sanft gebettet unter blumigen Hügeln und hatten abgeschlossen mit allen medicinischen Facultäten der Welt. — Ihnen galt es gleich, ob tropische Sonnengluth auf ihre der Erde wieder gegebenen Bestandtheile sich senkte, oder ob der Föhn darüber hinwegstrich.

Auch die Baronin Saldern schickte sich zur Abreise an. Sie hatte sich während der letzten drei Monate in so auffallender Weise erholt und gekräftigt, daß Alle, die sie seit ihrem letzten Erscheinen auf der Promenade nicht mehr gesehen, sie jetzt kaum wieder erkannten.

In letzter Zeit hatte die Baronin auf Geheiß ihres Arztes auch häufig größere Promenaden und Ausflüge zu Wagen unternommen, um sich in frischer freier Luft vollends zu stärken; nie aber war sie wieder auf die Wassermauer gekommen, noch hatte sie den Kursaal betreten. Ihre Excursionen richteten sich immer dorthin, wo sie keine Fremden zu finden hoffte.

Den dringenden Bitten der Olbrich'schen Familie nachkommend, wollte die Baronin vorläufig nach Wien zurückkehren, um dort der Vermählung des jungen Paares beizuwohnen, was sie um so lieber zugesagt hatte, als auch ihr Heinrich zu der Zeit sich frei zu machen versprach, um als Brautführer bei der Hochzeit seines Freundes fungiren zu können.

Heute noch einmal wollte Frau von Saldern mit Cylla einen kleinen Ausflug in die nächste Umgebung von Meran machen, wollte Abschied nehmen von all den ihr lieb gewordenen Punkten, wo sie so oft geweilt, und dann am Morgen darauf ihre Reise nach Wien antreten.

Cylla war eben beschäftigt, mit Hilfe ihrer freundlichen Wirthin einen colossalen Koffer zu schließen, der voraus geschickt werden sollte, und der außer den Effecten, welche er sonst zu bergen pflegte, nun auch eine Masse von Geschenken für das junge Brautpaar, sowie deren Verwandte enthielt.

„S'ischt mir gar nit recht, daß Sie uns schon verlassen wollen", lamentirte die biedere, handfeste Tirolerin, sich dabei mit besonderem Nachdruck auf den Deckel des Koffers setzend, um Cylla das Schließen desselben zu ermöglichen; „aber besser Sie geh'n heut als morgen, denn wann die böse G'schicht der Frau Baronin zu Ohren kommen thät', die drüben im Rössel passirt ischt, könnt' sich dieselb' wieder alteriren und auf's Neue krank werden".

„Und was ist denn das für eine Geschichte?" frug Cylla aufhorchend.

„S'ischt Einer plötzlich g'schtorben, — ich glaub' er hat's nit freiwillig 'than, 's hat ihm sein Diener g'schwinder hinüber g'holfen in die Ewigkeit!" 'sprach halbleise Frau Preleithner, so hieß die Wirthin, sich dabei fromm bekreuzend.

„Entsetzlich!" flüsterte Cylla, mit einem ängstlichen Blick auf die Baronin, die, entfernt von den Beiden, am offenen

Fenster stand und sich mit einem Strauß Frühlingsblumen beschäftigte.

„Ja, 's ischt graußlich, und ein reiner Zufall hat dem Mischtbueben sein' Schandthat auf'deckt. Denken's Ihne, Fräule Cylla, geschtern auf d'Nacht war er noch, der Herr von Schnorr nämlich, bei der table d'hôte und hat wie ein rechtschaffener Mensch, dem's nit im Magen fehlt, 'gessen und 'trunken, war luschtig und guter Ding und hat noch seinem Wirth erklärt, daß er erscht Mitte Maì nach'm Seebad reisen wollt'. Da kommt plötzlich ein Fremder, der aber schon früher beim Rössel logirt, und den der Herr von Schnorr b'sondersch gern g'habt hat, von einer kleinen Reis' zuruck; der Lahme — denn lahm war der Herr von Schnorr, hat eine Mordsfreud g'habt, den Ausreißer wieder zu seh'n und laßt sich von sein'm Diener mit'm Rohrsessel zu ihm schieben. Da schaut der Fremde dem Welschen in's Gesicht, wird brennroth vor Zorn und schreit: „Hallunke, — hab' ich Dich endlich?!" Da drüber fahrt der Krüppel in sein'm Sessel erschrocken in die Höh' und will sich zu sein'm Diener umwenden, doch aber der ischt verschwunden g'wesen. Merkwürdiger Weis' hat sich der Herr von Schnorr vor Schrecken gar nit fassen können über das Verschwinden seines Dieners und hat sich schnell 'nauftragen lassen in seine Wohnung. Dort hat auch der Welsche schon auf ihn g'wartet und ihm jetzt angezeigt, daß er ihn stante pede verlassen wollt'. Das aber hat der Lahme nit zugeben wollen, wie die Dienschtleut' erzählt haben, die an der Thür g'horcht haben mögen, und dann hat's ein wüschten Lärm 'geben im Zimmer, der bis gegen 10 Uhr Nachts 'dauert hat. Morgens Früh hat das Hausmädel wie g'wöhnlich dem Herrn von Schnorr sein Frühstück bringen wollen, aber die Thür war zug'rammelt und wie sich gar nichts g'meld't hat, ischt der Schlosser g'holt worden, nachher haben sie den lahmen Herrn blau und steif, eiskalt und maustodt in sein'm Lehnstuhl g'funden, den Musje Paolo aber gar nit, denn der war verschwunden

und mit ihm 's Geld, die Pretiosen und Werthpapiere, die dem lahmen Herrn g'hört haben".

„Oh, wie abscheulich klingt die Geschichte!" sprach Cylla, leise in sich zusammenschaudernd.

„Ja, 's ischt graußlich, was die Menschen mitunter tentiren um's liebe Geld willen. Aber dem Welschen, dem werden sie 's Handwerk schon legen, denns ischt Einer hinter ihm her, der seine Schandthaten alle kennen soll, und mit dem nit z' spassen ischt. Der will ihm nachreisen, und wär's bis an's Ende der Welt, hat er g'schworen. Er soll auch ein ganzer Mann sein, der könnt', was er wollt', der Herr Bärndorf, meint der Rösselwirth".

„Herr Bärndorf?" — frug Cylla aufhorchend. Der Mann hatte nämlich für sie ein besonderes Interesse gewonnen, seit von Wien aus wiederholt Erkundigungen eingelaufen waren, ob der Träger desselben nicht wieder im Hause der Baronin oder in Meran überhaupt erschienen sei. Wenn dieser Fall aber eintreten sollte, dann möge man besagtem Fremden gefälligst die genaue Adresse Kaufmann Olbrich's einhändigen, mit der Bitte, sich sofort mit Letzterem in Briefwechsel zu setzen, da es sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit für beide Theile handle.

Auch die Mittheilungen von Seite Johanna's, daß deren Eltern stets in unbegreifliche Aufregung geriethen, wenn auf den sonderbaren Fremden die Rede kam, der sich so eingehend nach ihren Verhältnissen erkundigt hatte, um dann plötzlich zu verschwinden und nichts mehr von sich hören zu lassen; Alles das beschäftigte die Creolin jetzt, wo sie frug: „Wo wohnt dieser Herr Bärndorf?"

„Im Rössel, wo er auch logirt hat, bis zu der Zeit, da er plötzlich auf und davon 'gangen sein soll, Niemand hat g'wußt, warum und wohin".

„Bitte, können Sie wohl einen Brief, den ich sogleich schreiben werde, an diesen Herrn gelangen lassen?" bat hastig das Mädchen.

„Wenn er noch nit abg'reist ischt, um den Spitzbuben zu erwischen, ganz g'wiß. Warten Sie, ich will die Crescenz 'nüber schicken nach'm Rössel und fragen lassen, ob er noch da ischt. Aber — kennen Sie denn den Menschen —?“ frug plötzlich neugierig geworden die Tirolerin.

„Nein“, antwortete Cylla, „aber ich habe einen Auftrag an ihn“.

„So! Nun, dann will ich's schon machen, daß ihm Ihr Briefel eing'händigt wird. Schreibens es nur g'schwind. Da! Der Koffer ischt zu, — der Anton kann ihn jetzt alle Stund' zur Poscht bringen. Derweil geh' ich und schick' nach'm Rössel!“

Indem Cylla den Koffer nochmals untersuchte, ob derselbe auch vollständig geschlossen sei, legte sich eine feine weiche Hand auf ihre Schulter. Es war die der Baronin.

„Ich habe Kenntniß genommen von Eurer Unterhaltung, Kind“, wandte sie sich an das erschrockene Mädchen, „aber fürchte nichts für mich. Wohl kenne ich den Elenden, der seinen Herrn ermordet hat. Den Letzteren hätte ich vielleicht retten können, wenn ich ihn vor der Bestie in Menschengestalt gewarnt haben würde, — aber leider fehlten mir damals, wo ich Beide traf, die nöthigen Kräfte und später der Muth dazu“, setzte sie bekümmert hinzu.

„Wie, meine geliebte Herrin, Du kennst den Missethäter?“ rief Cylla erschrocken.

„Ja; er war es, der mich damals auf der Wassermauer einer Ohnmacht nahe brachte, als er zu seinem gelähmten Herrn einige Worte sprach. Ich würde die Stimme dieses Scheusals unter Tausenden wieder erkannt haben“. Dann, das ängstliche Gesicht des Mädchens bemerkend, setzte die Baronin beruhigend hinzu: „Fürchte nichts, Cylla! Sehe ich denn noch immer aus wie eine Noli me tangere-Pflanze? Nein, nein, die Zeiten sind hoffentlich vorüber, wo mich Erinnerungen tödten, oder auch nur in gefahrbringender Weise hätten verwunden können. Nun aber schreibe schnell Deinen

Brief an den Fremden, denn ich vermuthe, dieser Bärndorf spielt in dem Leben der Olbrichs eine wichtige Rolle, und möglicherweise steht ihnen derselbe näher, als wir zu ahnen vermögen".

— — — — — — — — — — — —

Im Gasthof zum Rössel herrschte zu der Zeit eine ganz unbeschreibliche Aufregung. Das schnelle, unfreiwillige Ende Herrn von Schnorr's hatte die größte Bestürzung hervorgerufen, selbst in den Gemüthern Jener, die denselben gehaßt und verabscheut hatten.

Einige besonders sensible Passagiere, die in unmittelbarer Nähe des Zimmers gewohnt hatten, wo die schreckliche That geschehen, waren schon eine Stunde, nachdem dieselbe ruchbar geworden, auf und davon gegangen und hatten in einem andern Gasthof Unterkunft gesucht.

Wirth und Wirthin waren darüber und durch die Befürchtung, die Sache könne auch nachhaltig einen schlimmen Eindruck auf diejenigen hervorbringen, die das übrigens ganz ausgezeichnete und in bestem Ruf stehende Haus zu besuchen pflegten, in wahrer Verzweiflung.

Die Knechte und Mägde gingen mit erschreckten Gesichtern, leise lispelnd, ab und zu, Treppe auf, Treppe ab, so viel wie nichts arbeitend, alles confus anfassend, was ihnen in die Hände kam, oder zu thun befohlen ward, und mehr als ein Kreuz schlagend, so oft ihnen das Seelenheil des Gemordeten in den Sinn kam.

Dieser selbst lag steif und kalt auf seinem Bette und um ihn standen jetzt die Aerzte, und die Herren von der Gerichts-Commission.

„Er scheint einen bösen Kampf gekämpft zu haben, die furchtbar entstellten Gesichtszüge sprechen dafür", meinte Einer der Beamten, sich mit einem leichten Schaudern von der Leiche abwendend.

„Ganz sicher hat er das", warf hier der Arzt ein, der gerade den Hals des Todten besichtigte. „Da, sehen Sie

einmal, meine Herren“, setzte er hinzu, auf eine Stelle weisend, wo schwarzblaue Flecken besonders deutlich hervortraten, „da finden Sie die Spuren der Fingernägel jenes Elenden, die sich hier eingekrallt haben um ihr Opfer mit bestialischer Grausamkeit zu erdrosseln. Und hier — dieser thalergroße rothe Fleck dicht an der rechten Schläfe, der rührt von einem Schlag her, welcher ihm die Besinnung rauben sollte. Daß dieser Fall aber nicht eingetreten, sondern daß Schnorr bis zum letzten Augenblick seine furchtbare Lage zu erfassen vermocht hatte, dafür spricht der Zug des Entsetzens, der dem Angesicht noch in seiner Starrheit geblieben ist. Wuth, Schmerz und Todesangst treten uns hier verkörpert vor die Augen. Das stumme Antlitz scheint uns zurufen zu wollen: Man hat mich grausam ermordet!“

Mit einem Ausdruck von Abscheu und Grauen, der auf den Gesichtern der Gerichtsbeamten zu finden war, wandten sich Aller Blicke jetzt nach dem colossalen Mann hin, der mit verschränkten Armen, etwas entfernt von ihnen gestanden und mit gefurchter Stirne und drohend blitzendem Auge wie ein verkörperter Rachegott, stumm an Allem, was um ihn vorgegangen war, Antheil genommen hatte.

„Sie wissen, wie ich höre, Näheres über den Schurken von einem Italiener, Herr Bärndorf?“ wandte sich der Polizeirath artig an ihn.

„Ja, mein Herr, mehr sogar, als mir lieb ist, denn mein Blut geräth stets in gefährlichen Aufruhr, tritt Alles das wieder lebendig vor mein inneres Auge, was mir dieser Elende zu erfahren gegeben. Mehr als ein Menschenleben hat der Bube vernichtet; dieses hier soll hoffentlich sein letztes Opfer gewesen sein!“ sprach der Angeredete dumpfen Tones und mit einem Blick tiefen Ernstes auf die durch ein schneeweißes Lacken verhüllte Leiche.

„Wenn die Schlauigkeit dieses Welschen nur nicht unserer Bemühungen, seiner habhaft zu werden, spottet und er, nachdem er doch einen tüchtigen Vorsprung genommen, längst einen

sicheren Schlupfwinkel entdeckt hat, während wir auf Kreuz- und Querzügen ihn verfolgen", meinte besorgt der Beamte.

„Hoffentlich erweist sich diesmal Ihre Befürchtung als eine unbegründete", entgegnete Bärndorf ruhig. „An mir wird es übrigens nicht liegen, wenn der Hallunke von heute binnen acht Tagen nicht hinter Schloß und Riegel sitzt. Ein tüchtiges Handgeld und in Aussicht gestellte glänzende Belohnung für den Fall seines Einfangens haben heute Morgens schon sechs tüchtige, baumstarke Bursche in meinem Auftrag auf die Beine gebracht und nach allen Windrichtungen hin ihm nachgeschickt. Das erste Zeichen einer Spur von ihm, und ich werde dieser sofort folgen und seiner auch habhaft werden, das gelobe ich Ihnen.

Und nun, meine Herren, thun auch Sie, was Ihnen Ihre Pflicht in solchem Falle zu thun vorschreibt, mehr als das können wir ja Alle nicht!"

Eben wollten die Herren, artig grüßend, sich entfernen, als der Wirth nach kurzem Pochen in's Zimmer trat mit einem kleinen, außer Athem gelaufenen Jungen, der eine Botschaft für Herrn Bärndorf zu haben vorgab.

„Was bringst Du, Sepp?" frug dieser lebhaft, während die Aerzte und die Gerichtsbeamten neugierig stehen blieben, in der Erwartung, vielleicht Wichtiges hören zu können.

„Ich soll Dir sagen, Herr, daß heut fruh mit der Poscht nach Mals a Welscher g'fahren ischt, der von den Blattern z'rissen war, nur ein Aug, aber sakrisch viel Geld g'habt hat. Dem Churburger Schloßknecht, der 'n unter Weg's troffen hat, ischt er aufg'fallen, weil er immer g'schwinder hat fortkommen wollen und sakrisch über d' schlechten Rösser g'flucht hat, die nit weiter wolleten. Dabei hat er ausg'schaut, als wann er a Mordsangscht g'habt hätt', sagt der Churburger Toni!"

„Eine Richtschnur, an die ich mich halten werde! Und jetzt leben Sie wohl, meine Herren!" rief Bärndorf den Anderen zu. Gleichzeitig gab er dem Jungen, der ihm die

Botschaft überbracht hatte, ein reiches Geschenk und eilte dann zu dem Wagen hinab, der seiner schon zu warten schien.

Es war das ein leichtes, aber ungemein solid gebautes Gefährte, mit zwei kräftigen Pferden bespannt, die des Rösselwirths Eigenthum und sein Stolz waren. Eben wollte Bärndorf dem wackeren Wirth die Hand zum Abschied reichen, als dessen Ehefrau mit einem Brief in der Hand herbeigelaufen kam.

„Warten Sie, gnädiger Herr", schrie die dicke Frau, „'s ischt von Wichtigkeit, was da drinnen steht! So hat mir die Preleithnerin sagen lassen!"

Bärndorf öffnete schnell das Briefchen und las seinen Inhalt. Eine dunkle Gluth legte sich plötzlich über sein Gesicht, dann sprach er leise für sich, indem er das Papier wieder zusammenfaltete und in seine Brusttasche schob: „Sie wissen also, daß ich lebe und ihnen nahe bin. Nun denn, wenn sie mir auch nicht wieder geben können, was ich durch eigene Schuld verloren, sehen will und werde ich sie doch, wenn ich erst der menschlichen Gesellschaft gegenüber meine Pflicht gethan haben werde". Dann wandte er sich an die Wirthin, grüßte diese freundlich, und indem er mit kräftiger Hand die Zügel erfaßt hatte, um den feurigen Pferden die nöthige Richtung zu geben, rief er ihr zu:

„Melden Sie der Dame, daß ich die Familie Olbrich demnächst in Wien aufsuchen werde, ihr selbst aber meinen besten Dank entbiete. Und nun leben Sie wohl!"

Wie der Wind flogen die Pferde jetzt der Poststraße gegen Mals zu.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Wenn der Mensch sein eigner Freund nicht mehr ist, so geht er zu seinem Bruder, der es noch ist, damit ihn dieser sanft anrede und wieder beseele.
Jean Paul.

Kaufmann Olbrich saß in seinem Comptoir und überlas mit ernster Miene einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Erhard! Hoffentlich bald mein lieber Sohn! Ich kämpfe seit Wochen schon einen bösen Kampf mit mir selbst, der endlich sein Ende finden muß, und zwar noch vor Ihrer Vermählung mit unserer Rosa, — die möglicherweise, und wenn Sie sich gegen mein Erwarten an gewissen Ereignissen und Thatsachen stoßen sollten, auch gar nicht zu Stande kommen könnte. Wären Sie nicht, trotz Ihrer Jugend und Ihres feurigen Temperamentes, ein besonnener, klar denkender Mann, tolerant genug, um sich über Dinge hinwegzusetzen, die, weil eben geschehen, nicht mehr zu ändern sind, und an welchen Ihre Braut vollkommen schuldlos ist, — ich würde vielleicht heute noch zaudern, Sie zum Mitwisser eines delicaten Geheimnisses zu machen, das, wenn es erst nach Ihrer Verheirathung entdeckt werden sollte, möglicherweise den Frieden Ihrer Ehe stören könnte.

„Wir erwarten Sie übermorgen Abends, dieser Brief gelangt aber morgen früh schon in Ihre Hände, und nun bitte ich Sie, richten Sie es so ein, daß Sie einige Stunden früher in Wien eintreffen können. Ich werde Sie auf dem Bahnhof erwarten, und hoffe, daß der Eisenbahnzug, der um 2 Uhr 30 Minuten einlauft, Sie bringen und mir die Gelegenheit bieten wird, ernst und ruhig jene Dinge mit Ihnen

zu besprechen, auf welche Sie keinesfalls gefaßt sein werden, die aber meiner Ansicht nach nicht dazu angethan sind, Sie irgendwie beängstigen oder betrüben zu können.

Mit herzlichen Grüßen Ihr allezeit getreuer

Fritz Olbrich."

„Gott sei Dank, die Einleitung wäre überstanden, und die Generalbeichte wird auch Keinem von uns an's Leben gehen. Mir ist förmlich leichter um's Herz, seit ich wenigstens den Anfang gemacht habe!" Also murmelte Olbrich vor sich hin, während er den Brief an den Architekten couvertirte und mit der nöthigen Adresse versah.

In diesem Moment trat Frau Christine leise und vorsichtig in das kleine Gemach, wie dies immer ihre Art war, wenn sie ihren Mann mit Arbeit beschäftigt wußte. Geräuschlos blieb sie hinter seinem Stuhl stehen, bis er die Feder weglegte, dann sprach sie zögernd:

„Fritz, ich hätte ein Wort mit Dir zu sprechen, wenn Du Zeit für mich haben solltest".

Hastig drehte sich der Kaufmann nach ihr um, und seinen Arm um ihre runden Hüften legend, meinte er fröhlich: „Wann denn hätte ich für Dich nicht Zeit, meine geliebte Alte?"

„Oh, ich bin sehr bekümmert, theurer Mann, und in großer Angst. Eben hat Johanna mich auf die Zeitung hier aufmerksam gemacht. Da, — lies einmal, was da gedruckt steht!" klagte die wirklich sehr erschrocken aussehende Frau, ihrem Manne dabei ein Exemplar des „Fremdenblattes" in die Hand drückend, in welchem unter den im Hotel Wandl Angekommenen ein Herr H. Bärndorf aus Meran zu finden war.

„Also doch! Nun, dann werde ich die Katastrophe beschleunigen und ihn selbst aufsuchen!" sprach resignirten Tones der Kaufmann. „Aufzuhalten ist die Kugel nicht mehr in ihrem Laufe, das ist gewiß; wie tief sie uns aber Allen in's

Herz dringen wird, das weiß er allein, der unsere Schicksale lenkt. Gottes Wille geschehe!

„Und nun, Tina, lasse mir nur schnell den Brief da zur Post bringen, hörst Du? Er ist an Felix gerichtet und bereitet ihn vor auf die überraschende Nachricht, die seiner hier wartet. Die Baronin und Cylla, auch der junge Baron wollen morgen hier eintreffen, — das giebt ja dann ein großes Auditorium, vor welchem die bürgerliche Komödie abgespielt werden soll, die hoffentlich keinen tragischen Schluß haben wird.

„Wo nur Bärndorf's Sohn sein mag, der damals so liebe, herzige Junge!? Der ist wohl zum tüchtigen Mann herangewachsen und lebt irgendwo in England oder Amerika. Denn daß Bärndorf die ganzen zwanzig Jahre nicht in Europa geweilt, möchte ich fast beschwören.

„Jetzt aber, Tina, schnell meinen Hut und Stock. Mir ist zu Muthe, als ob ich zum Chirurgen gehen und mir einen Zahn ziehen lassen sollte. Nun denn — nur rasch, rasch, — es muß ja sein, also Courage!"

„O Fritz, wüßtest Du erst, wie mir zu Muthe ist!" jammerte die arme Frau, der dicke, schwere Thränen über die Wangen rollten.

„Kann mir's denken, Mutter", versuchte Olbrich mit zitternder Stimme zu scherzen, „just wie einer braven, wackeren Henne, die das von ihr großgezogne Entlein dem Wasser zueilen sieht! — Laß es gut sein, mein theures Weib!" setzte er dann weich hinzu, „auch dieser Kelch wird von Dir genommen werden. Und nun behüte Dich Gott!" Damit nahm er Hut und Stock und eilte fort, der innern Stadt zu.

Hastig hatte Olbrich seinen Marsch begonnen, je weiter er aber in demselben kam, um so langsamer auch wurden seine Schritte. Als er die Rothenthurmstraße passirte und jetzt in die Goldschmiedgasse einlenkte, um den Petersplatz zu erreichen, wollten seine Füße ihn fast gar nicht mehr tragen; die Aufregung raubte ihm den Athem, die Furcht, dem

Manne jetzt gegenüber treten zu sollen, der ihm sein Kind — denn für solches hielt er Rosa auch zur Stunde noch — nehmen würde, wollte ihn zur Umkehr zwingen.

Aber nein, es durfte nicht sein und half auch zu nichts. Aergerlich über seine eigene Feigheit, richtete er sich jetzt stramm in die Höhe, zwang seine Füße energisch auszuschreiten und nach wenigen Minuten stand er vor dem Hotel Wandl und vor dem Portier desselben.

„Herr Bärndorf zugegen?“ frug er diesen rasch, beinahe heftig.

„Nein, mein Herr, aber er wird in längstens einer Viertelstunde hier sein; er ist nur ganz in die Nähe, auf das Polizeicommissariat gegangen“, antwortete sehr höflich der Gefragte.

„Schön. Nehmen Sie gefälligst hier meine Karte und übergeben Sie dieselbe Herrn Bärndorf sogleich, wenn dieser zurückkehren sollte. Ich werde ihn im Gastzimmer erwarten und bis zu seiner Rückkunft die Zeitungen lesen“. Damit entfernte sich Olbrich und betrat gleich darauf den Speisesalon, welcher zur Stunde fast völlig leer war, bestellte sich ein Glas Wein und nahm eines der Journale, welche an der Wand hingen, um mechanisch dasselbe zu durchblättern.

Unter den Localnotizen fiel ihm aber plötzlich eine in's Auge, die sein Interesse fesseln mochte, denn seine Züge verriethen jetzt eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Die fragliche Notiz lautete also:

„Mit Hilfe eines Deutsch-Amerikaners, eines gewissen Herrn Bärndorf, ist es der Polizei gelungen, des Mannes habhaft werden zu können, der, wie wir bereits gemeldet, vor wenigen Tagen in Meran einen deutschen Kurgast, in dessen Diensten er gestanden, ermordet haben soll.

Der Verhaftete, ein äußerst gefährliches Individuum, ist von Geburt Italiener, ein Unicum an Häßlichkeit, schlau und verschmitzt und von äußerst gewandtem Benehmen. Die verschiedenen Namen, die er während seines vielbewegten Lebens

angenommen, sollen eben so zahllos sein, wie die von ihm begangenen Verbrechen".

„Also darum ist er hier, und nicht um seiner Tochter willen?" sprach Olbrich vor sich hin. „Er scheint es eben nicht eilig zu haben, in ihren Besitz zu gelangen, und das giebt mir Hoffnung. — Großer Gott, da ist er!"

Dieser Ausruf galt der Erscheinung Bärndorf's, der eben in die Thüre des Speisesalons eingetreten war und neugierigen Blickes Jemand dort zu suchen schien.

Fast gleichzeitig erblickten sich die beiden Männer, die sich zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatten, und maßen sich einige Secunden hindurch mit großen Augen. Olbrich war von seinem Stuhl aufgesprungen und hielt jetzt zitternd vor innerer Erregung beide Hände stumm dem Eintretenden entgegen.

„Bärndorf!!" rief er, und schon hatten seine Arme den Jugendfreund umfaßt. Es dauerte eine lange Weile, ehe der Eine oder der Andere sprechen konnte, so tief waren sie erschüttert. Jetzt endlich faßte sich Bärndorf zuerst, und Olbrich an beiden Schultern packend und ihm warm und tief in die Augen schauend, sprach er gerührt:

„Ja, Du bist der Alte geblieben! Unversehrt haben die Jahre und wohl auch die Schicksale Dein Antlitz gelassen; Deine Stirn ist nicht mit Narben bedeckt, Deine Haare sind nicht ergraut wie die meinen, auch Dein Herz wird nicht zerrissen worden sein von jenen furchtbaren Leiden, die das Deines armen Freundes zerfleischt haben, seit jenem schrecklichen Decemberabend des Jahres 1847. Dir hat der Allmächtige Dein geliebtes Weib, hat Dir Deine süßen Kinder nicht entrissen —"

„Doch, Bärndorf! Doch! Zwei hat mir der Himmel erst kürzlich durch den Tod wieder genommen und ein Drittes —"

„Ich weiß — ich hörte davon, und wie tief mich jene Kunde getroffen, wirst Du begreifen. Jetzt, wo ich so nahe

war dem Wiederfinden meiner einst mit so entsetzlicher Grausamkeit verstoßenen Tochter, muß die göttliche Gerechtigkeit mir dies Glück versagen!"

Olbrich sah dem Freund einen Augenblick verwundert in's Gesicht, dann frug er zögernd: „Und was sollte dies Wiederfinden verhindern —?"

„Was?" erwiderte dieser, „Du frägst noch? Das ist grausam von Dir. Ist sie nicht todt, meine kleine Henriette, das Kind, in dem ich jetzt mein so heißgeliebtes Weib wiedersehen zu können hoffte?"

„Todt —? Wer sagt Dir denn, daß Deine Tochter gestorben sei?" meinte erschrocken der Kaufmann.

„Wie? — Sie wäre am Leben —? Mensch! Freund! Täuschest Du mich auch nicht?" schrie Bärndorf, außer sich vor Aufregung. „In Meran sagte man mir ja, daß Du kürzlich zwei Kinder durch den Tod verloren habest, einen Sohn und eine Tochter, die Henriette hieß?"

„So ist es auch", nickte Olbrich traurig, „das aber war unser Jettchen, unsere sechsjährige Tochter. Deinem Kinde hatten wir einen anderen Namen beigelegt; in der Stunde, in der Du es uns überließest, nannten wir es Deiner verstorbenen Frau zu Ehren Rosa, und diese Rosa lebt, ist frisch und gesund, schön und klug und in diesem Augenblick die glückliche Braut eines wackeren Mannes".

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!" zitterte es von Bärndorfs Lippen.

„Du wirst dieser Verbindung nichts entgegensetzen?" — forschte Olbrich leise und befangen.

„Ich? — Welches Recht hätte ich dazu? Wenn das Herz meines Kindes, wenn Dein Verstand und Deine Fürsorge den Mann gewählt haben, dann wird er auch wohl fähig sein, ihr Glück zu begründen. — Aber nun komme, führe mich zu meiner Tochter, ich brenne ja vor Verlangen, sie in meine Arme, an mein Vaterherz schließen zu dürfen!" flehte Bärndorf.

„Warte einen Augenblick“, mahnte der Andere, „laß uns vorher noch Einiges mit Vorsicht besprechen. Deine Tochter weiß nämlich nicht, daß wir, meine Tina und ich, nicht ihre Eltern sind, und ich fürchte, erfährt sie diese Thatsache zu rasch und unvorbereitet, dann könnte es einen gefährlichen Eindruck auf sie selbst und einen nicht ganz wünschenswerthen in Bezug auf Deine Interessen machen. Das Mädchen ist sehr, sehr feinfühlig und eine zartbesaitete Natur. Sie ist eben — Deines Weibes Ebenbild in Allem und Jedem!“

„Ich verstehe!“ sprach gesenkten Hauptes Bärndorf. „Ihr waret ihr Alles, — Euch würde sie nicht verlieren, — ich war ihr nie Etwas, höchstens ein schlechter, gewissenloser Vater — mich würde sie nie gewinnen wollen!“

„Denke nicht übel von dem Mädchen“, bat Olbrich, „aber lasse sie uns zart anfassen, um sie Dir zuführen zu können. Das möchte ich nur!“

„Ich werde Dir in Allem Folge leisten, was Du immer anordnen wirst, das gelobe ich Dir! — Doch jetzt komme zu mir hinauf, in mein Zimmer; der Speisesaal beginnt sich mit Gästen zu füllen, hier könnten wir nicht mehr ungestört uns berathen. Doch halt! Es ist Mittagszeit, und ich vergaß, daß Du verheirathet bist und Deine Frau Dich erwarten wird“, setzte er traurig hinzu.

„Oh das soll mich nicht abhalten ein paar Stunden bei Dir zu bleiben, lieber Freund“, entgegnete der Kaufmann munter, „meine Tina weiß, wohin ich gegangen und wird sich garnicht darüber wundern, wenn ich in Deiner lieben Gesellschaft das Heimgehen vergesse!“

Deine Tina!“ sprach bewegten Tones Bärndorf, „wie freue ich mich Sie wieder sehen zu können, Sie die einst der Liebling, die Freundin meiner Rosa gewesen. Sie hat sich wohl sehr verändert innerhalb der zwanzig Jahre, wie?“

„I nun ja“, meinte Olbrich schmunzelnd, „an Jugendblüthe hat sie verloren und an Leibesumfang tüchtig gewonnen; sonst aber ist sie die Alte geblieben“.

Bärndorf bestellte ein kleines Diner und einige Flaschen feinen Weines auf sein Zimmer, und bald nachher saßen die beiden Freunde dort einander gegenüber, plaudernd über gleichgültige Dinge, während die Kellner servirten. Doch als diese, nachdem sie Kaffee und Cigarren gebracht, sich entfernt hatten, begannen sie das zu besprechen, was Ihnen tiefernst am Herzen lag.

„Vor allem eine Frage, Bärndorf", hub der Kaufmann an, „was ist aus Deinem Sohn, aus Deinem prächtigen Jungen Heinrich geworden? Wo lebt er, und wie geht es ihm —?"

Bleich wie der Tod wurde jetzt der also Angeredete, und ein leises Zittern durchflog seinen Körper. Dann antwortete er tonlos:

„Zwei Jahre etwa, nachdem ich meine Tochter verflucht und als Waise in die Welt hinausgestoßen hatte, verlor ich auch meinen Knaben, dieses von mir so heiß, so leidenschaftlich geliebte Kind. Er fand in den Flammen eines brennenden Hauses, in welchem ihn seine Wärter zurückgelassen hatten, den qualvollsten, den fürchterlichsten Tod!" —

Nur ein leiser erstickter Aufschrei war es, der jetzt über die Lippen Olbrichs kam, dieser aber verrieth dem Freunde mehr als ihm tausend Worte hätten sagen können; aus ihm klang der getheilte Schmerz einer redlichen tieffühlenden Freundesbrust. —

„Und nun höre, wie mir's ergangen ist seit wir uns zum letzten Male gesehen!" Bei diesen Worten stürzte Bärndorf rasch ein Glas feurigen Weines hinab, wie um sich zu stärken zu dem, was er zu erzählen hatte.

Dreißigstes Capitel.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.
Herder.

Als ich am letzten Weihnachtsfeierabend des Jahres 1847 mit meinem kleinen Heinrich Wien verließ, wandte ich mich nach Pest, wo, wie Du weißt, ein Schwager und Associer unseres damaligen Chefs an der Spitze eines der bedeutendsten Handlungshäuser der ungarischen Hauptstadt stand. Dieser kannte mich persönlich sehr gut, wußte, welch unbedingtes Vertrauen ich in dem Geschäfte seines Schwagers genossen, und engagirte mich sofort.

Ich weiß nicht, ob er es nicht später bereut hat, denn ich war anfänglich weder mit dem Kopf noch mit dem Herzen bei dem Ausüben meiner Berufspflichten.

Den Schlag, der mich bis ins Innerste getroffen, konnte ich nicht verwinden; die Wunde, die mir das Schicksal geschlagen, brannte und blutete fort und fort. Ich suchte mich zu betäuben in dem Sturm der Revolutionszeit, ich ließ mich hineinziehen in den Wirbel, der die Gemüther der fanatisirten Freiheitskämpfer erfaßt hatte, gleichwohl mir damals weder die politische, noch persönliche Freiheit etwas galten. Ich mischte mich unter die Menschenwogen, die den Universitätsplatz überflutheten, um den Reden Kossuth's zu lauschen, gleichwohl ich kein Wort von seiner Sprache verstand.

Ein Babylon herrschte in meiner Brust und in meinem Kopfe. Die Veilchensträußchen, mit welchen das enthusiastische

Volk seinen gefeierten Tribun bewarf, strömten für mich einen Duft aus, der mich an den Sarg meines Weibes erinnerte, das Eljengebrüll der Menge betäubte indessen meinen immer wieder neu auflodernden Schmerz.

Jede Stunde, die ich vom Geschäft frei war, fand mich bei irgend einer Volksversammlung; mich zogen aber, wie gesagt, weder politische noch persönliche Interessen dorthin, wenn man zu letzteren nicht Berauschungssucht zählen muß.

Kam ich dann müde und abgespannt nach Hause, dann herzte ich meinen Knaben, meinen Heinrich, spielte mit ihm und legte mich, wenn er eingeschlafen war, an seine Seite, um mit offenen Augen zu träumen. Zu träumen von Ihr, die mein Alles gewesen, und die mir ein grausames Schicksal so früh entrissen hatte. Kam endlich ein wohlthätiger Schlaf über mich, dann erschien sie mir im Traume, häufig mit liebevollen Worten mich tröstend, noch häufiger traurig und ernst erscheinend, mit einem herzzerreißenden stillen Vorwurf auf dem engelgleich schönen Antlitz.

Ich wußte, was diese geheimnißvolle Klage bedeuten wollte; sie galt ihrem armen Töchterchen, das ich Elender mit meinem Fluch belastet hatte.

Solche Träume drängten mich oft hart zu dem Entschluß, nach Wien zurückzukehren, um mein kleines Mädchen zu holen. Kaum gefaßt, zerstiebten aber die guten Vorsätze wieder an dem tiefeingewurzelten Haß gegen das arme, schuldlose Geschöpf, das ich noch immer als die Mörderin seiner Mutter verwünschte.

Ich hatte meine Wohnung bei einer wackeren, alten Frau, einer Pastorswittwe genommen, die alle ihre Kinder durch den Tod verloren hatte, und die bald mit ganzem Herzen an meinem Knaben hing. Getrost konnte ich ihr daher das Kind überlassen, wenn ich meinen Geschäften nachging; sie behütete dasselbe mit mütterlicher Zärtlichkeit und Fürsorge.

Mit dieser braven gemüthvollen Frau besprach ich oft den grenzenlosen Jammer, der mein Herz bedrückte, schilderte

ihr mein verklärtes Weib in den glühendsten, berückendsten Farben, um ihr eine Vorstellung zu geben von dem Verlust, der mich getroffen. Doch nie konnte ich es über mich gewinnen, das Verbrechen einzugestehen, welches ich an meinem Kinde, an dem Kinde eben dieser herrlichen Gattin, begangen hatte.

Gleichwohl tadelte die strenggläubige, fromme Frau rücksichtslos meine moralische Feigheit, wie sie den zügellosen Schmerz nannte, dem ich mich hingab. Sie verdammte denselben und forderte mich auf, um mich zu blicken und auf Jene hinzuschauen, die Gleiches erdulden mußten und dabei noch von schweren materiellen Sorgen um ihre zurückgebliebenen Lieben heimgesucht wurden. Auch sie selbst hatte einen geliebten Gatten frühzeitig durch den Tod verloren, der ihr vier kleine unmündige Kinder zurückgelassen, für deren Existenz sie Tag und Nacht die Hände hatte rühren müssen.

„Und wenn ich mich da verhalten hätte wie Sie, Herr Bärndorf?“ pflegte die wackere Frau am Schlusse ihrer mir ertheilten Predigt stets zu sagen, „dann wären meine armen Würmchen verhungert, und mein Gottseliger drüben im besseren Lande würde seines ewigen Friedens nicht froh geworden sein, hätte ich an den Pfändern seiner Liebe also schlecht gehandelt!“

Wie ein scharfes Messer gingen mir solche Worte durch die Seele, warfen Sie mir doch den moralischen Mord vor, den ich an meinem kleinen Mädchen begangen; aber wie gesagt, ich hatte leider alle Willenskraft verloren, und was ich in der einen Minute als festen Vorsatz gefaßt, verwarf ich mit Entrüstung in der nächsten schon.

So vergingen Wochen und Monate, so ein Jahr. Die Geschichte dieser Revolutionszeit brauche ich Dir nicht zu erzählen, die kennst Du wohl selbst. Die Deutschen in Ungarn hatten damals einen schweren Stand, und wer nicht mit in die Eljenrufe einstimmte, die der nationalen Sache galten, der war ein verfluchter Schwabe, ein Schwarzgelber, ein Vaterlandsverräther.

Da ich mich zu gar keiner Farbe bekannte und stets nur stummer Zuschauer blieb, hielt man mich endlich für einen Agenten der kaiserlichen Regierung, für einen Spion. Mein Chef warnte mich öfter vor den Besuchen der Volksversammlungen, er bat mich, in meinem Interesse, sowie in dem meines Sohnes, vorsichtig sein zu wollen, und wie viel Grund er dazu hatte, sollte ich nur zu bald erfahren.

Es war am 28. September, als ich einer geschäftlichen Besorgung wegen nach der Festung Ofen hinüber mußte. In der Nähe der Brücke sah ich Hunderte von Menschen dicht zusammengeballt sich hin- und herbewegen, hörte wüstes Geschrei und Gejohle, Eljen- und Pereatrufe.

Da ich die Brücke zu passiren hatte, mußte ich die Menge durchschreiten. Was ich aber da zu sehen bekam, ließ mein Blut in den Adern gerinnen.

Der fanatisirte und aufgehetzte Pöbel hatte eben den durch kaiserliches Manifest vom 25. September zum königlichen Commissair und Obercommandanten sämmtlicher regulärer und irregulärer Truppen ernannten Grafen Franz Philipp von Lamberg meuchlings ermordet, seinen Leichnam hatten die entmenschten Scheusale über die Brücke geschleift, und ehe man ihnen denselben noch entreißen konnte, hatten sich Hunderte von Händen Trophäen von seinem Leibe gerissen, mit denen sie jetzt wild jauchzend prunkten.

Weiber und Kinder tauchten ihre Taschentücher in das Blut, welches das arme Opfer des rohen Pöbels hatte vergießen müssen, und die Männer schwenkten diese triumphirend in den Lüften, auf Picken aufgespießt oder an lange Stangen gleich Fahnen gebunden, dabei enthusiastisches Jubelgeschrei ausstoßend, als ob es einer gewonnenen Schlacht, einer heldenmüthigen That gegolten hätte.

Mit Abscheu und Grauen wandte ich mich von dem scheußlichen Anblick ab und stieß dabei an einen Mann, der eine Lanze hoch erhoben vor sich her trug und dabei mit roher Stimme rief:

„Hier, ein Büschel Haare von dem Vaterlandsverräther, von dem schwarzgelben Hund! 's hängt noch ein Stück Haut dran, frisch und rosenroth! Wer will's haben —? Fünf Gulden für's arg bedrängte Vaterland! Das Kopfstück ist's werth!"

„Ja, ein Kopfstück ist solch schändliche That werth, Du entmenschte Bestie!" schrie ich, meiner selbst nicht mehr mächtig und die Gefahr vergessend, in die ich mich begab. Ich hatte den Elenden erkannt. Er war Hausknecht in unserem Geschäft, ein geborener Deutschböhme, spielte sich aber seit neuerer Zeit auf den enragirten Anhänger der ungarischen Freiheitsideen hinaus, denn dabei ließ sich's ziemlich gut und wohlfeil leben.

Der Kerl gab sich ja zu allen möglichen und unmöglichen Diensten her, wenn dieselben nur tüchtig bezahlt wurden. Vorzugsweise viel Geld verdiente er aber auf dem Wege der Denunciation und seinen eigenen Bruder hätte er hier nicht geschont, wo es galt, das für solch scheußliche Dienste übliche Honorar einzustreichen.

Vor Kurzem erst hatte er einen braven, wackeren jungen Deutschen, der Volontair in dem Hause meines Chefs war, der Nationalregierung als höchst gefährlichen Menschen angezeigt; rechtzeitig gewarnt, floh derselbe bei Nacht und Nebel aus dem Hause und über die Grenze. Den Schurken selbst zu entlassen, wagte unser Chef damals nicht, denn das wäre für ihn selbst zu gefährlich gewesen in jener Zeit.

Ich schäumte vor Wuth, als ich die neuerliche Schändlichkeit dieses Nichtswürdigen kennen lernte, und mit einem kräftigen Faustschlag schleuderte ich ihm die Lanze aus der Hand und ihn selbst zu Boden.

Einen Moment hindurch blieb die Menge um uns her wie versteinert. War es, daß ein erleuchtender Gedanke sie von dem begangenen Unrecht überzeugte, oder war sie perplex durch das, was sie für unerhörten Frevel an der nationalen Sache halten mochte, ich weiß es nicht. Plötzlich

aber kam der Pöbel wieder zu sich selbst, und wie die wildeste Meute stürzte er sich jetzt auf mich. Ich war augenscheinlich verloren, wenn ich mich nicht zu retten verstand.

Meine gefährliche Lage mit Blitzesschnelle erfassend und auf meine körperliche Kraft bauend, suchte ich mir einen Weg durch die Menge, indem ich die mir Nahestehenden zu Boden schlug und über sie hinwegstürmte. Etwa ein Dutzend Leute hatte ich zur Erde geworfen, und das Geheul derselben, sowie das Gelächter der Uebrigen — Athletenkünste finden in Ungarn jederzeit ein dankbares Publikum — brachte eine Verwirrung hervor, die ich glücklich benutzen konnte. Im Flug hatte ich die Brücke passirt und wollte eben in ein kleines Seitengäßchen der Christinenstadt einbiegen, wo ich sicher vor Verfolgung gewesen wäre, als ich mich plötzlich energisch von rückwärts festgehalten fühlte.

Eine ziemlich angenehme Stimme bat mich in italienischem Idiom um einen Augenblick Gehör.

„Signore — eine Lösegeld — ick befinde mir in sehr traurige Verhältnisse, und wenn ick Sie übergebe an Ihre Verfolger — diese mir werden sehr gut bezahlen!“

„Schändliche Creatur!“ schrie ich zähneknirschend; es hätte mich einen Ruck meines kräftigen Armes gekostet, und die Canaille wäre vielleicht am Boden gelegen. Aber sein Geschrei konnte den mir nachstürmenden Pöbel auf meine Spur bringen, und dann war ich verloren. Rasch griff ich denn nach meiner Börse — sie war weg. Man hatte sie mir im Gedränge gestohlen.

„Ich habe kein Geld — man hat es mir entwendet!“ rief ich dem Italiener zu.

„Schlechter Spaß!“ grinste dieser. „Geben Sie mir Uhr und Ringe — oder Sie sein verloren!“

Schon hörte ich Leute näher kommen, die mir wohl auf der Spur sein mochten. Der Gedanke, gleich dem unglücklichen Grafen Lamberg lebendig zerfleischt werden zu können, machte mich schaudern. Rasch riß ich die Uhr aus

der Weste und warf sie dem Räuber hin, streifte die Ringe bis auf den Trauring meines Weibes von den Fingern und gab ihm auch diese. Dem Scheusal genügte das nicht.

„Ma Signore — auch diesen da!“ rief er lüstern nach demselben blickend.

„Niemals, nie Hallunke!“ schrie ich außer mir vor Wuth, und diese gab mir übermenschliche Kräfte. Mit einem Sprung hatte ich mich auf den Welschen geworfen, und ihn an der Gurgel fassend, drohte ich ihn zu erwürgen, wenn er einen Laut ausstoßen würde. Er regte sich nicht und stellte sich ohnmächtig.

Wie einen räudigen Hund stieß ich ihn jetzt mit dem Fuß von mir und flog mehr, als ich ging, durch die kleinen engen Gäßchen, kreuz und quer, bis ich das Sommertheater erreicht hatte, wo zu der Stunde, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon hatte, der Secretair des Grafen Lamberg dort versteckt sich befand, der sein Leben nur auf diese Art gerettet hatte, sonst wäre sicherlich auch er dem rasenden Pöbel zum Opfer gefallen.

In der Nähe des Sommertheaters bewohnte die Schwester meines Chefs ein kleines Häuschen; dieses wählte ich mir als Ziel meiner Flucht. Die gute Frau nahm mich mit Freuden auf und versteckte mich in einer Obstkammer, wo ich bis zur einbrechenden Nacht blieb, dann aber, in den Kleidern ihres alten Gärtners zuerst nach meiner Wohnung und darauf zu meinem Chef zurückkehrte.

Dort aber wurde ich schon erwartet. Der nichtswürdige Böhme hatte mich angezeigt und trotz der flehenden Bitten meines Principals, trotzdem dieser Caution für mich erlegen wollte, wurde ich mit Ketten belastet in's Gefängniß abgeführt, wo ich beinahe drei Monate hindurch schmachtete. Der elende Schandbube aber, der mich in den Kerker gebracht, sah sich sofort aus dem Hause des Großhändlers gewiesen; um Nichts in der Welt hätte dieser mehr den gefährlichen Menschen in seiner Nähe geduldet.

Drei Monate lang hielt man mich gefangen wie einen Raubmörder, und doch hatte ich mich nur an einem Schurken vergriffen, der mit Verbrechern Hand in Hand gegangen war, und der das Blut eines Schuldlosen mit Jubel fließen hatte sehen.

Man verhörte mich nicht, man erlaubte mir nicht, Briefe zu schreiben oder solche zu empfangen, man gestattete mir auch nicht, mein Kind, meinen Heinrich, sehen zu dürfen.

Mein hochherziger Chef, der die grenzenlose Liebe kannte, mit der ich meinen Knaben umfaßte, fand bald Mittel und Wege, meinen Jammer um denselben zu verringern; er nämlich war der Einzige, der Zutritt zu mir fand, weil er vorgegeben, daß er in geschäftlichen Beziehungen öfterer Unterredung mit mir bedürfe und — weil seine Hand den goldenen Schlüssel hatte, der alle Thüren öffnete. Er auch brachte mir oft und stets befriedigende Nachrichten, mein Kind betreffend, und endlich, nach langen Wochen, auch die so heiß ersehnte Freiheit.

Von der Zeit an ward ich vorsichtig. Nie wieder ließ ich mich in einem Gasthaus oder bei Volksversammlungen blicken, ja, wo auf öffentlicher Straße eine Gruppe mehrerer lebhaft sprechender Männer zu sehen war, wich ich solcher mit Absicht aus. Die Stunden, welche ich nicht im Dienste meines gütigen Principals verbrachte, fanden mich zu Hause bei meinem Knaben.

Zur Zeit der Belagerung der Festung Ofen traf mich ein neues Unglück: ein Projectil in unser Haus geschleudert und unmittelbar an meiner braven Miethfrau vorübersausend, erschreckte diese derart, daß sie ohnmächtig zusammenbrach. Trotz rasch angewendeter ärztlicher Hilfe starb sie schon vierundzwanzig Stunden später, ein Herzschlag hatte sie getödtet.

Das war für mich eine schwere Heimsuchung, denn sie hatte meinen Heinrich geliebt und für ihn gesorgt, fast wie eine rechte Mutter. Wem sollte ich fortan mein Kind anvertrauen, wenn ich Pest im Dienste meines Chefs, wie dies

sehr häufig geschah, verlassen würde, um eine kleine Reise anzutreten? Niemandem, das war mein fester Vorsatz.

Vorläufig blieb ich in dem Hause der verstorbenen Pastorswittwe wohnen und nahm eine alte Person zu mir, die bei dem Knaben bleiben mußte, während ich im Geschäfte war. Bald nach dem Tode meiner früheren Wirthin wurde ich von meinem Principal beauftragt in Oedenburg, Raab und Stuhlweißenburg Gelder einzukassiren, die lange schon ausständig, auf brieflichem Wege durchaus nicht einzutreiben gewesen waren. Ich nahm meinen Knaben mit mir.

In der letzten der oben erwähnten kleinen Städte hatte ich zuerst zu thun und dort fand ich auch sehr freundliche Aufnahme und gute Bewirthung bei den Eltern unseres kleinen Praktikanten, der mich in Pest schon gebeten hatte, meinen Aufenthalt doch sicher bei diesen nehmen zu wollen.

Die Leute hatten einen Knaben, der nur wenige Jahre älter war als mein Heinrich, und dieser bemächtigte sich sofort des Letzteren, zeigte ihm seine Spielsachen, führte ihn in den Garten, zur Schaukel und dann zu dem kleinen Pony in den Stall. Von diesem namentlich konnte und wollte sich Heinrich fast gar nicht mehr trennen.

Am selben Tage noch sollte ich, da meine Geschäfte hier verrichtet waren, weiter fahren. Heinrich wollte zum ersten Male mich nicht begleiten. Die Liebenswürdigkeit seines neuen Freundes, weit mehr aber noch das Pony, hatten ihn gefangen genommen.

Meine freundlichen Wirthsleute drangen nun in mich, ihnen das Kind zu lassen, bis ich wieder nach Stuhlweißenburg zurückkehren würde, und versprachen mir hoch und heilig, es behüten zu wollen wie ihren eigenen Augapfel. Unglückseligerweise ließ ich mich endlich dazu bereden und nahm, wie ich hoffte, für wenige Stunden nur, Abschied von meinem Knaben.

Als ich ihn auf den Arm nahm und herzte und küßte,

überkam mich plötzlich eine unbestimmte Angst, das Gefühl, ihn nicht mehr von mir lassen zu sollen. Doch schämte ich mich gleich wieder meiner Unentschlossenheit und der lächerlichen Rolle, die ich den Leuten gegenüber spielte, ich setzte das Kind, das sich diesmal sehr gern von mir trennte, ab, und beeilte mich, den Wagen zu besteigen, der mich fortbringen sollte.

Noch einmal blickte ich am äußersten Ende des Gäßchens, worin das Haus stand, in dem ich mein Theuerstes zurücklassen mußte, nach diesem um, der Knabe stand noch auf demselben Fleck, sprang und jubelte und schwenkte grüßend sein kleines Mützchen nach mir.

Ich habe ihn nie wiedergesehen!"

Einunddreißigstes Capitel.

Wie der Epheu fester seine Ranken
Stets um morsche Säulen klammert,
So erfaßt der Mensch mit dem Gedanken
Inniger was er bejammert.

Feuchtersleben.

Bärndorf holte hier tief Athem und schien außer Stande weiter sprechen zu können.

Von tiefem Mitleide für den Freund erfüllt, wagte der Kaufmann kein Trosteswort; in diesem Falle schien es überhaupt kein solches zu geben. Theilnehmend drückte er ihm nur die Hand, und bat ihn, sich zu schonen und den Schluß seiner Erzählung für später einmal aufschieben zu wollen.

„Nein“, sprach Bärndorf wehmüthig. „Du sollst jetzt schon Alles hören, ein nächstes Mal würde ich unter diesen Erinnerungen eben so sehr zu leiden haben wie heute. Die Wunde wird nie vernarben, nie; der Schmerz wird nur mit meinem letzten Herzschlag aufhören, meine Brust zu zerfleischen. Höre weiter:

„Schon auf dem halben Wege meiner Rückfahrt nach Stuhlweißenburg erfuhr ich von fliehenden, vor Angst und Entsetzen halb rasenden Einwohnern dieser Stadt, daß die kaiserlichen Truppen dieselbe in Flammen gesetzt hatten, nachdem ein Landsturm organisirt worden war, um diesen den regulären Truppen entgegenzuschicken.

Von einer namenlosen Angst um mein allen möglichen Unglücksfällen preisgegebenes Kind erfaßt, peitschte ich die Pferde, daß sie, mit ihren Hufen kaum die Erde berührend, wie vom Sturmwind getragen, der noch an vielen Punkten brennenden Stadt zuflogen.

Ein Detachement österreichischer Soldaten hielt meinen Wagen auf, als ich schon die ersten Häuser derselben — noch in Rauch gehüllt — vor mir erblickte. Ich wies meine Legitimationskarte vor und wurde durchgelassen.

Keuchend vor Angst, mit glühendem Athem und einem Pulsschlag, wie ihn nur die höchste Fieberhitze hervorzubringen vermag, ließ ich die Pferde jetzt in das wohlbekannte Gäßchen einbiegen. Von dem netten kleinen Häuschen mit der frischen lachenden Außenseite waren nur noch die kahlen Grundmauern, schwarz und grauenhaft anzusehen, vorhanden, alles Andere waren rauchende Balken und ein Haufen Schutt.

Wild sträubte sich mir das Haar, meine Hände ballten sich krampfhaft ineinander und mit einem Angstschrei — gräßlicher konnte er nimmer aus einer Menschenkehle kommen — rief ich aus: „Wo ist mein Kind?!"

Da traten ein paar Leute an mich heran, Nachbarn, wie es schien, die mich vielleicht gestern gesehen haben mochten, als ich mit meinem Knaben im Wagen hier vorgefahren war. Grenzenloses Mitleid sprach sich in den Zügen dieser Unglücklichen aus, die in der letztvergangenen Nacht Hab und Gut verloren, die aber noch immer Empfänglichkeit und Theilnahme für fremdes Leid sich bewahrt hatten.

„Trösten Sie sich, Herr", sprach freundlich ein alter Mann zu mir und legte mir beschwichtigend die Hand auf die Schulter, ergeben Sie sich in Gottes Schickung; zu ändern ist's ja doch nicht mehr!"

„Was, — was wäre nicht mehr zu ändern —?" schrie ich mit heiserer unartikulirter Stimme.

„Dort!" antwortete der Alte, fromm zum Himmel blickend, der jetzt in wunderbarer Klarheit und tiefem Blau auf uns arme Creaturen niedersah.

„Mein Kind, mein Heinrich ist doch nicht verbrannt?" schrie ich und merkte es nicht, mit welchem Entsetzen die Leute vor mir zurückwichen; ich sah nur das jammervolle

Kopfnicken des alten Mannes und dann stürzte ich wie leblos zu Boden.

Stundenlang plagten sich die guten Menschen, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Als es ihnen gelungen war, lag ich auch schon in Fieberhitze, die indessen nur zweimal vierundzwanzig Stunden anhielt. Nach dieser Zeit hatte meine kräftige Natur den Sieg gewonnen, ich war wieder bei klarem Bewußtsein und konnte das Bett verlassen, welches mitleidige Seelen mir freundlichst eingeräumt hatten. Mit einer mir noch heute unerklärlichen Ruhe erkundigte ich mich jetzt nach allen, auch den kleinsten Details in Bezug auf jene fürchterliche Nacht, die mir mein Theuerstes entrissen hatte; was ich hörte, konnte mich nicht beruhigen, es konnte nur meine Wunde heftiger bluten machen.

Die Familie, in der ich meinen Sohn zurückgelassen, war mitten im Schlafe von den Rufen: Feuer! und Landsturm! erweckt worden. Rasch hatten sie ihre kostbarsten Habseligkeiten zusammengerafft, und während sie Silber und Werthsachen in Bündel packten, schrien sie den Knechten und Mägden zu, die Kinder aus ihren Betten zu nehmen und mit diesen dem nahen Walde zuzulaufen, in dem man sich später treffen sollte. Während nun die Knechte diesem Auftrag scheinbar gehorchten, eilten die Mägde, das Vieh aus den Ställen zu treiben und nach ihren eigenen kleinen Habseligkeiten zu sehen.

Die Letzten, welche das Haus verließen, waren der Eigenthümer desselben, und sein Weib. Nochmals riefen sie vorher, ob auch Alles draußen wäre, was Leben habe. Keine menschliche Stimme antwortete ihnen und so schlossen sie denn vorsichtig das Thor und liefen dann in athemloser Hast den vorausgeeilten Dienstleuten nach.

Als sie diese endlich im Walde erreicht hatten, es war mittlerweile Tag geworden, suchten ihre Augen vergebens nach dem ihnen anvertrauten Kinde. Keiner von den männlichen, keines von den weiblichen Dienstleuten wollte dasselbe gesehen

haben. Einer hatte sich auf den Anderen verlassen, und nur der Sohn ihrer Herrschaft war gerettet worden.

Starr vor Entsetzen blickten sich die armen, von Gewissensfoltern gemarterten Eheleute an, dann ermannte sich der Gatte, und ohne erst zu sagen, was er vorhatte, stürmte er zurück nach der noch immer brennenden Stadt. Dort sah er eben den letzten Dachsparren seines Häuschens in die prasselnde Gluth versinken, und vorübereilende Leute schrieen ihm zu: ein Kind habe wohl jämmerlich von einem der Fenster herab um Hilfe gerufen, aber da eine solche nicht mehr zu schaffen gewesen, habe man dasselbe seinem jammervollen Schicksal überlassen müssen.

Der Mann soll sich bei der fürchterlichen Kunde das Haar ausgerauft und geklagt haben, es könne für ihn und die Seinen keine glückliche Stunde mehr hier auf Erden geben; aber dann, als er die Nutzlosigkeit seines Jammerns eingesehen, dann soll er wieder zurück nach dem Walde und später mit den Seinen nach Pest zu seinem älteren Sohne gewandert sein.

Dumpf und schrecklich klangen diese Einzelheiten an mein Ohr, meine Sinne verwirrten sich wieder, und nur das Eine blieb mir klar: Sterben wollte jetzt auch ich, sterben um jeden Preis und — bald.

Vor Allem aber hatte ich noch eine Pflicht zu erfüllen dem Manne gegenüber, in dessen Sold ich stand, und der bis jetzt mehr als freundschaftlich, der wahrhaft väterlich an mir gehandelt hatte. Das Geld, welches ich mit gutem Glück von den säumigen Schuldnern einkassirt, mußte ich meinem Principal erst einhändigen, dann aber konnte und wollte ich nicht mehr in seinem Geschäft bleiben; diese monotone gleichmäßige Berufsweise würde mich jetzt wahnsinnig gemacht haben, wo stündlich, wo in jeder Minute fast der verkohlte Leichnam meines Kindes mir vor Augen lag, wo ich oft, rasend vor Schmerz, meine Fingernägel mir in's Fleisch krallte, nur um mich zu überzeugen, ob Gefühl noch in dem

Körper wohne, der so viel Entsetzliches erfahren und doch noch leben konnte.

Ich dankte den guten Menschen, die sich meiner bedauernswerthen Lage angenommen und mich zu einem jedenfalls verwünschten Dasein zurückgebracht hatten, und kehrte nach Pest zurück.

Mein Chef, von Allem, was mich betroffen, bereits unterrichtet durch die Eltern unseres Praktikanten, die lange vor mir angekommen waren, entfernte diese Leute vorläufig aus seinem Hause, um mir ihren persönlichen Anblick zu ersparene der mich vielleicht zur Raserei und allen möglichen Ausschreitungen hätte bringen können, was doch wieder an meinem Unglück nichts geändert haben würde.

Ernst und ruhig empfing mich dieser brave Mann, wie es sonst immer seine Art gewesen, doch zuckten heute seine Mienen in gewaltsam unterdrückter Erregung. Er wußte ja, was ich litt und er hatte ein warm empfindendes Herz.

Nachdem er mir still die Hand gedrückt, sprach er tief traurig:

„Bärndorf, ich glaube, Sie werden hier nicht länger bleiben wollen. Sollte ich mich irren —?“

Wortlos und heftig schüttelte ich den Kopf.

„Ich wußte es“, fuhr der Kaufmann gelassen fort „und begreife Sie. — Aber wenn Sie etwa, leidenschaftlich erregt wie Sie es jetzt eben sind, eine Thorheit begehen und den Tod suchen wollten, dann müßte ich Sie nicht nur tadeln, ich würde auch aufhören Sie zu achten“.

Als ich hierauf etwas erwidern wollte, winkte er mir Schweigen gebietend mit der Hand. „Lassen Sie mich aussprechen. Möchten Sie etwa in die Reihe der Insurgenten treten und diesem bereits in den letzten Zügen liegenden Körper Ihre Dienste weihen, blos um schneller in's Jenseits spedirt werden zu können? Letzteres machen Sie auf einfachere Weise möglich, wenn Sie sich an dem nächstbesten Baum aufhängen, oder wenn Sie sich in Ihrem Zimmer eine Kugel

durch den Kopf jagen. Jedenfalls ersparen Sie sich dann, lächerlich geworden zu sein. Oder wollten Sie den Kaiserlichen Ihren Arm weihen? Zu spät ebenfalls. Heute braucht man keinen mehr, es sind genug russische zu dem Zweck gewonnen worden, zudem würde Ihnen jedenfalls die Frage gestellt werden: Was Sie denn in letzter Stunde erst loyal gemacht hat. Sie wollen einfach getödtet werden; ich sehe das in Ihren Mienen, ich lese es in Ihrem Herzen. Gut. Besorgen Sie denn dies traurige Geschäft selbst, wenn Sie zu feige sein sollten, Menschliches wie ein Mensch, wie ein Christ ertragen zu können!"

Dabei wandte er sich scheinbar unmuthig von mir ab. Doch glaubte ich jetzt, er that dies mehr, um seiner eigenen Aufregung Herr zu werden.

„Sie rathen mir also, dies qualvolle Dasein fortzuschleppen?" erwiderte ich bitter. „O Herr, Sie haben gut rathen, was verstehen Sie von dem Schmerz, der mir die Brust zu sprengen droht. Sie sitzen dem Glück im Schooße, haben Weib und Kinder — ich dagegen nichts mehr, nichts als mein grenzenloses Elend!"

„Seien Sie nicht ungerecht gegen mich, Bärndorf, ich fühle tiefer mit Ihnen, als Sie ahnen mögen. Ihr Zustand aber erfordert einen energischen Arzt, kräftigende Heilmittel. Ein altes Weib, das mit Ihnen weinen und klagen möchte, würde den Auflösungsproceß nur beschleunigen, und auf solche Art, lieber Freund, möchte ich gerade Sie nicht scheiden sehen. Daß Sie in Pest, daß Sie in Oesterreich nicht bleiben können, in der Stimmung, in der Sie sich momentan befinden, je nun, das ist mir ganz erklärlich. Auch ich würde wahrscheinlich unter solchen Umständen ein Land fliehen wollen, in welchem meine moralischen Kräfte auf so harte Proben gestellt worden sind. Verlassen Sie uns denn! So ungern ich Sie aus meinem Hause, aus meinem Geschäft scheiden sehe, ich werde Ihnen selbst behilflich sein, werde Ihnen zu solchem Zweck an die Hand gehen und bin sogar

im Stande, Ihnen schon heute Mittel und Wege anzugeben, wie Sie rasch und weit von hier fortkommen und sich mir dabei noch persönlich verpflichten können".

Als er eine erstaunte Frage in meinen Mienen zu lesen glaubte, fuhr mein Chef ruhig also fort:

„Kaufmann Morris in Galacz, mit dem ich, wie Sie wissen, in lebhafter commercieller Verbindung stehe, hat mir vor wenigen Tagen geschrieben und mich gebeten, ihm einen tüchtigen, zuverlässigen und geschäftskundigen Menschen zu schicken, der, da er sich selbst nicht mehr jung und kräftig genug dazu fühlt, als sein Agent und Bevollmächtigter den Handel zur See leiten und alle Reisen diesbezüglich für ihn zu machen hätte. Für den Fall aber, daß ich ihm einen mit all den geforderten Eigenschaften ausgestatteten Mann zu empfehlen vermöchte, gäbe er mir carte blanche dessen Salair betreffend und die Ermächtigung, jede verlangte Summe zur Reise nach Galacz sofort auszubezahlen. Wollen Sie also die Stelle annehmen? Ich vermag Herrn Morris keinen Würdigeren für dieselbe zu empfehlen".

Was in meinem Innern jetzt vorging, vermag ich nicht recht zu beschreiben. Das Schimpfliche eines geplanten Selbstmordes trat immer lebhafter vor meine Seele, und endlich wollte ich wenigstens den Versuch wagen, den mir von der Vorsehung angewiesenen Platz zu behaupten und nahm das Anerbieten des gütigen Mannes an.

Schnell ordnete ich meine Angelegenheiten und noch am selben Abend verließ ich Pest mit einem Dampfer, der vollgepfropft mit Passagieren war.

Ein großer Theil derselben bestand aus politischen Flüchtlingen, denen der ungarische Boden bereits unter den Füßen gebrannt haben mochte, und die nun nicht länger der Gefahr sich aussetzen wollten, gehängt oder erschossen zu werden.

In Galacz angekommen, stellte ich mich meinem neuen Herrn sofort zur Verfügung. Dieser war ein trockener,

kalter Ziffernmensch, der die in seinen Diensten stehenden Leute wie seine Waare behandelte. Strenge Pünktlichkeit und Ordnungsliebe waren bei ihm Gesetz; sonst kümmerte er sich um sein Personal nicht, das er übrigens sehr gut bezahlte.

Nachdem ich in die Geschäfte eingeweiht und gehörig instruirt war, schickte mich Herr Morris schon am dritten Tage nach meiner Ankunft mit einem Auftrag nach Odessa. Von dort zurückgekehrt, wo ich die Geschäfte zu seiner besonderen Zufriedenheit abgewickelt zu haben schien, sandte er mich nach Tulcza, später sogar noch Konstantinopel, Smyrna und Griechenland.

Ich wurde (vielleicht durch besondere Intervention meines früheren Chefs) mit Arbeit so überhäuft, daß mir wenig Zeit blieb, an das Unglück zu denken, das mich in letzter Zeit in meinem Sohne heimgesucht, und wenn ich des Abends überangestrengt und todtmüde mich auf mein Lager warf, dann that die Natur ein Uebriges, mich vor quälenden Gedanken zu schützen.

So gingen Wochen, Monate dahin, so ein Jahr.

Auf einer meiner letzten Reisen nach Smyrna lernte ich einen Mr. Bloomfield kennen, der ein besonderes Gefallen an mir zu finden schien und meine Reiselust durchschauend, mit leichter Mühe mich beredete, ihm nach Amerika, seiner Heimath, zu folgen, wo er bedeutende Farmen und Fabriken besaß, und wo ich seiner Ansicht nach binnen kurzer Zeit (bei meinem geschäftlichen Wissen, wie er meinte) nicht nur eine vollständig unabhängige Stellung, sondern auch ein bedeutendes Vermögen zu erwerben im Stande sein würde.

Ich besann mich nicht lange. Ein brennendes Verlangen, das Land, in dem die Freiheit zu so üppiger Frucht gediehen war, durch persönliche Anschauung kennen zu lernen, hatte ja immer in meiner Brust gewohnt, ich sagte Herrn Morris daher Adieu, was zu seinem lebhaften Bedauern geschehen mochte, und bald hatte ich das Adriatische Meer verlassen

und steuerte dem Welttheil zu, in dem ich zwar kein individuelles Glück für mich erwartete, in welchem ich aber neue Verhältnisse, neue Menschen kennen zu lernen hoffte, und Dinge, die meinen Gesichtskreis erweitern, meinen Geist anregender beschäftigen konnten, als alles das, dem ich bisher begegnet war.

Das Jahr, welches ich in Galacz zugebracht, hatte mich eine hübsche Summe Geld ersparen lassen. Mein Chef hatte mich für meine Dienste glänzend bezahlt, außerdem hatte ich mehrere kleine, aber brillante Geschäfte auf eigenes Risico gemacht, und schließlich waren meine Bedürfnisse in letzter Zeit so bescheidene gewesen, daß sie beinahe Nichts bedeuteten.

Ich betrat also den amerikanischen Boden nicht mit leeren Händen. Dieser Umstand, gepaart mit Unternehmungsgeist, eisernem Fleiß und unterstützt durch die Connexionen Mr. Bloomfield's, der mich mit offenen Armen empfangen und bei sich aufgenommen hatte, brachten mir bei allen Unternehmungen ein fast fabelhaft zu nennendes Glück.

Vorerst pachtete ich eine der Farmen Mr. Bloomfield's, die mir dieser zu solchem Zweck freiwillig angeboten hatte, und Dank den glücklichen Neuerungen, die ich, gestützt auf eingehende Studien, eingeführt, Dank den prächtigen, wackeren Leuten, die ich mir engagirt (und zwar hatte ich diese größtentheils aus der Zahl jener europäischen Flüchtlinge rekrutirt, die ich auf meiner Ueberfahrt nach Amerika kennen und schätzen gelernt) überstiegen nach kaum drei Jahren die Einkünfte meiner gepachteten Grundstücke und des Viehstandes fast das Doppelte von dem, was sie früher gewesen.

Da ich mein Heimwesen in guten und verläßlichen Händen wußte, machte ich oft kleine Reisen ins Land hinein, entrirte große Waarengeschäfte, namentlich in Baumwolle und Cochenille, durch deren Absatz ich außerordentlichen Gewinn erzielte, und hielt mich einen großen Theil des Jahres über in New-York auf, wo ich meine Geschäftsverbindungen zu erweitern trachtete, und diesen Zweck in der That auch

vollkommen erreichte. Mr. Bloomfield war ein freier Amerikaner und als solcher respectirte er auch die persönliche Freiheit seiner Nebenmenschen. Wenn er es trotzdem nicht gern sah, daß ich in seiner Farm bei Rockeville immer seltener mich blicken ließ, so war dies nur ein Beweis mehr seiner herzlichen Freundschaft für mich.

Was mich aber so rast- und ruhelos umhertrieb, es waren ja doch nur jene unseligen Rückerinnerungen an die schmerzlichen Verluste, die mich in der Heimath getroffen hatten, die an meinem Lebensmark noch immer zehrten. Namentlich das trostlose Ende meines Knaben verfolgte mich häufig, im Wachen und Träumen, und wo ich ein Kind sah, das in seinem Alter stand und ihm auch ein wenig dem Aeußeren nach glich, da rissen meine Wunden aufs Neue wieder auf, und mein Gemüth verdüsterte sich sofort in erschreckender Weise.

Und doch zählte ich damals kaum zweiunddreißig Jahre, und das Leben lag noch vor mir mit all seinen Freuden und Verlockungen. Reizlos aber glitten diese an mir vorüber, denn zwei Schatten drängten sich stets zwischen sie und mich: der Schatten meines verklärten Weibes, — der verkohlte Leichnam meines einzig geliebten Kindes.

Diese Beiden umfaßten meine Gedanken so innig wie je zuvor. Der Verstoßenen aber, des schuldlosen kleinen Mädchens wollte ich nicht mehr gedenken, denn sie hielt ich jetzt mehr als je für die Urheberin all meiner Leiden. Sie machte ich nun auch verantwortlich für den Tod ihres Bruders.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Wenn man sich einmal vorgesetzt hat, sich kalt zu stellen, so wird man es noch mehr, wenn man Ursache findet, es nicht zu werden.
Jean Paul.

Mr. Bloomfield hatte eine sehr hübsche Frau und eine Tochter, die, als ich zum ersten Male das Haus desselben betrat, im Alter von etwa sieben Jahren stand.

Die Kleine, Jane hieß sie, gewann mich bald sehr lieb, und ward sehr zutraulich zu mir. Ein halbes Jahr nach meinem ersten Besuch in Rockeville indessen kam Jane zu Bloomfield's Schwester nach Washington, und zwar weil Mistreß Bloomfield plötzlich gestorben war, der Vater aber sich mit dem sehr lebhaften kleinen Mädchen nicht zu helfen wußte.

Ich verlor die Kleine aus den Augen und bald auch aus dem Gedächtniß.

Mein Freund trauerte eine gewisse Zeit in höchst aufrichtiger Weise um seine verstorbene Gattin, dann aber heirathete er wieder. Jane, das Kind seiner ersten Ehe, blieb nach wie vor in Washington bei der Tante.

Zehn Jahre waren nun schon vergangen, seit ich Europa verlassen, und nicht ein einziges Mal hatte mich die Sehnsucht erfaßt, dorthin zurückkehren zu wollen.

Ich stand jetzt im Alter von einundvierzig Jahren, hatte aber das Aussehen eines Dreißigers. Stets in guter, kräftiger Luft lebend, keinen Mangel irgend welcher Art leidend und mich dabei jetzt auch wieder eines ruhigeren

Gemüthszustandes erfreuend, machte ich noch den Eindruck eines blühenden, kräftigen jungen Mannes.

Viel schöne Hände hatten schon nach mir geangelt, und dies nicht nur meines gefälligen Aeußeren wegen, sondern weil ich für einen reichen Mann galt, der ich in Wirklichkeit auch war.

Aber mein Herz war kalt geblieben bei all diesen Angriffen. Wenn auch die Trauer um Weib und Kind eine mildere, sanftere geworden war, vergessen hatte ich Beide doch nicht, und Nichts konnte und sollte mir einen Ersatz für sie bieten.

Da starb nun auch Mr. Bloomfield's Schwester, und Jane kehrte in das Haus ihres Vaters zurück. Das Mädchen war zur Jungfrau herangeblüht und wunderschön geworden. Mich hatte sie nicht aus dem Gedächtniß verloren und mir ihre frühere Zutraulichkeit und Anhänglichkeit bewahrt.

Bald jedoch verwandelten sich diese Gefühle in wärmere, in eine tiefe Neigung, die immer klarer für mich an den Tag trat, und die sie nicht zu verbergen sich bestrebte.

Sobald ich die Gefahr erblickte, behandelte ich Jane wie ein Kind, zuweilen sogar wie ein unartiges Kind und wurde oft barsch gegen sie, ohne daß sie es eigentlich verschuldete.

Wenn Jane dann mit ihren thränenvollen Unschuldsaugen mich zu fragen schien, was sie denn verbrochen, um so hart gestraft zu werden, dann fühlte ich mich schmerzlich ergriffen; halb war es Freude, halb Entsetzen, was mich erfaßte, und schließlich ergriff ich immer die Flucht vor ihr und mir selbst und ließ mich dann Tage und Wochen lang nicht mehr sehen.

Von ihrer Stiefmutter nicht geliebt, mochte Jane ein doppeltes Bedürfniß fühlen, sich ein Herz zu gewinnen, das sie ganz umschließen konnte. Der Vater durfte ihr nicht mehr sein, was er ihr einst gewesen, wollte er die kleinliche Eifersucht seiner Frau nicht noch mehr herausfordern.

Eines Tages erschien Bloomfield in meinem Hause in

New-York, wohin ich mich seit Kurzem wieder begeben hatte, um öfterem Zusammentreffen mit Jane auszuweichen, und in seiner gewohnten bündigen und kurzgefaßten Form erklärte er mir, daß sein Mädchen ihm eingestanden habe, daß es mich liebe, und daß er nun selbst gekommen sei, um mir ihre Hand und ihr beträchtliches Vermögen anzubieten.

Ich ward starr vor Staunen und Schrecken.

„Bloomfield", rief ich, „sind Sie toll? Vergessen Sie denn, daß ich der Vater des Mädchens sein könnte? Wissen Sie nicht, daß ich um vierundzwanzig Jahre älter bin als Ihre Tochter?"

„Was kümmert das mich und Sie selbst, Bärndorf, wenn es Jane nicht genirt? Die Kleine ist nun einmal verliebt in Sie, in ihren Augen zählen Ihre Jahre nichts, und außerdem ist mir's ganz recht, wenn sie einen ernsten, erfahrenen Mann und nicht einen jungen Tollkopf, der sich noch nicht die Hörner abgelaufen, zum Gatten bekommt. Also nehmen Sie mein Kind; einen lieberen Schwiegersohn als Sie, wüßte ich mir, bei Gott, gar nicht aufzutreiben!"

Ich war gerührt und gerieth ins Schwanken.

„Geben Sie mir bis morgen früh Bedenkzeit, lieber Bloomfield", bat ich, „die Sache ist zu ernster Natur um mit leichtsinniger Hast betrieben werden zu dürfen".

„Gut!" antwortete dieser, „ich habe ohnedies Geschäfte hier abzuwickeln, die meine Zeit bis zu Ihrer Entscheidung in Anspruch nehmen dürften. Morgen um dieselbe Stunde aber hole ich mir einen endgiltigen Bescheid, darnach richten Sie sich, Bärndorf!" Damit drückte er mir die Hand und ging. Ich aber blieb mit einer Fluth von stürmischen Gedanken allein.

Was sollte ich thun? — das Mädchen war schön, gut und wohlerzogen, dabei besaß es von der Mutter her ein sehr bedeutendes Vermögen und alles das bot man mir — weil sie mich liebte!

Aber auch mir war Jane nicht ganz gleichgiltig. Ich

hatte sie als kleines Mädchen schon liebgewonnen und freute mich stets der Stunde, die ich mit ihr zusammen verlebte. Konnte mir in Jane's Besitz nicht neues Glück, ein neues Familienleben erblühen, das ich doch so sehr vermißte, seit meine Rosa von mir geschieden war? Konnte mir die Zukunft durch Jane nicht einen Ersatz bieten für den Verlust meines Heinrich?

Ach, wie schön ich mir das Alles in der einen Minute ausmalte, um in der nächsten schon mir wieder zuzurufen: „Thörichter, bedenke Deine Vergangenheit, bedenke Dein Alter. Zerstört sind Deine schönsten Jugendträume, Dein Herz ist ein Wrack, und dieses sollte auf der stürmischen See des Lebens treibend, einem jungen, hoffnungsvollen, für ideales Glück schwärmenden Mädchenherzen Schutz und sicheren Hort gewähren?"

Im tollsten Kampf ging ich Stunden lang mit mir selbst zu Rathe und endlich warf ich mich, zu Tode erschöpft, auf mein Lager, um bald in einen von wilden Träumen gestörten Schlaf zu versinken.

Ich befand mich auf hohem Meer. Sturm, Donner und Blitz umbrausten das Schiff, dessen Steuermann ich war, und das jeden Moment an irgend einem Riff zu zerschellen drohte. Der Wind heulte in fürchterlichen Tönen, und jeder Augenblick brachte mich und mein Schiff dem Verderben näher.

Plötzlich klärte sich die Luft mit wunderbarer Schnelligkeit, die Wolken theilten sich und verschwanden, die Sonne stand am tiefblauen Aether.

Vor mir lag eine Insel. Hohe Palmen beschatteten ein reizendes kleines Landhaus, um welches herum Tausende von herrlichen Bäumen blühten, die prachtvoll gefärbte bunte Vögelchen und Schmetterlinge umschwärmten.

Hoch in den Lüften hörte ich die heimathliche Lerche ihre Jubellieder singen, in den Büschen schlug die Nachtigall, ich fühlte den süßen Duft der Rosen und des Heliotrop auf

mich eindringen, die dort um das kleine niedliche Landhaus blühten, das mir so wohlbekannt und traulich vorkam.

Plötzlich öffnete sich die Thür desselben, und Jane erschien, reizend und blühend, wie ich sie zuletzt gesehen, nur um Vieles, Vieles glücklicher und strahlender, denn sie hatte ja mich jetzt erblickt und ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge, als sie mir jetzt zunickte und die Arme ausbreitete, wie um mich zu umfangen.

Ich fühlte mich berauscht von diesem Anblick, mein Herz schwoll vor Verlangen, das berückend schöne Mädchen an meine Brust zu drücken, — ich drehte heftiger am Steuerrade, und mein Schiff flog jetzt wie ein Pfeil dem Ufer der Insel zu.

In diesem Augenblick fuhr eine dunkle Wolke über den Horizont, ein schwacher Blitz züngelte durch die Luft und zu den Füßen Jane's lag jetzt eine weiße Taube, tödtlich getroffen, wie es schien.

Theilnehmend wollte diese das arme Geschöpf vom Boden aufnehmen, doch plötzlich verwandelte sich die Taube in ein kleines Mädchen, das in ein weißes Leichentuch gehüllt, mit lang herabwallendem Haar, die Züge meiner verstorbenen Gattin trug, nur waren diese kindlicher, unausgeprägter.

Flehend faltete die Kleine jetzt ihre schmalen weißen Händchen und flehend sah sie mit ihren wunderbaren klaren Kinderaugen zu Jane auf, diese aber wurde immer bleicher und bleicher und wandte sich entsetzt von dem Bilde ab.

Die Sonne verschwand plötzlich wieder hinter finster drohenden Wolken, die Lerchen und Nachtigallen hörten auf zu singen, statt Rosenduft und Heliotrop drang der Geruch von Geranium auf mich ein und — Weihrauch.

Noch einmal blickte ich zur Insel hinüber, die jetzt kahl und aller Bäume und Blumen beraubt, meinen Blicken erschien, und auf der nichts mehr zu sehen war als das halberwachsene Mädchen im Leichentuch, mit dem lang herab-

wallenden Haar, das jetzt mit unsäglichem Schmerz in den stillen Zügen, vorwurfsvoll zu mir herübersah.

Das Steuer entsank meiner Hand und ohnmächtig fiel ich an demselben zur Erde nieder.

Ich erwachte. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn und mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich wußte nun auch, was der Traum zu bedeuten hatte.

Mein verstoßenes Kind war mir als Anklägerin erschienen und hatte mich vorwurfsvoll mit stummen Blicken gefragt, wie ich denn ein guter Gatte werden wollte, nachdem ich ein so schlechter Vater gewesen. Sie hatte sich an Jane gewendet, weil sie von mir selbst kein Erbarmen gehofft, diese sollte den herzlosen Vater an seine Pflicht erinnern, ehe sie ihm ihre Hand für's ganze Leben reichen würde.

„Nein! nein!“ rief es in mir, „Du darfst und wirst Dich und eine Andere nicht betrügen, Du selbst hast die Brücke zu späterem Glück hinter Dir verbrannt, als Du ein schuldloses Wesen, das Kind Deines Weibes, mit Deinem Fluch belastet, unter Fremde stießest“. Jane sollte nie meine Gattin werden, das schwur ich hoch und heilig in jener trostlosen Nacht.

Bald war mein Entschluß gefaßt. Früh Morgens schrieb ich einen langen Brief an Bloomfield, in welchem ich diesem, eingehend in alle Details, meine traurige Geschichte erzählte und gleichzeitig die Erklärung aussprach, nie mehr heirathen zu wollen. Ich bat ihn, Jane mit der vollen Wahrheit bekannt zu machen; sie sollte mein begangenes Verbrechen kennen lernen, um so leichter würde sie mich dann auch vergessen.

Indem ich Bloomfield ersuchte, auf jede persönliche Unterredung mit mir in dieser Sache verzichten zu wollen, theilte ich ihm meine Absicht mit, einige Zeit auf Reisen gehen zu wollen, und zwar wählte ich zu diesem Zweck die Westküsten Nordamerikas, ich wollte Kalifornien kennen lernen.

Ich bat ihn schließlich, mir auch ferner Freund bleiben zu wollen, und die jetzt mir selbst gehörige Farm so lange unter Aufsicht zu nehmen, bis ich nach einem gewissen Zeitpunkt, in welchem Jane hoffentlich von ihrer Vorliebe für mich genesen wäre, zurückkehren wollte, und sagte ihm ein herzliches Lebewohl.

Nach kurzer Zeit schon befand ich mich in San Franzisko, wo ich, Dank meiner ausgebreiteten geschäftlichen Verbindungen, bald Bekannte und auch Gelegenheit zu neuer Thätigkeit fand, die namentlich in der Ausbeutung einer der reichsten Quecksilbergruben, die ich gepachtet, immensen Lohn fand.

Da brach der große amerikanische Bürgerkrieg aus und dieser ließ mein Interesse an den neuen Unternehmungen, denen ich mich gewidmet, plötzlich erlahmen. Ich wollte endlich auch einmal etwas Anderes sein als nur Krämer, wollte mein Blut einer edleren Aufgabe weihen, meinen kräftigen Arm im offenen Felde üben.

Ich kehrte nach New-York zurück und von dort aus nahm ich Dienste in der Armee der Unionisten, in einem aus Deutschen gebildeten Regiment.

Bis Ende des Jahres 1863 ging ich mit heiler Haut aus allen Gefahren hervor und war bereits zum Major avancirt, trotzdem ich als Unteroffizier in mein Regiment eingetreten war. Es hätte mich übrigens wenig Mühe gekostet, gleich zu Anfang eine höhere Charge bekleiden zu können, denn man brauchte dazu nur Intelligenz und Protection zu besitzen. Ich hatte aber die Ambition gehabt, mir meine militärischen Sporen verdienen zu wollen, und ich glaube auch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

Endlich erhielt ich einen Säbelhieb, der mir fast den halben Schädel spaltete (wie die kolossale Narbe auf der Stirne hier bezeugen mag) und der mich für lange Zeit kampfunfähig machte.

Ich wurde nach Washington gebracht. Als ich nach wochenlangem Krankenlager — zu meiner Verwundung hatte sich noch

ein typhöses Fieber gesellt — zum ersten Mal auf die Straße gehen durfte, traf ich einen Verwandten Bloomfield's, mit dem ich früher öfter im Hause des Letzteren zusammengewesen war. Von ihm erfuhr ich denn nun zu meinem tiefsten Schmerz, daß der arme Bloomfield durch die Conföderirten erschossen, seine Frau und Tochter aber, die sich durch die Flucht zu retten versucht hatten, von einigen Trunkenbolden der wilden Horde gefangen, erst mißhandelt und sodann ebenfalls getödtet worden waren.

Wieder also ein Menschenleben in grausiger Weise zu Grunde gegangen, das sich dereinst in Liebe an mich schmiegen gewollt! — Wäre die arme Jane ohne meine Weigerung, sie zu meinem Weibe zu machen, nicht vielleicht ihrem schrecklichen Schicksal entgangen?

Ach, neuerdings fand ich Grund, mich anzuklagen, neuerdings peinigten Gewissensqualen mein Herz und verwünschte ich mein Dasein, welches für mich und Andere so verhängnißvoll zu werden bestimmt schien.

Mr. Clear war nun der nächste Erbe Bloomfield's und eben im Begriff, nach Rockeville zu reisen, um sich in Besitz der Verlassenschaftsgüter zu setzen.

Da jetzt keine Begegnung mit der armen Jane mehr zu befürchten stand, so schloß ich mich Mr. Clear an, um meine eigene Farm zu besuchen, die in demselben Landstrich lag wie die Bloomfield's und deren ich mich gerne entledigt haben würde, wenn bei diesen stürmischen Zeiten sich ein guter Käufer dafür hätte finden lassen.

Da meine Kopfwunde noch nicht vollständig geheilt, war ohnedies an eine Rückkehr zur Armee vorläufig nicht zu denken, und mit leichter Mühe erhielt ich einen Urlaub für unbestimmte Dauer.

Monate lang blieb ich denn in vollständiger Unthätigkeit auf meiner Farm, die Clear's Wohnsitz am nächsten lag. Mit diesem war ich jetzt viel beisammen und mit ihm hatte

ich auch Geschäfte abgeschlossen, mein liegendes Eigenthum betreffend.

Clear war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, gewissenhaft und verläßlicher Natur. Ihm gab ich daher meine Farm, die in letzter Zeit an Bedeutung und Umfang des Territoriums außerordentlich gewonnen hatte, in Pacht, bis zu einer Gelegenheit, wo er dieselbe ohne Nachtheil würde verkaufen können, da ich nicht die Absicht hatte, länger an einem Ort zu leben, der nur zu geeignet war, trübe Erinnerungen in mir zu wecken.

Endlich fühlte ich mich wieder stark und kräftig genug, um zu meinem Regiment zurückkehren und in demselben Dienst nehmen zu können.

Ein Negerjunge, ein Pathenkind des armen Bloomfield, den dieser sehr gerne gehabt und stets liebevoll behandelt hatte, bat mich, ihn mit mir in meine Dienste nehmen zu wollen, und ich ließ mich dazu um so leichter bereden, als Mr. Clear selbst mir dazu rieth, den treuen Burschen um mich zu behalten.

Dick begleitete mich also, und ich hatte meine Nachgiebigkeit in diesem Punkt nie zu bereuen.

Ueber meine fernere Thätigkeit im Kriege will ich schweigen. Es ist darüber nichts zu berichten, als daß ich fortan immer Glück hatte, nie mehr verwundet, bei vielen Gelegenheiten aber von meinen Vorgesetzten ruhmvollst ausgezeichnet wurde.

Als der Krieg zu Ende war und alle oder doch die meisten Offiziere zu ihren früheren friedlichen Beschäftigungen wieder zurückkehrten, war ich eine Weile unentschlossen, was jetzt beginnen. Meine Farmen waren bereits und zwar sehr gut verkauft, ich hatte vorläufig auf amerikanischem Boden keine Scholle Erde mein Eigen zu nennen, wenn ich mir auch leicht neue und großartigere Grundstücke hätte wieder erwerben können, lag doch in der Bank dazu Geld genug. Aber ich hatte keine Lust dazu, und auch nicht zu meiner Manufactur, nach San Franzisko zurückzukehren.

Die wilde Aufregung des Kriegslebens hatte mir behagt, der Löwe hatte Blut geleckt, — ich suchte neue militairische Thätigkeit, indem ich mich plötzlich, ohne lange vorher überlegt zu haben, entschloß, — nach Mexiko zu gehen. Dort freilich fand ich weder Lorbeeren noch innere Befriedigung, wohl aber Gelegenheit genug, um Charakterstudien machen und die Creatur, Mensch genannt, mitunter gründlich verachten zu lernen.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Das Böse, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zugefügt, das — —
Vergiebt sich und versöhnt sich schwer, der Mann
Will seinen Haß und keine Zeit verändert
Den Rathschluß, den er wohl besonnen faßt.
Schiller.

Als geborener Oesterreicher wollte ich der Sache des Kaisers Max dienen. Leider standen zu der Zeit, in welcher ich den mexikanischen Boden betrat, die Angelegenheiten für diesen unglücklichen Monarchen schon sehr schlecht. Ich ließ mich aber dennoch und zwar bei einem aus Oesterreichern bestehenden Corps engagiren.

Bei Tizaguca wurde ich mit noch anderen Dreißig etwa von den Liberalen gefangen genommen. Man sperrte uns in ein scheußliches, kellerartiges Gewölbe und ließ uns nahe an sechsunddreißig Stunden ohne alle Nahrung.

Glücklicherweise hatten mir die Schufte meine Feldflasche nicht abgenommen, in der sich vortrefflicher Cognac befand, und dieser half mir meinen knurrenden Magen einigermaßen besänftigen zu können.

Was meine Mitgefangenen betraf, so weckten nur wenige von ihnen mein Interesse. Gott, was für erbärmliche, verlotterte Creaturen fand ich da! Leute, mit denen ich im bürgerlichen Leben auf offener Straße nicht gemeinsam hätte gesehen werden mögen, nannten mich hier Kamerad. Jeder Einzelne von ihnen schien eines Verbrechens wegen schon Bekanntschaft mit irgend welchem heimathlichen Strafhaus gemacht zu haben, und indem er zuweilen zur allgemeinen Erheiterung der Gesellschaft Details aus seinem früheren

Privatleben zum Besten gab, bekräftigte er nur diese meine Annahme.

Bei der ersten Ration, die uns endlich ein sehr liberaler Gefangen-Aufseher brachte, drückte mir derselbe außer einem Stück sehr schlechten Brotes auch einen kleinen Papierstreifen in die Hand. Dieser kam von meinem Diener, von meinem braven Dick, der glücklich meinen Aufenthalt entdeckt hatte und mir nachgesetzt war.

Womit der arme Kerl meinen Cerberus gewonnen, ich weiß es heute noch nicht. Vielleicht rechnete dieser auf ein Lösegeld von meiner Seite, und er hatte sich nicht geirrt.

In gutem Spanisch, das jedenfalls er besser als meine Mitgefangenen verstand, verlangte ich genießbarere Kost und bot ihm dafür — eine feine Cigarre. Indem er nun diese schmunzelnd in Empfang nahm, ließ ich einige Dollars in seine Hand gleiten. Als Quittung darüber ward mir ein schnelles und leise geflüstertes: „Stellen Sie sich krank!"

Das fiel mir nicht besonders schwer. Ich fingirte bald nachher einen Anfall von Dysenterie und sofort drangen meine Mitgefangenen mit Ostentation auf meine Entfernung aus ihrer Nähe.

In derselben Nacht noch war ich frei. Mein guter Dick hatte Alles zu meiner Flucht geplant, und wenige Stunden später befanden wir uns auf dem Wege nach Pachuca, wo wir unser Corps zu finden hofften. Statt dessen stießen wir gegen Mittag des nächsten Tages mit mexikanischen Ueberläufern zusammen, die uns gegen unseren Willen und mit Gewalt fast in das Lager der in der Nähe liegenden Liberalen brachten.

Dort stellte man mir die Alternative, entweder gehangen zu werden, oder gegen die kaiserlichen Truppen kämpfen zu wollen. Als freier amerikanischer Bürger — meine Papiere legitimirten mich auch als solchen — blieb mir schließlich noch ein dritter Weg offen, der, die Staaten von Mexiko sofort zu verlassen.

Ohne mich lange zu besinnen, entschied ich mich für diesen letzteren zu meines Dicks unbeschreiblichem Vergnügen, der sich sehr danach sehnte, von hier fort zu kommen.

Uebrigens waren, nachdem ich erst meinen Entschluß kundgegeben, nichts mehr gegen sie unternehmen zu wollen, die Herren Liberalen tolerant genug, uns, die wir todtmüde und ausgehungert waren, eine Nacht noch gastlich unter ihren Zelten zu dulden, und uns mit Speise und Trank zu versehen.

Am nächsten Morgen machte ich mich mit Dick auf den Weg nach Vera-Cruz, um dort ein Schiff zu suchen, welches uns von dem Boden fortbringen sollte, der bereits unter unseren Füßen brannte.

Wenige Monate nur hatte ich theilgenommen an den Kämpfen für die unglückliche Sache eines noch unglücklicheren Monarchen und schon hatte mich nicht nur das Schicksal gezwungen, derselben den Rücken zu kehren, ich that dies auch mit freiem Willen. Mein Arm konnte ja doch das Rad in seinem Lauf nicht hemmen, daß dieses aber dem Abgrund zuraste, das war mir bereits klar geworden, warum also mein und meines armen Dick Leben ferner nutzlos in die Schanze schlagen? Dazu fehlte es mir an Wahnwitz und — Lebensüberdruß.

Es mag dies vielleicht aus meinem Munde nach all dem, was ich bisher erlebt, sonderbar klingen, in Wahrheit aber, ich hätte hier auf diesem Boden nicht sterben mögen, wo ich überhaupt den Tod nicht, wo ich nur Aufregung und Abenteuer gesucht hatte, um meinem öden Dasein doch irgend welchen Reiz zu geben.

Ich hatte das Gefühl, als läge noch irgend eine große Aufgabe vor mir, eine Pflicht, der ich nachzukommen habe, und daß diese nicht auf mexikanischem Boden erfüllt werden könne, das wenigstens war mir klar.

Wir hatten eben in einem kleinen Wäldchen unsere Mittagsruhe gehalten und waren wieder eine Strecke Weges

auf elender Straße weiter marschirt, als wir an einigen niedergebrannten Häusern vorbeikamen, vor welchen auf vier durch das Feuer versengten Bäumen eben so viele menschliche Leichname hingen, die — die Uniform jenes Regimentes trugen, in welchem ich kurze Zeit vorher gedient hatte.

Mit Schaudern wandte ich mich von dem furchtbaren Anblick ab, gewiß, dort bekannte Gesichter zu finden, die ich nicht auf solche Art hätte wiedersehen mögen.

Da plötzlich fühlte ich die Hand Dick's auf meinem Arm.

„Herr!" flüsterte dieser ängstlich und leise, „Ihr nichts hört? Ich glaube einer Mensch da, wo jammert!"

Ich lauschte ein wenig, und wirklich, aus dem einen der Häuser klang es wie Stöhnen und Wehklagen. Ohne mich zu besinnen, eilte ich dorthin, woher das Jammern kam, und was ich jetzt sah, fesselte mich sofort in unbeschreiblich schmerzlicher Weise.

Ein aus zahllosen Wunden blutender deutscher Offizier, den seine entmenschten Feinde bis auf's Hemd entkleidet hatten, lag auf feuchter Erde, seine brennend heißen Lippen keuchten: „Wasser! Wasser!" seine brechenden Augen flehten: Gieb mir zu trinken oder — tödte mich!

Dick eilte auf meinen Wink fort, das Verlangte zu suchen, während ich an der Seite meines unglücklichen Waffengefährten niederkniete und demselben aus meiner Feldflasche einen Trunk Cognac bot.

Gierig that der Arme einen Schluck daraus, dann aber sank er wie todt zurück. Ich glaubte, er habe ausgerungen, doch dem war nicht so. Einige Minuten später kam er wieder zu sich, und nachdem ich mit Hilfe meines braven Dieners seine Wunden gereinigt und verbunden hatte, übernahm es Dick, einen der Gehängten draußen seiner Garderobe zu entledigen und mit derselben den armen Verwundeten zu bekleiden.

Als dies geschehen war, verlangte der Unglückliche zu wissen, wohin ich mich von hier aus zu begeben gedächte.

Ich nannte ihm Vera-Cruz, und ein Schiff, welches mich vorerst nach Louisiana und später nach New-York zurückbringen sollte.

Traurig senkte der Arme bei diesen meinen Worten das Haupt, indem er seufzend sprach:

„Ich hatte gehofft, Sie würden nach Europa, nach Oesterreich zurückkehren!"

„Und was bewog Sie, solchen Wunsch zu hegen?" forschte ich weniger neugierig als theilnahmsvoll.

„Etwas, das mir schwer am Herzen liegt", entgegnete er zögernd und mit leiser Stimme, „das ich aber einem mir völlig Fremden nicht leicht vertrauen könnte".

Stumm zuckte ich und wie zustimmend die Achseln. Ich konnte und mochte mich nicht in sein Geheimniß drängen. Der arme Sterbende, denn daß es mit ihm zu Ende ging, war nicht zu verkennen, schien einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen. Wiederholt blickten mich seine schönen blauen Augen forschend an, dann richtete er sich halb in die Höhe, versuchte es, seine Kräfte zu prüfen, und als er mit sich darüber ins Klare gekommen sein mochte, meinte er, wehmüthig lächelnd:

„Es ist umsonst! Ich selbst werde diesen Fleck Erde nicht mehr verlassen, nur meinen Leichnam wird er aufnehmen und dann, wer soll dann ihr Kunde bringen, — wer für mich Vergeltung üben?!"

Erschöpft sank er wieder auf sein Lager zurück, das wir ihm aus Stroh und einer aufgefundenen Pferdedecke so gut als möglich bereitet hatten, und seine Stirn bedeckte sich langsam mit kaltem Schweiß.

„Wenn ich Etwas für Sie thun kann, ohne daß Sie mich in Ihre Verhältnisse einzuweihen brauchen, so gebieten Sie ohne alle Scheu über mich; kein Weg soll mir zu weit, keine Mühe zu groß sein, um meinem Mitmenschen, meinem Landsmann gefällig werden zu können. Daß Sie es übrigens mit einem Mann von Ehre zu thun haben, bitte ich zu glauben".

„Ja, ich glaube Ihnen und will Ihnen auch vertrauen!“ sprach jetzt wieder, die immer matter werdenden Blicke nach mir gerichtet, der Beklagenswerthe, „vernehmen Sie denn mit wenig Worten, was mir auf dem Herzen liegt, was mir das Scheiden aus dieser Welt schwer macht. Ich habe mein Vaterland verlassen, nicht um der Sache des österreichischen Erzherzogs willen, nicht einer Sympathie wegen für dies Volk der Mexikaner, auch nicht Schulden oder ein Vergehen irgend welcher Art haben mich aus der Heimath fortgetrieben, sondern die Liebe war es, eine unselige Leidenschaft für ein berückend schönes Weib, das eben so herzlos wie gefährlich, eben so kokett wie gefühllos war, diese hat mich hierher gejagt, um den Tod zu suchen und zu finden. Mehr als Einem vor mir hatte sie schon das Herz aus der Brust gerissen, um ihn dann kalt mit der Spitze ihres kleinen Fußes von sich zu stoßen. Mit berechnender Koketterie hatte sie den Sohn von der Mutter, den Gatten von der Gattin, den Vater von seinen Kindern losgerissen, und lag dann der Goldfisch, berauscht noch von dem süßen Köder, mit dem sie ihn gefangen, in seinem unzerreißbaren Netz, dann gab sie ihn dem Verschmachten preis, indem sie ihm das Element entzog, in welchem allein er noch zu leben vermochte, und dies Element war sie selbst. Als ich diesen weiblichen Dämon kennen lernte, ward ich vielfach gewarnt. Meine arme Mutter zuerst, — sie mochte eine dunkle Ahnung meines späteren Schicksals in sich gefühlt haben, bat mich, allen Verkehr mit der als Kokette der schlimmsten Art verrufenen Frau abzubrechen. Umsonst — weil zu spät! Einmal in jene nachtschwarzen, dämonenhaften Feueraugen dieses Weibes geblickt, und man war verloren. Mit allen Sinnen fühlte man sich ihr gehörig, und den sie einmal festhielt mit ihren aalglatten Zauberhänden, den ließ sie auch nicht eher los, bis sie ihm gleich einem Vampyr den letzten Blutstropfen ausgesogen, bis sie ihn zu einer hilflosen Marionette, zu einem willenlosen Hund gemacht, der den Fuß noch küßt, mit dem er eben zu Tode getreten

wird. Dann aber, wie gesagt, stieß sie ihn mit eben diesem Fuß von sich, ohne Erbarmen, ohne Reue, ohne Gewissensbisse. — Und dies Weib war verheirathet, und dies Weib war Mutter! — Der Gatte dieser Messalina aber war ein Elender, der aus der ihm angetrauten Schönheit Capital zu schlagen sich bemühte, der ihr die Opfer selbst zuführte, um dann so lange aus ihrer Nähe zu verschwinden, bis sie deren neuer bedurfte. Die Liebe macht blind. Kein schwacher Sonnenstrahl der Erkenntniß drang in mein armes, von dem schönen Weibe vollständig ausgefülltes Herz, und wo ein Lichtfunke, durch treue, mir redlich ergebene Menschen entzündet, sein warnendes Zeichen spenden wollte, erstickte sie ihn sofort mit ihren sammetweichen Händchen, und ich schwelgte noch in meiner Blindheit, denn ich liebte sie ja maßlos, wie ein Wahnwitziger. Taub gegen alle Ermahnungen meiner Freunde, taub gegen die Bitten meiner alten, treuen Mutter, taub selbst gegen die Gebote der Ehre — ich war bereits verlobt gewesen mit einem braven, unschuldsvollen Mädchen — verließ ich sie Alle, die ältere, heiligere Rechte an mich hatten, um Tage, Wochen und Monate lang Alles um mich her zu vergessen, nur nicht sie, der ich wie ein Sclave zu Füßen lag, und der ich während einer kurzen Spanne Zeit auch mein ganzes Vermögen geopfert hatte. Da, — die Citrone war ja ausgepreßt, und die dürre Schale erweckte nur Ekel mehr, — kam ein russischer Cavalier, nicht jung mehr, aber imposant, nicht schön, aber reich, roh zwar, aber freigebig, und — mir ward die Thüre gewiesen. Ich bat, ich flehte um Erbarmen, ein höhnisches Achselzucken ward mir als Entgegnung. Ich forderte meinen Nebenbuhler und erhielt einen Degenstich, der mich Wochen lang ohnmächtig machte.

Als ich von meiner physischen Wunde genesen, war sie aus Wien verschwunden, und er mit ihr.

Moralisch und materiell ruinirt, an Leib und Seele gebrochen, verließ ich, trotz der flehentlichen Bitten meiner

Mutter, bei ihr bleiben zu wollen, Wien, um mich nach Mexiko zu flüchten. Hier wollte ich vergessen oder sterben. Ersteres ist mir nicht gelungen, der Tod aber wird sich meiner bald und für immer erbarmen.

Wer aber soll nun meiner armen, engelgleichen Mutter den letzten Gruß ihres nach Verzeihung schmachtenden Sohnes bringen, wer dem elenden Weibe, das so viele Existenzen vernichtet, den letzten Gedanken eines Sterbenden, der sie verflucht, der sie anklagen wird vor dem Thron des Allmächtigen? Wer? Wer wird diese heilige Verpflichtung auf sich nehmen wollen?"

„Ich!" kam es jetzt voll aus meinem tief erschütterten Herzen. „Ich selbst werde dies thun, indem ich Ihre und meine Heimath wieder sehen will, wenn dies auch früher nicht in meiner Absicht lag".

„Dank, tausend Dank!" zitterte es von den farblosen Lippen des Sterbenden, dann zog er mich mit seinen bereits kalt werdenden Händen ganz nahe an sich heran, um mir seinen und seiner Mutter Namen, sowie den des sündhaften Weibes, das ihn zu Grunde gerichtet hatte, in's Ohr zu flüstern.

An einem feinen schwarzen Schnürchen hing ein Medaillon an seiner Brust, das seine Feinde ihm nicht abgenommen hatten, wahrscheinlich weil sie es übersahen; dieses bat er mich der Mutter mit einer Locke von seinem Haar überbringen zu wollen, dann aber schloß er gänzlich erschöpft seine schönen, freundlich-milden Augen, und eine halbe Stunde später war sein Athem für immer entflohen.

Dick und ich beteten ein stilles Gebet für seine arme Seele, und nachdem ich eine Locke von seinem reichen kastanienbraunen Haar genommen, deckten wir seinen Leichnam mit Baumzweigen und vielen in der Nähe blühenden Blumen zu: dann aber machten wir uns Beide, stumm und ich auf's Tiefste ergriffen, auf den Weg nach Vera-Cruz.

Nach einem mühseligen und höchst beschwerlichen Marsch

waren wir endlich dort angelangt, und glücklicherweise fand ich sofort einen kleinen französischen Dampfer im Hafen, welcher am selben Tage noch Vera-Cruz verlassen sollte, um nach New-Orleans zu gehen.

Nachdem ich uns Plätze auf demselben gesichert, machte ich in Begleitung Dick's einige Einkäufe; unsere Kleidung war nämlich während der letzten Zeit in sehr desolaten Zustand gerathen, dann aber begaben wir uns sofort auf das zur Abfahrt bereits gerüstete Schiff.

Der Capitain desselben, ein sehr liebenswürdiger Franzose, hatte mir aus Mangel einer anderen, seine eigene Cajüte zur Verfügung gestellt; das Schiff war nämlich mit Passagieren bereits ziemlich überfüllt gewesen, als ich dasselbe zum erstenmal betreten hatte, und alle besseren Plätze auf demselben schon in Anspruch genommen. Meine gefüllte Börse vielleicht, weit mehr aber jedenfalls die artig ausgesprochene Bitte, meinem ganz herabgekommenen Körper einen etwas comfortablen Platz zum Ausruhen verschaffen zu wollen, hatten mir die Bereitwilligkeit des Patrons gewonnen.

Capitain Duvallon, der in seinen jüngeren Jahren in Diensten des österreichischen Lloyd gestanden, sprach ein perfectes Deutsch und schien für mein Vaterland ein specielles Interesse sich bewahrt zu haben, denn kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß ich ein geborener Oesterreicher, als er sich auch schon mit auffallender Herzlichkeit mir näher anschloß und mit regem Interesse der Erzählung meiner jüngsten Erlebnisse in Mexiko lauschte.

Bald kannte ich auch die Ursache seiner Sympathie für meine einstige Heimath. Der Capitain hatte nämlich als ganz junger Mann eine Wienerin geheirathet, die Tochter eines höheren Marine-Offiziers, die er in Triest kennen und lieben gelernt, und mit welcher er sehr glücklich gewesen war. Seit wenigen Jahren erst verwittwet, lebte das Andenken dieser vergötterten Frau noch frisch und warm in seinem Herzen, so

daß Alles, was die Verklärte einst berührt hatte, für ihn selbst ein heiliges Interesse behalten mußte.

Capitain Duvallon gab eben die letzten Befehle zum Fertigmachen des Dampfers, das erste Signal zur Abfahrt war bereits laut geworden und noch immer kamen einzelne verspätete Passagiere, die jetzt hastig das Verdeck bestiegen. Ich selbst, angeregt von dem lebendigen Schauspiel um mich her, stand mit verschränkten Armen an die Cajütenthüre gelehnt, im Anschauen der Menschenmasse versunken, die sich auf dem Hafendamme versammelt hatte, und die aus Franzosen, Engländern, Mestizen, Deutschen, — größtentheils aber aus Lumpengesindel bestand, dem man die Abenteurer auf den ersten Blick ansah, und das uns theils mit bloßer Neugier, theils aber auch mit unverkennbarer Schadenfreude abziehen sah.

Plötzlich legte sich eine feste Hand auf meine Schulter. Es war die des Capitains.

„Gefällt Ihnen die Staffage dort am Ufer?“ frug er, ein wenig vortretend und sich mir an die Seite stellend. „Es sind wackere Gesellen unter dem zweibeinigen Menschenvolk, das uns anstiert, als wolle es uns fressen oder — vergiften. Einer unter ihnen vollends ist unserer Aufmerksamkeit würdig. Betrachten Sie sich doch jenes gelbe, einäugige, von den Pocken zerrissene Gaunerantlitz, das eben in diesem Moment zu uns herüberschaut, das gehört einer der schlechtesten Canaillen auf Gottes Erdboden an; ich war einmal schon nahe daran, ihre Schandseele der Hölle zuzujagen. Wenn erst mein Schiff in vollem Gang sein wird, dann will ich Ihnen eine Skizze von dem Kerl zeichnen. Haben Sie ihn denn auch gefunden?“ schloß er jetzt fragend, indem er meinen Augen zu folgen schien.

„Der dort — mit der schwarzen Binde über dem einen Auge?“ forschte ich, neugierig geworden.

„Der ist es, ja!“ bekräftigte der Capitain.

In diesem Augenblick drängte sich mein Dick, der dicht

hinter mir gestanden und unser Gespräch gehört haben mochte, auch unseren Blicken gefolgt zu sein schien, ungestüm vor und meinen Arm krampfhaft fassend, rief er mit völlig heiserer Stimme:

„Herr! Herr! Auch ich ihn kenne! War er mit unter die, was haben in Rockeville meine arme Missis Jane massakrirt und dann die Haus geplündert! Oh, diese scondrel, — diese dévil, — diese beast! Ich ihm selber haben seine Aug mit meine Stock herausgeworfen, oh, warum ich nicht haben können ihn machen todt, ganz todt!"

Also heulte Dick, während seine Hände nach dem Ufer hin sich drohend ballten.

War es möglich? Dieses Scheusal dort, der Mörder meiner unschuldigen kleinen Jane? Und ich sollte den Elenden am Leben lassen?

Fester faßte ich sein Gesicht ins Auge und indem ich es that, griff die Ueberzeugung in mir Platz, daß ich dasselbe schon irgendwo gesehen haben mußte.

Plötzlich bemerkte der Schurke, daß wir ihn aufs Korn genommen, und eine höhnische Grimasse machend, fletschte er uns die Zähne zu.

An diesen weißen, leuchtenden Zähnen aber, an diesem hohnlächelnden Ausdruck hatte ich ihn jetzt mit Blitzesschnelle erkannt. Ja, ja, das war dasselbe pechschwarze Feuerauge, welches sich vor dreizehn Jahren etwa in das meine gebohrt hatte, dasselbe teuflische Lächeln, mit dem er sich damals meiner hilflosen Lage gefreut hatte, es war der Italiener, der mich einst auf offener Straße geplündert, als ich in Ungarn die Flucht ergreifen mußte vor den Mördern des Grafen Lamberg.

Kaum aber hatte ich diese Gewißheit erlangt, als ich auch schon den Revolver aus der Tasche riß und den Schurken niederbrennen wollte, indem ich rief: „Elender Hund, durch meine Hand wird Jane gerächt werden!"

„Um Gotteswillen, was wollen Sie thun?!" schrie er-

schrocken der Capitain, mit raschem Griff mir die Feuerwaffe entreißend, „bedenken Sie doch, in welche Lage Sie sich, uns Alle bringen würden durch solch' offenbaren Meuchelmord! Ueberlassen Sie diese Creatur einem höheren Richter, sie wird der verdienten Strafe sicher nicht entgehen!"

Beschämt gab ich dem Capitain Recht. Das Schiff hatte sich übrigens schon in Bewegung gesetzt, und die Kugel, welche ich dem Elenden zugedacht, würde aller Wahrscheinlichkeit nach das ihr vorgesteckte Ziel auch nie erreicht haben.

Noch einmal sah ich hinüber nach dem Manne am Ufer, dessen pechschwarzes Auge im selben Moment auch mich zu mustern schien, dann rief ich, die Hand wie zum Schwur erhebend!

„Ich treffe Dich noch einmal, so Gott will! und dann — wehe Dir!!"

Vierunddreißigstes Capitel.

Verdammter Durst nach Gold,
Wohin bringst du die Herzen;
Und o, verdammte Herzen,
Wohin bringt ihr das Gold.
F. E. Kretschmann.

„Jetzt will ich Ihnen erzählen, wo ich das gelbe Gesicht kennen gelernt, das uns vorhin so viel Aergerniß gegeben hat“.

Also begann der Capitain, während ich mich in der Cajüte auf seinem bequemen Divan ausgestreckt, und er unsere Gläser mit ganz vorzüglichem Bordeaux gefüllt hatte.

„Es war zu Ende des Jahres 1849; ich befand mich damals noch in den Flitterwochen meiner Ehe, während welcher ich jeden dienstfreien Tag mit meinem jungen Weibchen bei den Schwiegereltern zubrachte. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der Vater meiner geliebten Frau Contre-Admiral gewesen.

In derselben Zeit, von welcher ich jetzt spreche, hatte die österreichische Regierung dem Lloyd-Verein auch den Postdienst nach Alexandrien übertragen; ich war vor fünf Tagen von dort angekommen und sollte binnen Kurzem wieder dahin abgehen. Es blieben mir daher nur wenige süße Stunden des Zusammenlebens mit meiner Gattin, während welcher ich denn auch nicht von ihrer Seite zu bringen war. Meine Schwiegereltern, die mich sehr liebten, lachten wohl dazu und neckten mich, suchten indessen unserem glücklichen Zusammensein jede Störung fern zu halten.

Am Abend vor meiner Abreise nach Alexandrien aber, trat der Vater meiner Frau zu uns in's Zimmer und bat mich um Entschuldigung, aber er müsse mich für eine Viertel-

stunde etwa allein sprechen. Ich folgte schnellstens, wenn auch gerade nicht mit Entzücken dieser Aufforderung, und im Arbeitszimmer des alten Herrn angekommen, theilte mir dieser Folgendes mit.

Er hatte heute einen Brief aus Wien erhalten, von der Hand eines ihm befreundeten höheren Polizeibeamten geschrieben, welcher außer einer gewissen, nicht unansehnlichen, Geldsumme die bestimmte Weisung enthielt, einem Manne, der sich fast gleichzeitig mit besagtem Brief in Triest einfinden werde, die Ueberfahrt nach Alexandrien zu sichern, d. h. vielmehr, sich der Person desselben in so weit zu versichern, daß dieselbe österreichisches Gebiet verlassen müsse. Zu solchem Zweck sollte die beigelegte Summe der Betreffende aus den Händen des Schiffs-Patrons erst dann erhalten, wenn Beide sich bereits Angesichts fremder Küsten befinden würden.

„Es scheint das eine gefährliche, mißliebig gewordene Persönlichkeit zu sein“, meinte mein Schwiegervater, „wahrscheinlich eines jener schändlichen Werkzeuge, deren sich die Regierung bei Unterdrückung der Revolution nothgedrungen bedienen mußte; — Sie verstehen mich wohl, lieber Duvallon, was ich meine. — Nun wirft man besagtes Werkzeug nicht weg, man vernichtet es auch nicht, man macht dasselbe nur unschädlich, indem man es bei Seite räumt.

Hier haben Sie ein Packet Documente, — Zeugnisse, wie ich vermuthe, und hier die Geldsumme, die der Mann in Empfang nehmen soll, wenn er auf fremdem Boden landen will. Entgegengesetzten Falles aber, und wenn er das Schiff früher zu verlassen beabsichtigen würde, woran man ihn nicht hindern könne, müßten Sie das Geld nach Wien an die hier bezeichnete Adresse zurück gelangen lassen, nebst der schriftlichen Anzeige, wohin der Mensch seine Schritte gelenkt, der sich Ihnen bei seiner Ankunft auf Ihrem Schiffe wohl sogleich sicher als ein Paolo Maratto aus Lesina vorstellen wird.

Und nun, mein lieber Sohn, gehen Sie in Gottesnamen wieder zu Ihrer kleinen Tyrannin zurück, deren richtiger

Sclave Sie geworden sind!" lachte der alte Herr und mit einem: „Gott sei Dank!" beeilte ich mich, dieser angenehmen Aufforderung nachzukommen.

Als mein Schiff am nächsten Morgen den Hafen von Triest verlassen sollte, fand sich unter den zuerst angekommenen Passagieren auch die erwartete Person in Signore Paolo Maratto ein, der sich mir sofort mit aalglatter Höflichkeit vorstellte.

Nachdem ich ihn kurz begrüßt hatte, überließ ich ihn sich selbst wieder, um meine letzten Befehle zur Abfahrt zu ertheilen. Kurze Zeit darauf aber nahm ich die erste Gelegenheit wahr, mir den Mann genauer anzusehen, was mir um so leichter ward, als derselbe jeden Augenblick in meine Nähe kam, um eine Frage an mich zu richten, und um ein Gespräch anknüpfen zu können.

Maratto mußte vor der Zeit, wo die Pocken seine Haut zerrissen, ein sehr schöner Mann gewesen sein, hatte blauschwarzes lockiges Haar, welches aber, trotzdem er kaum das Ende der dreißiger Jahre erreicht haben mochte, stark mit Grau untermischt war, er hatte prachtvolle elfenbeinweiße Zähne, und Augen von dämonenhaftem Colorit und Feuer. Diese Augen namentlich hätten bezaubernd schön genannt werden können, würden sie nicht zu häufig einen bösen Ausdruck angenommen haben, der theils Hinterlist und Schlauheit, theils Bosheit und Racheluſt zu verrathen schien.

Ich verhielt mich ziemlich reservirt und kühl gegenüber dem Patron, dessen Charakter ich keine besonders guten Eigenschaften zutraute, schon der Art und Weise wegen, mit welcher er mir empfohlen worden war.

„Sie haben von hoher Stelle wohl den Auftrag erhalten, mir eine gewisse Geldsumme einzuhändigen, sobald ich mich auf Ihrem Schiff befinden würde; ist es nicht so, Herr Capitain?" frug mich jetzt Maratto und warf sich dabei ein wenig in die Brust.

„Nicht ganz so, aber einigermaßen, mein Herr", antwortete

ich trocken, „das heißt, ich habe wohl ein Packet Documente und eine gewisse Summe in Gold an Sie zu übergeben, dies aber erst, sobald wir die letzte zu österreichischem Gebiet gehörige Küste passirt haben werden. Als Ziel Ihrer Reise wurde mir Alexandrien bezeichnet; wünschen Sie aber in Corfu das Schiff zu verlassen, so werde ich, da mir kein besonderes Verbot dagegen ertheilt wurde, Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen.

Einen Augenblick biß sich Maratto wüthend auf die Lippen, und ein böser Blitz aus seinen dunklen Augen streifte mich. Schnell wie derselbe gekommen war, verschwand er aber auch wieder, und seinem Gesicht den freundlichsten Ausdruck verleihend, sprach er mit weicher Stimme, die einen sehr angenehmen Klang anzunehmen vermochte:

„Ich bin Dalmatiner, wie Sie meinem Nationale entnehmen konnten, Herr Capitain, und hätte vorerst gerne Lesina, meinen Geburtsort wieder gesehen. Warum soll ich also in Corfu landen, um von dort wieder zurückzukehren, was ich doch jedenfalls thun würde, wenn man mich jetzt gegen alle Raison wie einen Gefangenen, wie einen Ausgewiesenen behandeln sollte?"

Ich zuckte nur stumm mit den Achseln und erklärte dann, der mir gegebenen Instruction Folge leisten zu müssen.

„Und für den Fall, daß ich mit vorläufiger Verzichtleistung auf die bewußte, mir gehörige, Geldsumme dennoch in Lesina aussteigen sollte, würden Sie dann dieselbe in Corfu oder Alexandrien für mich irgendwo deponiren —?" frug er fast bittenden Tones.

„Nein!" antwortete ich, „für solchen Fall habe ich Ordre, das Geld nach Wien zurück zu senden".

Maratto stieß einen halbunterdrückten Fluch aus und bohrte seinen Stiefelabsatz so heftig in ein Tauende, daß dasselbe knirschte.

Ich selbst nahm weiter keine Notiz von seinem Aerger und wollte mich eben in meine Cajüte hinabbegeben, als ich

merkte, daß er mir gefolgt war, denn fast sanft legte er nu jetzt seine Hand auf die Schulter, indem er bat: „Her Capitain, schenken Sie mir einige Minuten Gehör unter vi Augen, ich bitte Sie darum!“

Es machte mir kein Vergnügen, just dem Mensche noch länger Gesellschaft zu leisten, ich konnte aber doch nich unhöflich oder feindselig gegen ihn auftreten, da mir hierzu jeder stichhaltige Grund fehlte, und so sprach ich denn mit kühlem, artigem Tone, indem ich ihm voran die Treppe zu meiner Cajüte hinabstieg: „Folgen Sie mir!“

Nachdem wir dort stillschweigend einander gegenüber Platz genommen hatten, blickte Maratto eine Weile genau überlegend wie er beginnen sollte, vor sich hin, sah mich dann von der Seite an und sprach endlich:

„Sie werden kaum wissen, Herr Capitain, mit wem Sie es in mir zu thun haben?“

Ich schüttelte ruhig den Kopf und wartete, was jetzt kommen sollte.

„Nun denn, Sie sehen in mir eine Vertrauensperson der österreichischen Regierung“.

Ein leises Zucken meiner Lippen bei dieser seiner stolz hingeworfenen Phrase mochte ihm wie Hohn erschienen sein und ihn geärgert haben, denn er fuhr heftiger werdend fort:

„Sie glauben mir wahrscheinlich nicht, weil man Sie quasi zum Beschränker meiner persönlichen Freiheit, zu meinem Curator gemacht hat. Doch will letztere Thatsache in solchem Falle nichts bedeuten. Man versichert sich einfach meiner Person, weil man mich fürchten, weil man betreffenden Ortes meinen politischen Einfluß kennen gelernt hat, den ich —“

„Erlauben Sie mir, Ihnen auf diesem Gebiete ferr nicht folgen zu dürfen!“ fiel ich ihm hier kalt und mit ein abwehrenden Bewegung in die Rede, „Ihre politisc Glaubensbekenntnisse kümmern mich weder, noch intereſſ sie mich“.

„Gut! So will ich denn von meinen Privatverhältnissen mit Ihnen sprechen. Ich will und muß sobald wie möglich nach Lesina kommen, wohin mich ernste Verpflichtungen rufen, und müßte ich auch auf jenes Geld Verzicht leisten, welches von Rechts wegen jetzt schon mir gehört, und welches ich mir, zuweilen mit Hintansetzung meines eigenen Lebens, im Dienste der Regierung als österreichischer politischer Missionär verdient habe".

„Aha!" dachte ich mir, und mein Blick streifte einen Moment diese menschgewordene Schlange.

„In Lesina lebt nämlich ein Mädchen, dem ich die verlorene Ehre wiederzugeben gezwungen bin, weil dieses ein Kind geboren, das mich Vater nennt. Dieses Mädchen, die Tochter einer achtbaren Familie, hatte sich dereinst in leidenschaftlicher Liebe mir ergeben und ich — Dio mio! dachte damals nur daran, mein Glück zu genießen. An eine Verheirathung zwischen mir und ihr war nicht zu denken, denn die Eltern der Kleinen waren eben so arm, als sie selbst schön war. Von der Liebe allein kann man aber nicht leben, und so entschloß ich mich denn, auf den Besitz Giuseppina's Verzicht zu leisten und das Glück, ihr Gatte werden zu können, einem Anderen zu überlassen.

„Nachdem mir schließlich das Mädchen eines Tages unter strömenden Thränen die Entdeckung gemacht, daß unsere Liebelei Folgen gehabt, daß mir nach einer gewissen Zeit das zweifelhafte Vergnügen zu Theil werden würde, mein Geschlecht durch sie fortgesetzt zu sehen, warf ich das lächerliche Gefühl Gewissensscrupel über, mich selbst aber auf Bord ines Dampfers, der mich vorerst nach Venedig brachte. ort verdingte ich mich als Cicerone, da ich die Stadt wie ch selbst kannte und der deutschen wie französischen Sprache llkommen mächtig war. Ich habe nämlich eine ganz gute iehung genossen und würde vielleicht noch mehr gelernt en, hätte ich nicht das Malheur gehabt, in meiner frühesten

Jugend meinen Vater zu Tode zu ärgern, was meine Mutter nicht lange überleben konnte.

„In Venedig erkrankte ich eines schönen Tages, wurde in's Hospiz gebracht, und als ich dasselbe verließ, war ich ein häßlicher Kerl geworden, die Pocken hatten mich gravirt.

„Ich blieb noch eine Weile in der Lagunenstadt, bis ein kleines, fatales Ereigniß, das einem verliebten Sänger das Leben gekostet, mir aber eine hübsche Summe Geld eingebracht hatte, mich wieder von dort verschwinden hieß. Ein Jahr darauf mußte ich unter Schloß und Riegel in Capa d'Istria sitzen, weil man mich lächerlicher Weise verdächtigt hatte, auf der Ueberfahrt von Venedig nach Triest das Gepäck eines reichen englischen Passagiers zu dessen Nachtheil erleichtert zu haben.

„Nach meiner Freilassung begab ich mich nach Wien. In dem Trubel der eben ausgebrochenen Revolution suchte ich mich zu zerstreuen, und wo möglich auch nützlich zu machen. Ich verdiente bald ziemlich viel Geld, indem ich es verstand, meine Talente vielseitig zur Geltung zu bringen; leider verbrauchte ich dasselbe aber ebenso schnell, als ich es gewann, da ich von frühester Jugend an immer noble Passionen gehabt und diese nie zu unterdrücken mich bemühte.

Lesina und die kleine Giuseppina hatte ich im Laufe der Zeit fast vollständig vergessen, als ich nach der Einnahme der Festung Ofen in sonderbarer Weise an die Vergangenheit erinnert ward.

Ich schlenderte nämlich eines Tages über den Bombenplatz der Wasservorstadt in Ofen, mir die kolossalen Verwüstungen betrachtend, welche das siebzehntägige Bombardement hervorgebracht hatte, als ich auf einen verwundeten Gefangenen, einen Soldaten vom Regiment Ceccopieri stieß, einen Landsmann von mir, der ein ziemlich liederlicher Bursch gewesen war, als seine Alten ihn selbst beredet hatten, zum Militair zu gehen, was zu jener Zeit ein verdammt verzweifelter Ausweg war, denn zweifarbig Tuch galt damals nicht viel.

Anesini und ich hatten einst manche wüste Nacht mitsammen durchschwelgt und wußte derselbe auch um mein Verhältniß mit Giuseppina. Er erzählte mir denn nun, daß die Eltern des Mädchens, aus Kränkung über ihrer Tochter Fall, bald nach meinem Verschwinden aus Lesina beide rasch hintereinander gestorben waren, während Giuseppina, dem Wahnsinn nahe, vor Schmerz und Schmach, bei einer armen Fischerfamilie Obdach und Pflege in ihrer trostlosen Lage gefunden habe; nach der Geburt eines hübschen Knaben aber, diesen ihren Wohlthätern, die selbst kinderlos gewesen, zu überlassen sich gezwungen sah, um in den Dienst einer sehr reichen alten Frau zu treten.

Vor wenigen Monaten nun sei besagte alte Frau gestorben, und da sie selbst keinerlei Verwandtschaft besessen, Giuseppina aber, die sie mit kindlicher Aufmerksamkeit und Treue gepflegt, sehr liebgewonnen hatte, so setzte sie diese kurz vor ihrem Sterben zur Universalerbin ihres großen Vermögens ein, und heute war das dereinst so arme Mädchen eine reiche Person.

Viele Freier hatten sich sofort gemeldet für Giuseppina, meinte Anesini, die gern ein Auge zugedrückt haben würden über die Herkunft eines gewissen prächtigen Jungen drüben im Fischerhaus, das Mädchen aber wollte von keinem Manne mehr wissen, und habe beschlossen, zeitlebens ledig zu bleiben.

Also erzählte mir mein Jugendfreund und, hahaha! meine Liebe für Giuseppina erwachte natürlich allsogleich wieder zu neuer Gluth, denn das Gold hatte sie entzündet. Ich wollte sofort nach Lesina abreisen, doch das ging nicht so schnell, — ich hatte Verpflichtungen mit lohnender Aussicht auf mich genommen, und Giuseppina blieb mir ja gewiß.

Endlich war die Revolution in allen Ecken und Winkeln des Landes erstickt, die Rebellen gebändigt, und ich konnte meine Rechnung schließen. Man knauserte nicht mit mir, als es zum Abschluß kam, aber man wünschte mich zugleich in das Land versetzen zu können, wo der Pfeffer gedeiht. —

man zögert mit der Ausbezahlung meines Honorars, weil man fürchtet, mich sodann nicht los zu bekommen. Das ist einfach lächerlich! Ich denke gar nicht daran, auf dem Boden länger weilen zu wollen, der meine Erfolge gesehen, weil dies, — je nun, weil dies meine persönliche Sicherheit zu sehr gefährden dürfte.

Heute nach Lesina zurückkehrend, erwartet mich dort der Reichthum, denn Giuseppina, die Erbin, muß die Stunde segnen, die ihr Namen und Ehre, die ihrem Kinde den Vater zurückbringt. Ich möchte indeß nicht mit leeren Taschen zu ihr kommen, damit sie nicht gewahr wird, daß die Erbin, und nicht das thörichte verliebte Mädchen mich nach der Heimath bringt. Sie verstehen mich doch, Capitain? Doch wie sollten Sie nicht! Sie müßten ja nicht ein rauher Seemann, sondern ein Romanheld sein, wollte ich ähnlichen Unsinn bei Ihnen voraussetzen!"

Also schloß der wackere Dalmatier Maratto, und seine Bekenntnisse hatten mir Herz und Ohren mit so viel Ekel erfüllt, daß ich kein Wort der Erwiderung fand, sondern still und ernst die Wolken aus meiner Cigarre vor mich hin blies.

„Sie geben mir Recht, ich sehe es", rief leuchtenden Blickes jetzt der Elende, „also Capitain, heraus mit dem Gelde, es soll Ihr Schaden nicht sein, drei Procent davon sind Ihnen gewiß, wenn Sie mir, ehe wir Lesina erreichen, mein Eigenthum einhändigen werden".

„Eher werden Sie mit Extrapost heute noch lebendig zur Hölle befördert, ehe Sie einen Soldo früher erhalten, als wir in Alexandrien landen, das schwöre ich Ihnen! Und nun fort, fort aus meinen Augen, fort mit Ihnen!" schrie ich dem Schurken zu, ihm zugleich mit einer drohenden Handbewegung die Thüre weisend.

Einen Augenblick blieb Maratto wie gelähmt vor Erstaunen vor mir stehen, wir hatten Beide gleichzeitig unsere Sitze verlassen, — dann verbeugte er sich höhnisch grinsend vor mir, und affectirt unterwürfigen Tones rief er mit

scharfer Zunge: „Die Zinsen sind Ihnen unter allen Umständen gewiß, Herr Capitain, rechnen Sie auf diese!“ Und verschwunden war er aus der Cajüte.

Die Drohung hatte einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, gleichwohl sie mich nicht geängstigt hatte. Ich verschloß sorgfältig, wie gewöhnlich, meine Cajütenthür und begab mich auf Deck, um meinen Leuten verschiedene Ordres zu geben und gleichzeitig ein Auge offen zu halten in Bezug auf meinen schlimmen Passagier.

Dieser lag, als ich hinaufkam, lang ausgestreckt auf einer Bank und schien sich zu sonnen; wiederholt gähnte und dehnte er sich und endlich ließ er ein Geräusch hören, welches einen tiefen Schlaf verkündete.

Nachdem ich eine geraume Weile demselben gelauscht, zog ich mich einigermaßen beruhigt und befriedigt zurück und begab mich zu der Gesellschaft griechischer und russischer Kaufleute, die ich in Triest kennen gelernt hatte, um mit ihnen zu plaudern und Kaffee zu trinken, wobei ich dem vorzüglichen türkischen Tabak, den mir die Herren angeboten, ein eben so tiefes Interesse widmete, wie ihrem interessanten und anregenden Gespräch, dabei wohl ein wenig zu sehr mein eigenes, persönliches Interesse außer Acht lassend.

Plötzlich — unser Schiff näherte sich eben der Insel Lesina — ertönte der kreischende Ruf: „Feuer!“ aus weiblicher Kehle. Der Damencajüte entqualmte Rauch und wildes Geschrei. Alle stürzten wir mit Blitzesschnelle auf dieselbe zu, mitten unter die erschreckten Frauen und Kinder, die alle aus Leibeskräften nach Hilfe schrieen.

Es war nicht von Bedeutung Einige leichte Damenkleider, in der Nähe der Thür hängend, hatten plötzlich Feuer gefangen, und da sie brannten wie in Oel getränktes Papier, hatten sie auch schnell einen Divan und einige Kissen in Brand gesteckt. Woher der entzündende Funke gekommen war, blieb uns momentan ein Räthsel, da kein Mann, mit einer brennenden Cigarre etwa, die Cajüte betreten durfte.

Rasch wurden einige Pumpen in Bewegung gesetzt, die Schläuche nach der Stelle dirigirt, und nach Verlauf von kaum zehn Minuten war jede Gefahr beseitigt und nichts als einige Roben und ein Möbelstück hart beschädigt worden, die Damen insgesammt aber mit dem bloßen Schrecken davon gekommen.

Fast gleichzeitig mit einem allseitigen Aufathmen über die glücklich beendigte Katastrophe, legte mein Schiff im Canal von Lesina an. Ich beeilte mich daher, auf meinen Posten zu kommen, um Aus- und Einladungen zu überwachen, und darüber hatte ich Maratto und seine Drohung vollständig vergessen.

Eben wieder ertönte das Signal zum Auslaufen des Schiffes, eben hatte der letzte Collo dasselbe befrachtet, der letzte Passagier war leichtfüßig auf's Verdeck gesprungen, und die Räder peitschten lustig die Wellen und brachen sich Bahn zu neuem Curs, als ich, noch einen Blick auf den Landungsplatz werfend, dort dem hämischen Grinsen Maratto's begegnete, der mir, stolz wie ein Triumphator mit der Hand winkte.

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Wie der Blitz fuhr ich nach meiner Cajüte — die Thür zu derselben war erbrochen, ebenso mein Pult, in welchem sich des Dalmatiners Papiere und das für ihn bestimmte Geld befunden. Alles war verschwunden, und an der Stelle desselben fand ich einen Zettel mit folgenden Worten:

„Die Zinsen, edler Capitain, mögen Sie für dies Mal in dem erhebenden Bewußtsein finden — Weiberröcken ein rettender Ritter gewesen zu sein!"

Fünfunddreißigstes Capitel.

Ein Einziges auf Erden ist nur schöner und
besser als das Weib — das ist die Mutter.
L. Schefer.

„Dieser Maratto ist ja das Prototyp aller menschlichen Schlechtigkeiten!" rief ich entrüstet, während der Capitain hier seine Erzählung geschlossen und sich eine neue Cigarre angezündet hatte. „Sie haben doch Anzeige von seinem Verbrechen gemacht, haben ihn verfolgen lassen?" „Ach was! Freilich habe ich durch meinen Schwiegervater sowohl, wie auch direct der Behörde den Vorfall angezeigt; es kam aber die Privat-Ordre, den Kerl in Gottes Namen laufen zu lassen. Mir konnte das übrigens recht sein, denn es befreite mich von mancherlei Plackereien, wie da sind: Laufereien zu Gericht, Aussagen, zu Protokoll vernommen werden 2c. 2c. Ich hatte nur den geheimen Wunsch, Maratto noch einmal unter meine Hände bekommen zu können, um ihn dann von meinen Matrosen, die ihm Rache geschworen, gehörig durchwalken zu lassen; leider gelang mir dies nicht. Auch jetzt, wo ich ihn nach langer Zeit, dies Mal als Einäugigen, wieder traf, mitten unter dem Gesindel am Strande, würde es mir verdammt wenig genutzt haben, einen meiner Leute Jagd auf ihn machen zu lassen. Der schlaue Dalmatiner hatte genau Acht auf alle meine Bewegungen, das sah ich wohl, und er würde spurlos unseren Blicken entschwunden sein, sobald wir ihm in die Nähe gekommen wären".

„Und haben Sie nichts mehr über jenes arme Mädchen

erfahren, jene Giuseppina, die er unglücklich gemacht?“ frug ich den Capitain.

„Wohl habe ich das, und was ich vernommen, hat meinen Abscheu vor Maratto noch vermehrt und meine Lust gesteigert, ihn eigenhändig züchtigen zu können. Mit den Jahren ist aber auch mein Interesse an der Sache dahin geschwunden, und ich habe es aufgegeben, seinen Rächer spielen zu wollen; dem verdienten Schicksal wird der Schurke ja doch wohl nicht entgehen.

Nun aber hören Sie, wie er von Giuseppina aufgenommen worden, und auf welche Art er Lesina, seinen Geburtsort, wieder verlassen hat. Einer meiner Matrosen, ebenfalls ein geborner Lesinaner, hat mir die Geschichte erzählt, ein halbes Jahr etwa, nachdem sich dieselbe abgespielt hatte.

Maratto war in Lesina, wo er sich im besten Wirthshause einquartierte, als wohlhabender Mann aufgetreten, hatte sich gleich nach seiner Ankunft den Podesta kommen lassen, vor diesem ostentativ mit seinem Gold geflunkert und indem er völlige Unkenntniß der dermaligen Verhältnisse Giuseppina's heuchelte, Auskunft verlangt, ob und wo dieselbe lebte und gleichzeitig in scheinbar tief ergriffenem Tone die Absicht ausgesprochen, sein Kind, von welchem er noch nicht einmal wisse, ob dasselbe ein Knabe oder ein Mädchen sei, reclamiren zu wollen. Seinen Pflichten als Vater könne er nämlich erst jetzt nachkommen, was er damals außer Stande gewesen, wo er seine Heimath verlassen mußte, um sich und den Seinen eine Existenz für die Zukunft zu gründen.

Der Podesta sowohl, als auch die Wirthsleute, bei welchen Maratto Quartier genommen, wollten ordentlich zerfließen vor Rührung ob dieses seltenen Edelmuthes eines Mannes, den sie dereinst für einen der größten Schurken gehalten, weil sie ihm, und nicht mit Unrecht, das Verderben einer achtbaren Familie zugeschrieben hatten. Und nun kam dieser Verkannte wohlhabend, wie es schien, und als Galantuomo wieder, um sein gewiß unabsichtlich begangenes Unrecht nicht

nur gut zu machen, nein, um auch seinem Geburtsort durch sein persönliches Auftreten einen gewissen Glanz zu verleihen.

Man huldigte dem Schurken, wie man gewissen Monarchen zu huldigen pflegt, die, ihr Volk einer besonderen Besichtigung würdigend, durch irgend ein ihnen bisher fremd gebliebenes Nest reisen; man machte ihm auch, und zwar mit strahlenden Mienen, die überraschende Entdeckung, daß seine dereinst so arme Giuseppina mittlerweile eine reiche Erbin geworden, und daß sein Reichthum, vereinigt mit dem ihren, wohl bald dem kleinen Lande zu unbeschreiblichem Segen werden dürfte, denn man rechnete darauf, daß Beide Lesina nicht mehr verlassen würden.

Wie erstaunten aber diese biederen Leute, als Maratto plötzlich traurig wurde statt froh, als er die Wohlhabenheit seiner Braut beklagte, statt dieselbe zu segnen, denn, meinte er voll Heuchelei und zaghaften Tones, er müsse jetzt fürchten, seine heißgeliebte Giuseppina werde ihm nicht mehr zum Altar folgen wollen, nachdem sie unabhängig und reich geworden.

Der Podesta erklärte sich entschieden gegen eine solche Annahme und beeilte sich, dem Wunsche Maratto's Folge zu leisten und mit von diesem reich gefüllter Hand, als Gesandter des schlechten Menschen, dem Hause Giuseppina's zuzusteuern.

Nach einer Stunde aufgeregten Harrens — Maratto war in Wirklichkeit seines Erfolges bei dem verrathenen Mädchen, das er als eben so stolz wie hingebend kennen gelernt hatte, nicht völlig sicher — kam der Podesta mit einer furchtbar niedergeschlagenen Miene zurück. Er sah aus wie Einer, der eine vollständige Niederlage erlitten. Was er seinem Auftraggeber zu rapportiren hatte, klang auch gar nicht troststreich.

Giuseppina schien wie vom Blitz getroffen, als ihr die Kunde ward von ihres einstigen Geliebten Wiedererscheinen. Todtenbleich hatte sie dem Podesta in's Gesicht gestarrt, während seiner wohlangelegten Rede, die von Signor Maratto's

Reichthum und seiner Sehnsucht nach dem Kinde Zeugniß ablegen sollte.

„Es ist eine schändliche Lüge! Eine schlaue Falle, die mir der schlechte Mensch legen will!“ hatte sie mit vor Zorn und Abscheu bebenden Lippen gerufen. „Nicht mich und mein Kind will er besitzen, um uns Namen und Ehre wieder zu geben, die er mir schurkischer Weise gestohlen, nach meinem Vermögen gelüstet's ihn, nach meinem Gold! Dies sagen Sie ihm, Herr Podesta, und daß ihm Giuseppina und ihr Knabe nie zugehören, sondern ihm ausweichen werden, wie der giftigen Schlange, deren Blick vernichtet, deren Geifer tödtet!“

Dann hatte sie ihm kurz und stolz den Abschied zugewinkt und war aus dem Zimmer verschwunden.

Völlig zerknirscht sah er aus, der arme Podesta, als er diesen seinen Bericht erstattete. Maratto hingegen war nur im ersten Moment erschrocken gewesen. Jetzt hob er stolz und höhnisch das Haupt, indem er grell auflachend schrie:

„Also hochmüthig geworden ist sie, die kleine Bettel-Prinzessin? Nun, ich dachte mir's ja! Pah! An ihrer Person soll mir ferner auch nichts mehr gelegen sein, aber der Knabe ist mein, muß mein werden, als Vater habe ich alle Rechte auf ihn und diese werde ich sofort geltend machen!“

„Wohl, Signore, die haben Sie auch gewiß in vollstem, ausgedehntestem Maße und sollte man Ihnen dieselben streitig machen wollen, dann bin ich noch da, ich, der Podesta von Lesina!“ meinte eifrig der Mann der Obrigkeit, mit den goldenen Dingerchen in seiner Tasche spielend, die sich nach Vermehrung sehnen mochten.

„Ich rechne auf Ihre Unterstützung, Herr Podesta, falls man mir den Knaben vorenthalten wollte. Für jeden Schritt übrigens, den Sie in meinem Dienste zu thun genöthigt sein werden, will ich Sie fürstlich belohnen!“ rief Maratto eben so stolz, wie hochfahrend.

Bei der in Aussicht gestellten fürstlichen Belohnung

gab es dem diensteifrigen Amtmann einen Riß durch alle Glieder, er schrumpfte völlig zusammen in Devotion, und als er sich jetzt seinem hohen Clienten empfahl, da war sein Rücken gekrümmt, wie die Mondessichel, und blieb auch in dieser Form, bis er außer Sicht des Gold-Verheißers war.

Maratto hingegen warf verächtlich die Maske von sich, die er vorhin angelegt hatte, um Liebe für Giuseppina und das Kind zu heucheln. Haß und Wuth malten sich jetzt in seinen narbigen Zügen, seine Augen leuchteten dämonenhaft und phosphorescirend, während er, furchtbare Drohungen ausstoßend, mit heftigen Schritten die Stube auf und ab ging, der Wirth und sein Weib aber ängstlich davon schlichen, denn ihr Gast begann ihnen Angst einzuflößen.

Plötzlich verließ auch dieser das Haus. Sein Weg ging dorthin, wo Giuseppina in ihrem stolzen Eigenthum wohnte.

Eine alte Frau öffnete ihm das Thor und führte ihn nach dem Wohnzimmer der Herrin des Hauses. Man schien seine Ankunft erwartet zu haben. Mit Blitzesschnelle hatte diese Gewißheit sich Maratto's bemächtigt und demselben neue Hoffnung verliehen.

Doch er sollte sich bald furchtbar enttäuscht finden.

Giuseppina, deren Schönheit eher zu- als abgenommen während der letztvergangenen Jahre — Kummer und Schmerz hatten ihre Züge feiner und interessanter gemacht, und aus dem einst vollrunden, hochgefärbten Gesichtchen war jetzt ein edles, classisch geformtes geworden, aus welchem die großen, dunklen Sammetaugen nur noch sinniger blickten wie je zuvor, und der schön geschnittene Mund, mit den feinen Linien der Lippen, schien, auch geschlossen, eine bedeutsame Sprache sprechen zu können — Giuseppina hatte ihren einstmaligen Geliebten, den Räuber ihrer Ehre, vom Fenster aus kommen sehen, und sie stand jetzt in der Mitte ihres Gemaches, dessen Einrichtung von dem Reichthum seiner Besitzerin Zeugniß gab und wartete hochaufgeworfenen Kopfes und festen Blickes der Worte, welche Maratto an sie richten

werde, ihre Antwort darauf im Vorhinein und für alle Fälle bereit haltend.

Dieser blieb von ihrem Anblick überrascht, auf der Schwelle des Zimmers stehen, als er Giuseppina jetzt so erblickte, wie er sich dieselbe nimmer vorgestellt hatte; dachte er doch in ihr ein verblühtes, durch schwere Arbeit und Thränen frühzeitig gealtertes Frauenzimmer wieder zu finden.

Wie dagegen sah er selbst aus! Nur einen Blick warf das Mädchen auf sein narbenbedecktes Gesicht, und ein leises Schaudern durchzuckte ihren Körper.

Maratto indessen hatte dasselbe erfaßt, und mit einem halb zornigen, halb höhnischen Ton frug er sie jetzt:

„Du hast wohl gehofft, Deinen Liebhaber in seiner vollen früheren Schönheit wieder zu sehen, Schatz? Leider mußt Du mich nehmen, wie ich eben bin, häßlich!“

„Ihre Seele war immer häßlich, Paolo Maratto!“ erwiderte das Mädchen kalt und scharf. „Hätte ich diese Ihre innere Häßlichkeit damals erkannt, wo Sie vor mir auf den Knieen lagen und mich anbeteten, ich würde für Ihr hübsches Gesicht keine Augen gehabt haben, für Ihre falschen Schwüre kein Ohr!“

„Da wir heute mit vollendeten Thatsachen zu rechnen haben, bedeuten philosophische Abhandlungen über solchen Punkt gar nichts mehr, denn sie ändern nichts an Dingen, die einmal geschehen sind. Ich bin auch wahrlich nicht hierher gekommen, um mir Grobheiten von Dir in's Gesicht schleudern zu lassen, Piccola, sondern um ein an Dir begangenes Unrecht gut machen zu wollen. Doch unser zärtliches Zwiegespräch bedarf keines Zeugen, am allerwenigsten eines solchen, in Gestalt eines alten Weibes!“ rief Maratto cynischen Tones, und der alten Frau, die, wahrscheinlich einer ihr früher gewordenen Aufforderung Folge leistend, sich in der Nähe der Thüre strickend niedergelassen hatte, einen drohenden Blick zuwerfend.

„Bleib, Nona!“ rief Giuseppina der Alten zu. „Ich

habe mit Paolo Maratto kein Geheimniß mehr, will keines haben, und was er mir zu sagen hat, kann wohl auch die ganze Welt hören!“

„Meinetwegen nimm Dir den Teufel und seine Großmutter als Zuhörer!“ lachte dieser wild, sich dabei in einen Lehnsessel fallen lassend und eine Cigarre anbrennend. Dann, nachdem er einige dicke Rauchwolken vor sich hin gequalmt hatte, sah er Giuseppina keck in's Gesicht und sprach scharf und roh betonend:

„Du willst also mir, Deinem Liebhaber, künftighin die Thüre weisen, hast wohl einen Anderen gefunden, mit glatteren Wangen und von ungemischter Haarfarbe? Wäre fürwahr nicht einmal ein Wunder das, Du siehst ja noch immer appetitlich genug aus, und den Jungen, der mich Vater nennt, wiegt wohl Dein Geldsack auf — wie? — Uebrigens komme auch ich nicht mit leeren Händen, nicht als Bettler zurück, wie ich einst von Dir ging, also paßten wir noch immerhin gewissermaßen zusammen; daher überlege Dir meinen Antrag, ehe mich dieser reut!“

„Ich habe Ihnen meine Antwort durch den Podesta zugeschickt, Paola Maratto, und an meinem bereits ausgesprochenen Willen ändere ich nichts!“ erwiderte ernst und würdevoll das Mädchen. „Wir Zwei kommen auf Erden und wohl auch im Jenseits nicht mehr zusammen, da sei Gott vor! Und nun verlassen Sie mich und vergessen Sie den Weg, der zu meinem Hause führt!“

Maratto blickte eine Weile gedankenvoll durch den blauen Rauch seiner Cigarre nach ihr hin, dann warf er diese von sich, stand auf und trat zu dem stolzen Mädchen hin, indem er mit schmeichelnder Stimme sprach:

„Giuseppina, warum bist Du so hart gegen mich? Nimm Vernunft an! Wenn ich auch an Dir gefehlt habe, so will ich es doch jetzt wieder gut zu machen suchen. Noch ist es nicht zu spät; als mein angetrautes Weib werden die Leute vergessen —“

Hier unterbrach ihn Giuseppina stolzen und heftigen Tones, indem sie seine ihr gebotene Hand mit Entrüstung von sich stieß, und mit erhobener Rechte durch das offene Fenster nach dem nahe gelegenen Friedhof weisend, rief sie:

„Paolo Maratto, wecken Sie mir Vater und Mutter aus jenen Grabhügeln zu neuem Leben hervor, geben Sie mir die heißgeliebten Eltern zurück, die Ihre Schändlichkeit gemordet, und ich werde, trotzdem Sie mir nur noch Abscheu und Ekel einflößen, Ihr Weib werden. Ehe die Todten aber wieder lebendig, werde ich nie die Ihre, das schwöre ich Ihnen bei meinem ewigen Seelenheil!“

Bleich wie ein Gespenst stand Maratto jetzt da, und seine Augen schienen sie erdolchen zu wollen.

„Und unser Kind? Glaubst Du etwa, verrückte Hochmuthsprinzessin, dasselbe wird Dir überlassen bleiben? Zum Teufel auch! Ich werde meine Rechte als Vater gebrauchen!“

„Mein Sohn bleibt bei seinen Pflegeeltern bis zu deren Ableben. Ich habe mich einst meines einzigen Glückes beraubt, indem ich ihn von mir gab, — daß ich es aber gemußt, war Ihre Schuld, und doppelt, zehnfach mehr hasse ich Sie dafür, Paolo Maratto!“

„Um so schlimmer für Sie, wenn Sie Ihren Antheil an dem Kinde verschacherten!“ lachte dieser hämisch und roh, „der Vater aber wird seinen Sohn reclamiren, das schwöre ich, und daß die Gesetze auf meiner Seite stehen werden, ist so gewiß, als daß der Knabe in meiner Gesellschaft Lesina binnen vierundzwanzig Stunden für immer und ewig verlassen wird. Eine zweite Mutter aber werde ich ihm wohl auch noch besorgen können, hahaha! Und nun addio, Excellenza mia!“

Maratto verbeugte sich höhnisch und wollte das Zimmer verlassen.

Giuseppina war um ein Merkliches blasser geworden bei seiner letzten Drohung, und ihre Lippen zuckten krampfhaft vor Angst und Schrecken. Doch suchte sie ihre Be-

wegung zu verbergen. — Ein schneller verständnißvoller Blick glitt hinüber zur alten Nona, welche sich sofort geräuschlos erhob und verschwand; dann sprach sie mit einer ihn zurückhaltenden Handbewegung:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Paolo Maratto!“

„Aha!“ dachte dieser triumphirend, „sie läuft in die Schlinge, ich brauche den Erben nicht als Geißel zu entführen“. Laut aber frug er barschen Tones: „Was soll's?“

„Wenn ich Ihnen einen Theil, wenn ich Ihnen die Hälfte meines Vermögens abtrete, werden Sie sich dann aller Ansprüche auf den Knaben begeben?“

„Und wenn Du mir das Doppelte, und wenn Du mir alle Schätze Indiens und Perus zu solchem Zweck zu Füßen legen solltest, nein!“ schrie Maratto wüthend, denn er wollte Alles besitzen, Giuseppina mit inbegriffen.

„So gehen Sie denn, Paolo Maratto, und suchen Sie sich Ihr Recht!“ sprach das bleiche Mädchen stolz und würdevoll, kehrte ihm dann den Rücken und verschwand durch eine Nebenthüre.

Maratto blieb einen Augenblick unentschlossen stehen. Er begriff das Benehmen Giuseppina's nicht, er kannte eben ihren Charakter nicht ganz. Dann aber verließ er das Haus und begab sich zum Podesta, um von diesem zu erfahren, wo die Leute wohnten, die seinen Sohn in Kost und Pflege hatten.

Wie erstaunte er aber, und wie ärgerte es ihn zu hören, daß die Fischerfamilie mit Giuseppina unter einem Dache wohne; Letztere hatte die Leute zu sich genommen, um ihr Kind in der Nähe haben zu können, und die alte Nona war die Mutter der Fischersfrau, führte also mit Recht den Namen Großmutter, und sie war es auch, die eigentlich den Knaben aufgezogen hatte, an dem sie hing mit Leib und Seele.

„Ich werde keinen Schritt mehr dorthin machen, beim Teufel, nein!“ schrie Maratto, „der Knabe soll zu mir ge-

bracht werden, hierher, und seine Mutter mag dann, wenn die Sehnsucht nach dem Kinde sie erfaßt, nachkommen und auf den Knieen vor mir rutschend sich das Glück erflehen, uns Beide wieder in ihren Besitz zurück zu bekommen. Schicken Sie um den Jungen, Herr Podesta, und wenn man ihn nicht gutwillig herausgeben sollte, dann mögen die Diener des Gerichtes ihn mit Gewalt nehmen!"

Als aber die Leute im Auftrag des Gerichtsbeamten den Knaben holen kamen, war dieser nicht zu finden. Die alte Nona hatte ihn mit fortgenommen, wohin, wollte Niemand im Hause wissen. Man forschte in der Nachbarschaft, ohne Erfolg, und auch im Laufe des nächstfolgenden Tages erhielt man keine Spur von ihm.

Maratto trat jetzt bei Gericht klagbar gegen Giuseppina auf und mit schadenfrohem Herzen sah er der Stunde entgegen, die sein Recht ihm zusprechen und ihr Urtheil verkünden sollte.

Der Tag kam, und die Stunde schlug, die Maratto kaum mehr erwarten zu können glaubte; aber, was sie ihm endlich brachte, war eine furchtbare Niederlage: Etwas, das er sich nie würde haben träumen lassen.

Giuseppina erschien vor dem Richter, ganz in Schwarz gekleidet, bleich wie Wachs, mit von Thränen und durchweinten Nächten gerötheten Augen, die sie nur ein Mal während der Verhandlung erhob, um Maratto einen Blick unsäglicher Verachtung zuzuschleudern.

Die Anklage wurde verlesen, und diese beschuldigte Giuseppina Benari, dem Vater seinen Sohn widerrechtlich entzogen zu haben.

Die im Saale herrschende Todtenstille wurde durch eine minutenlange Pause noch unheimlicher.

„Was haben Sie dagegen zu sagen?" frug jetzt der Podesta, nicht allzu strenge, denn Giuseppina war allgemein beliebt, war die Wohlthäterin der Armen von Lesina, und

auch der Gemeindesäckel wußte von ihrer Freigebigkeit zu erzählen.

Ohne den Blick wieder zu erheben, aber klar und mit lauter, wenn auch etwas zitternder Stimme sprach das Mädchen:

„Ich verwahre mich gegen solche ungerechte Beschuldigung, denn Paolo Maratto ist nicht der Vater meines Sohnes!“

Ein allgemeiner Aufschrei folgte dieser unerwarteten Erklärung.

Maratto glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Wie ein Wahnwitziger starrte er dem Mädchen in das todtenbleiche Antlitz, dann stürzte er wüthend auf dasselbe zu, faßte es an beiden Schultern, und sie mit einer grausamen Heftigkeit schüttelnd, schrie er:

„Wer — wer also ist der Vater, Elende?!“

„Das wird von meinen Lippen Niemand erfahren, Paolo Maratto!“ erwiderte kalt und ruhig Giuseppina und hatte nicht einmal ein Wort des Dankes für Jene, die jetzt ihren Peiniger gewaltsam von ihr loslösten.

Der Podesta rang nach Worten, die er nicht finden zu können schien — in Wahrheit war seine Weisheit hier an ihre Grenze gekommen — Giuseppina frug, ob man hier noch etwas von ihr zu fordern habe, und als dies verneint ward, entfernte sie sich still und gesenkten Blickes, wie sie gekommen war. Maratto indeß geberdete sich jetzt wie ein wildes Thier, schlug um sich, fluchte und tobte und ließ sich nur mit Mühe bereden, dem Podesta in dessen Wohnung zu folgen, um einen stärkenden Trunk nach solcher Aufregung zu sich zu nehmen.

Vom Gerichte weg hatte sich Giuseppina zu dem greisen Pfarrer begeben, der schon Seelsorger ihrer Eltern gewesen, der ihr selbst es war, und dabei ihr väterlicher Freund, ihre Stütze in verzweiflungsvollen Stunden.

In seine Hand hatte sie ihr Testament gelegt, für alle möglichen Fälle, wie sie meinte, denn eine tiefe Traurigkeit,

eine bange Vorahnung vielleicht, hatte sich ihres Gemüthes bemächtigt.

Ihr Sohn, der auf ihren Namen getauft worden war, sollte ihr Universalerbe sein, bis zu seiner Volljährigkeit aber die Familie Zanetti, die ihm bisher Vater und Mutter ersetzt hatten, den Nutzgenuß des Gesammtvermögens mit ihm theilen.

Der Pfarrer richtete einige freundliche, ermuthigende Worte an das arme Mädchen, dann entließ er es mit dem Rathe, sie möge nach Hause gehen und der Ruhe pflegen.

Giuseppina verließ den Pfarrhof fast zur selben Zeit, da Maratto den Podesta verlassen hatte. Langsam und ruhig schritt sie am Meeresstrande ihrer Behausung zu — wild und vom übermäßigen Weingenuß aufgeregter als je zuvor, kam er desselben Weges.

Plötzlich gewahrte er die etwa hundert Schritte vor ihm wandelnde Gestalt, und wie ein Verrückter raste er auf sie zu.

— — — — — — — — — — —

Am Morgen des nächsten Tages fanden einige frühzeitig an die Arbeit gehende Fischer einen Sonnenschirm und einen Strohhut an einer Klippe hängend, und beide Dinge hatten der armen Giuseppina angehört, die am vorigen Abend nicht mehr nach Hause gekommen war, die nie mehr wieder nach Hause kommen sollte.

Auch Paolo Maratto war verschwunden und blieb es für die Bewohner von Lesina, sonst würden ihn diese wohl gelyncht haben; war es doch nur mehr eine Stimme, die da sprach: Er hat sie ermordet und in's Meer geworfen.

Der damals etwa 5—6 Jahre alte Giuseppo aber, dessen nähere Bekanntschaft Sie noch heute machen können, ist ein tüchtiger Seemann geworden und momentan, im Alter von kaum vierundzwanzig Jahren, schon Steuermann auf meinem Schiffe. Seine Zieheltern, die noch am Leben sind, verwalten ihm sein Besitzthum, welches er erst dann selbst antreten will, wenn er sich ein Weib heimführt. Die Ge-

schichte seiner armen Mutter kennt er nicht genau, man hat sie ihm nie recht klar gemacht; wohl aber weiß er, daß die Unglückliche im Meer ihr Grab gefunden. Deshalb auch übt die See einen unnennbaren Zauber auf sein Gemüth, und wer ihn je in mondhellen Nächten, am Steuer sitzend, seine melancholischen Lieder singen hört mit einer Stimme, wie diese wirklich fast nur italienischen Kehlen eigen ist, der vergißt solchen Gesang wohl sein Lebtag nicht wieder.

Würde der arme Junge aber erfahren, daß er heute dem Schurken so nahe gewesen, dem er sein Leben verdankt, und der seine Mutter gemordet, er würde wohl rasend werden vor Schmerz und Verzweiflung, denn er hat Temperament und Charakter von derselben Art, wie die arme Giuseppina sie dereinst besessen.

Daß aber die Unglückliche sich lieber mit Schimpf und Schande bedeckte, indem sie sich selbst beschuldigte, mit zwei Männern verbotenen Umgang gepflogen zu haben, als ihren Sohn seinem ehr- und gewissenlosen Vater in die Hände zu geben, was seinen Untergang bedeutet haben würde, darüber war sich bald ganz Lesina klar geworden, und man setzte der unglücklichen Mutter einen Denkstein an jener Stelle, von wo aus sie in's Meer geschleudert worden sein mochte.

Sechsunddreißigstes Capitel.

> Wo Philosophie und Religion die zwei unzertrennlichsten Gestirne der ewigen Welt, nicht scheinen, dort ist Nacht.
>
> J. Feßler.

Bärndorf machte hier eine längere Pause, und nachdem er seinen Freund gefragt, ob dieser sich durch seine breit ausgedehnte Erzählung auch nicht ermüdet fühle, was Olbrich auf das Lebhafteste bestritt, fuhr er also fort:

Nach einer angenehmen, sturmlosen Fahrt waren wir in New-Orleans angekommen. Ich trennte mich hier nicht nur schweren Herzens von Capitain Duvallon, den ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft schätzen und lieben gelernt hatte, ich trennte mich auch von meinem guten treuen Dick, den ich nicht mit nach Europa mitnehmen mochte, da ich fürchten mußte, er werde die weite Reise nicht überstehen können; Dick magerte nämlich seit Kurzem ersichtlich ab und sah elend aus. War es Heimweh, was ihn plagte, oder litt er an einer physischen Krankheit, ich konnte dies nicht ergründen, wollte ihm aber Ruhe und die Möglichkeit schaffen, sich nach Herzenslust pflegen zu können, und so sandte ich ihn denn nach Rocke-Ville zu meinem Freund Clear zurück, dem ich brieflich sein Schicksal in den wärmsten Worten an's Herz zu legen mich bemüht hatte.

Von New-Orleans kehrte ich dann nach Europa zurück und machte die Reise über Frankreich, durch die Schweiz und Tirol vorläufig nach Meran.

Was mich diesen Kurort aufsuchen hieß, war ein ganz

eigenthümlicher Umstand. In Vevey fand ich nämlich eines Tages, an der table d'hôte sitzend, ein Zeitungsblatt, welches irgend ein Fremder hier liegen gelassen haben mochte. Es war eine Nummer der Meraner Zeitung, die Namen der zuletzt in dieser Stadt angekommenen Kurgäste enthaltend.

Mechanisch nahm ich das Journal in die Hand, da fiel mein Blick auf einen, nein, auf zwei Namen, die mich sofort bestimmten, meinen Weg nach Wien über Meran zu nehmen.

Diese beiden Namen aber waren die zweier Frauen, und die Eine von ihnen war die Mutter, die Andere, die Braut jenes unglücklichen Offiziers, dem ich, Mexiko verlassend, zugeschworen hatte, seine letzten Liebesgrüße an die Theuren überbringen zu wollen.

Auf der Tour von Bozen nach Meran lernte ich einen höchst unangenehmen Menschen kennen, einen gewissen Herrn von Schnorr, dem ich sofort den Rücken gekehrt haben würde, hätte ihm nicht sein Unglück, — er war gelähmt an allen Gliedern, — ein gewisses Recht auf Rücksicht von meiner Seite gegeben.

In Meran angekommen, suchte ich allsogleich die Wittwe M . . . . auf, welcher ich die Nachricht bringen sollte von dem Tod ihres Sohnes. Ich fand die unglückliche Frau aufgelöst in Schmerz und Wehmuth, denn vor wenigen Stunden erst hatte sie dem Mädchen, das einst ihre Schwiegertochter zu werden bestimmt gewesen, die Augen zugedrückt. Das arme Geschöpf, welches die Aerzte von Wien nach dem südlichen Tirol geschickt hatten, um seine kranke Brust zu heilen, war in Wirklichkeit an gebrochenem Herzen gestorben. Er aber, der ihr den Todesstoß versetzt, er war ihr längst vorausgegangen und ruhte nun in fremder Erde.

Die arme alte Frau nahm die traurige Botschaft, die ich ihr übrigens in schonendster Weise mitzutheilen mich bemüht hatte, ziemlich resignirt auf. Es schien, als ob sie auf dieselbe vorbereitet gewesen wäre, denn sanft weinend nahm

sie das Medaillon aus meiner Hand, welches die Locke vom Haupt ihres Kindes enthielt, küßte dasselbe und sprach dann leise und ruhig: „Ich wußte es ja, daß ich ihn hier auf Erden nicht wieder sehen würde. Aber lange sollen die Beiden wohl nicht warten auf mich, dort drüben in den Thälern des Friedens“, setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, „bald wird die alte Mutter ihnen nachkommen, denn sie ist schwach geworden unter den Bürden, welche ihr das Schicksal zu tragen auferlegt hat“.

„Ich habe noch eine Frage an sie zu richten, verehrte Frau“, sprach ich jetzt zögernd und mit einigem Widerstreben, „es geschieht dies ebenfalls im Auftrag Ihres verstorbenen Sohnes“.

„Oh, bitte, sprechen Sie, was wollen Sie wissen?“ rief die alte Dame lebhaften, beinahe zärtlichen Tones, schien es doch, als ob sie in mir ein gut Theil ihres verewigten Lieblings vor sich sähe.

„Wo lebt jenes Weib, jene Schändliche, die Ihren Sohn in den Tod gejagt, wo kann ich sie finden?“

Ein Schatten flog jetzt über das Gesicht der silberhaarigen Matrone, ein schmerzlicher Zug grub sich ein um die welken Lippen, die einst einen schönen feinen Mund gebildet haben mochten, dann plötzlich glättete sich ihr Antlitz wieder und den Kopf erhebend, so daß ihre Gestalt um ein Bedeutendes größer geworden schien, sprach sie stolz und ernst:

„Fragen Sie nach ihr im Zuchthaus zu Neudorf, wo sie im Sträflingskittel und mit geschorenem Haupte Wolle krämpelt, oder Sackleinwand zu nähen gezwungen ist.

Die Elende hat sich eines Mordversuches an der Gattin ihres letzten Liebhabers schuldig gemacht, den sie nebstbei um sein ganzes Vermögen gebracht: ihr Mann sitzt im Strafhaus zu Stein, bedeutender Wechselfälschungen wegen, und ihre armen Kinder hat eine Versorgungsanstalt für Waisen aufgenommen“.

„Furchtbare Vergeltung!“ kam es leise über meine Lippen.

„Verdiente Vergeltung!“ erwiderte ernsten und feierlichen Tones die alte Frau. Dann aber und nach einer kleinen Pause setzte sie leise und traurig hinzu: „Was aber nützt mir dieselbe? Giebt sie mir meinen Sohn, meinen Alfred, wieder zurück? O, nie! nie! Nicht einmal sein Grabhügel bleibt mir als Zufluchtsstätte in trostlosen Stunden, — ich breite vergebens meine Arme in leeren Räumen aus, denn hunderte von Meilen trennen mich von ihm!“

„Doch nicht von seinem Geist, von seiner Seele nicht!“ tröstete ich die unglückliche Mutter. „Sein letzter Gruß, sein letzter Gedanke waren für Sie, und wenn es ein Wiedersehen in lichteren Räumen giebt, dann wird auch sein erster Gruß dort wieder nur der Mutter gelten!“

„Dank Ihnen für diesen Trost, Sie sind ein guter, braver Mensch!“ weinte sie leise, dann legte sie mir wie segnend ihre zitternden Hände auf die Schultern; und ich küßte dieselben stumm und zärtlich, wie ihr Sohn es gethan haben würde, und verließ sie dann.

Am nächsten Morgen schon hatte sie die Rückreise nach Wien angetreten, wo ihr, wie ich glaube, noch einige Verwandte von Seite ihres verstorbenen Gatten leben.

Meine Mission war also hier zu ihrem Ende gekommen, und nun schwankte ich, was mir ferner zu thun oblag. Noch nie während meines ganzen früheren Lebens war ich so vollständig im Unklaren mit mir selbst gewesen, wie dies eine Mal.

Sollte ich, meiner Vaterstadt so nahe, diese wieder betreten, um mein verlassenes Kind aufzusuchen? War dasselbe am Leben geblieben, und wenn — in welcher Lage würde ich es wohl wieder finden? Vielleicht arm, elend und moralisch verkommen, wenn der Fluch, den ich damals auf sein armes, kleines Haupt herabbeschworen, Früchte getragen hatte. Und wenn dies der Fall, was stand dann mir selbst

bevor? Würden nicht neue, furchtbarere Gewissensbisse meine Seele martern, als alle jene gewesen, die mir bisher das Leben verbittert hatten?

Indeß, es konnte auch anders gekommen sein. Das kleine Mädchen war vielleicht als glückliches, sorgenloses Geschöpf unter der Leitung jener braven Menschen herangeblüht, deren Erbarmen ich dereinst mein Kind überlassen hatte; es wußte vielleicht nicht einmal, wer sein Vater war, und wenn auch, dann hielt sie mich wohl längst für todt und hegte möglicherweise auch keinen Groll mehr gegen den Mann, der so Furchtbares an ihr verbrochen hatte. Und nun sollte ich plötzlich ihren Seelenfrieden gewaltsam stören, den Mehlthau streuen auf eine gottbegnadete Blüthe?

Unter solchen Zweifeln litt ich unsagbar, und meine Abreise verzögerte sich von einem Tag zum andern. Endlich hatte ich mich entschlossen, unter allen Umständen nach Wien zu reisen, dort Erkundigungen einzuziehen, ob und wo Ihr lebtet, und vorläufig im Geheimen nach dem Kinde und seinen Schicksalen zu forschen.

Da brachte mir eines Tages, als ich auf der Promenade mich befand, der Zufall die Gesellschaft eines Bekannten von Euch, und durch ihn erfuhr ich denn auch, daß Ihr eben zwei Kinder durch den Tod verloren hattet, worunter eine Tochter, die den Namen Henriette trug.

Das war ein furchtbarer Schlag für mich, und ich hielt denselben für eine rächende Vergeltung des Schicksals, das den Tod zwischen mich und mein Kind gestellt, als ich mich eben nach zwanzigjähriger Trennung demselben nähern wollte.

Außer mir vor Verzweiflung und Schmerz, — im Geheimen hatte ich ja doch noch immer die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, einige Stunden des Glückes durch die Tochter meines verklärten Weibes genießen, in ihr Ersatz für meinen verlorenen Knaben finden zu können, — verließ ich Meran wie ein Toller, um Wochen lang in den Bergen herumzuirren, dabei Tage lang ohne Nahrung bleibend, und

dann wieder durch übermäßigen Weingenuß in irgend einer kleinen Schenke vor meinem eigenen Gedächtniß mich schützen wollend.

Die guten Tiroler, bei welchen ich mich hier und dort aufzuhalten pflegte, schüttelten oft ängstlich die Köpfe und hielten mich für verrückt. Da ich aber Niemanden behelligte, keinem Menschen etwas Uebles that, so legten auch sie mir nichts in den Weg.

Ein unbedeutender Vorfall gab mir den nöthigen moralischen Halt, gab mir meine Vernunft wieder.

Ich saß eines Nachmittags in einer Bauernhütte, wo ich ein Obdach vor dem strömenden Regen gefunden hatte. Der gutmüthige Eigenthümer derselben hatte mir Brot und Käse, sowie einen Krug Rothwein vorgesetzt und sich dann wieder schweigsam in die Scheune zur Arbeit zurückgezogen, während an der Wiege ihres Kindes die Bäuerin saß und leise schluchzte, denn das Kind war krank und lag in Fieberhitze.

Abgestumpft gegen fremdes Leid, denn mein eigenes schien mir alles andere weitaus zu überragen, hatte ich kein freundlich fragendes, kein theilnahmsvolles Wort für die arme Frau.

Da plötzlich trat ein alter Priester in die Hütte. Es war der Pfarrer des nahe gelegenen Dörfchens und er suchte gleich mir Schutz vor dem Regen, da er eben durch's Gebirge gekommen war, wo er einen Schwerkranken besucht hatte.

Nachdem der hochbetagte alte Herr die schweren Tropfen von seinem Rock geschüttelt und seinen rothen Regenschirm in einen Winkel gestellt, näherte er sich der Bäuerin, die sich bei seinem Eintreten sofort von ihrem Sitz erhoben hatte, um ihm die Hand zu küssen.

„Nun, was giebt's denn, Vroni", frug er freundlich und mild, „was bedeutet denn Dein verweintes Gesicht, ist Dein Kind etwa krank geworden?"

Unter Schluchzen und Jammern klagte jetzt die junge Mutter dem Diener Gottes ihr Leid. Der Kleine hatte gestern plötzlich zu schreien angefangen und war gar nicht zu beruhigen gewesen, Niemand wußte warum. Und da habe es denn auch der Vater mit ihm versucht, habe ihn auf den Armen herumgetragen und gewiegt und ihm dabei was vorgepfiffen, endlich aber sei ihm das Ding zu viel geworden und mit dem ärgerlichen Fluch: „I so hol der Teufel Dein Geschrei!“ habe er den Jungen in's Nest geworfen.

Dieser wäre nun freilich jetzt ganz mäuschenstill geworden und gleich darauf eingeschlafen. Beim Erwachen aber habe er schon sehr starke Hitze gehabt, erschrecklich gefiebert und gewinselt, rein zum Erbarmen, aber keinen Schrei wieder ausgestoßen.

Nun müsse das arme Bübl wohl sterben, wehklagte die verzweifelnde Mutter, denn der Vater habe es ja verflucht, und nun sei keine Rettung mehr für dasselbe zu erwarten.

Eine kleine Weile hindurch beugte sich der alte Priester forschend über das Kind in der Wiege, faßte an dessen heißes Köpfchen und fühlte nach seinem Puls, dann aber legte er seine Hand auf des Weibes Schulter und sprach milden und doch ernsten Tones zu ihr:

„Vroni, Du bist eine Christin, glaubst Du an einen allgerechten, allliebenden Gott über Dir?“

„Und ob ich glaube, Hochwürden! Wie kannscht' nur also fragen?“ meinte die Bäuerin fast erschrocken.

„So! — Und doch meinst Du, das jedenfalls in sündhafter Aufwallung gesprochene, durch eine menschliche Leidenschaft hervorgerufene Wort hätte die Macht und die Kraft, unseren allgütigen Vater im Himmel zu bestimmen, dem kleinen schuldlosen Wesen hier das Todesurtheil zu sprechen, oder auch nur das kleinste Unheil über dasselbe kommen zu lassen?

„Oh, wie schwach bist Du im Glauben, Vroni! Ohne des himmlischen Vaters Willen fällt kein Sperling vom

Dache, kein Haar von Deinem Scheitel und ohne des Herrn Gebot geht keines seiner Geschöpfe zu Grunde. Das zornige Wort aber, das von Deines Mannes Lippen gekommen, es wird wohl auf seinem eigenen Herzen brennen und ihm Gewissensqualen bereiten, wenn er erst sein Unrecht einsehen gelernt hat, dem Kinde da aber, auf dem des Himmels und der Mutter Segen ruht, dem kann's kein Uebel bringen und keinen Schaden, denn der Mensch denkt und Gott lenkt!

„Das Bübl übrigens, weißt Du, liegt im Zahnen und wird's wohl bald und glücklich überstanden haben durch des Allmächtigen Willen und seine himmlische Gnade".

„Amen!!" rief die Mutter, sich fromm bekreuzend und völlig getröstet.

„Amen!!" kam es jetzt auch überlaut von meinen Lippen. Dieser echte Diener Gottes hatte mit seinen schlichten Worten mehr bewirkt, als es alle Raisonnements der größten Philosophie zu meinen Gunsten vermocht haben würden.

Erstaunt blickte der alte Pfarrer nach mir herüber, gleichsam wie fragend, wer ich sei.

Ich bat ihn, sich zu mir setzen und mir ein wenig Gehör schenken zu wollen und erzählte ihm dann, was mir auf dem Herzen gelegen. Es war eine Art Beichte, wie ich nie vorher in meinem Leben eine demüthigere abgelegt hatte.

Und auch für mich hatte der alte würdige Mann Gottes jetzt Trost und Rath gefunden. Als ich später aber ihn und das Bauernhaus verließ, da war ich wieder frisch an Geist und Gemüth und mit einem heiligen Frieden in der Brust schlug ich den Rückweg ein nach Meran, mit dem festen Vorsatz, so schnell als möglich von dort aus nach Wien zu reisen, um wenigstens Euch, meine Freunde, wieder begrüßen zu können.

Vorerst aber hatte ich eine schöne Summe Geldes in die Wiege des Kindes gelegt und der Mutter gegenüber den Wunsch ausgesprochen, das Bübl' möge recht bald wieder froh

und munter, dereinst aber das Glück und der Stolz seiner Eltern werden.

Daß aber nicht alle Priester in Tirol Fanatiker und Zeloten sind, diese schöne Ueberzeugung hatte ich aus der kleinen Gebirgshütte zu meiner Freude mit mir fortgenommen.

In Meran wurde ich einige Tage durch ein trauriges Ereigniß aufgehalten. Mein einstiger Reisegefährte, Herr von Schnorr, war nämlich eines Nachts, gleich nach meiner Ankunft, von seinem eigenen Diener ermordet worden, und dieser Ruchlose war — Maratto.

Ich hatte den Elenden sofort erkannt, als ich nach meiner Rückkehr in Meran ihn an der Table d'hôte seinen Herrn bedienen sah.

Nun hielt ich es für eine heilige Aufgabe, vorerst den flüchtigen Missethäter zu verfolgen, ehe ich meinen persönlichen Interessen nachgehen wollte.

Nachdem ich den Herren vom Gericht einige Andeutungen gegeben hatte über des Mörders Vorleben, erklärte ich auch der Justiz, meinen Arm und mein Vermögen leihen zu wollen, um desselben habhaft werden zu können, und gleichzeitig machte ich mich auf, seiner Spur zu folgen.

Eben hatte mein Fuß aber den bereitstehenden Reisewagen berührt, als mir von unbekannten Damenhand Eure Adresse, und die Aufforderung zukam, mit Euch in Correspondenz treten zu wollen.

In Wien erst, und zwar auf einem der Bahnhöfe selbst, fiel der Verbrecher der Gerechtigkeit in die Arme, und nicht ich war der Glückliche, der ihn derselben überliefern durfte, sondern ein Gensdarm, mit dem Steckbriefe in der Tasche, hatte ihn gefangen genommen und wahrscheinlich schon auf ihn gefahndet, ehe sein Kommen signalisirt worden war.

Nachdem man Maratto gestern Abends im Polizeibureau des Bahnhofsgebäudes die Eisen angelegt, ward ich ihm, der ich mit demselben Zuge wie er nach Wien gekommen, sofort gegenübergestellt und mir die unver-

gleichliche Genugthuung, ihn als Straßenräuber und dreifachen Mörder anklagen zu können.

„Va ben!“ hatte er mit cynischem Hohnlächeln mir zugerufen. „Einmal muß Alles ein Ende nehmen, sonst wären vielleicht Sie selbst noch unter meine Hände gekommen, Signore!“

Ich wandte mich empört von dem Scheusale ab, und als man ihn heute Morgens aus seiner Zelle abholen wollte, um ihn vor den Untersuchungsrichter zu bringen, konnte er solcher Aufforderung nicht mehr nachkommen. Er hatte sich während der Nacht mittelst eines Kleiderriemens erwürgt. —

Nun, und mit dem Ende dieses Elenden, hat auch mein sogenanntes officielles Tagewerk seinen Abschluß gefunden, und nun sollte ich beginnen, meine Privatangelegenheiten in's Klare zu bringen. Wie mir aber davor bangt, wie ich zittere bei dem Gedanken, meiner Tochter zum ersten Male gegenüber zu treten, davon, lieber Olbrich, machst Du Dir keinen Begriff.

Ich, der ich dem Tode mehr als einmal kühn in's Auge geblickt habe, empfinde jetzt wie ein ängstliches Kind, das einer Züchtigung entgegen geht.

Oh Fritz, Du alter, treuer Bursche, lasse uns erst sorgsam überlegen, wie und auf welche Art wir dem Mädchen das Geheimniß seiner Geburt entschleiern dürfen, lasse sie mich erst aus der Ferne sehen und beobachten, denn ich fürchte nun selbst, wie Du früher es gethan, daß ein gewaltsames, überraschendes Auftreten, ein Ueberstürzen der Sache, mir in ihren Augen nur Schaden bringen dürfte.

Lasse mich vorerst Deine Tina wiedersehen. Frauen haben den richtigen Takt in derlei zarten Angelegenheiten; Deine Frau soll mir den Weg zeigen, der zu dem Herzen meiner Tochter führt. Willst Du? —

„Wie Du es wünschest, so soll es sein, Bärndorf!“ nickte der Kaufmann, diesem treuherzig die Hand schüttelnd, dann verließen Beide Arm in Arm das Hotel und wandten ihre Schritte der Vorstadt zu, in welcher das Haus Olbrich's lag.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Im Wunder — Einklang ist das Leben
Der Menschenbrust mit der Natur.
Körner.

Eine herrliche, erquickende Frühlingsluft strömte vom Garten durch das offene Fenster herein, an welchem arbeitend Johanna und Rosa saßen, dabei jene Dinge besprechend, die vorzugsweise zu dieser Zeit ihren Herzen raschere Pulsschläge verliehen.

Berge von Tüll, Spitzen und Orangeblüthenzweige lagen auf dem Tischchen vor ihnen, ging doch eben aus den kleinen jungfräulichen Händen das Brautgewand hervor, welches wackere Bürgermädchen, einer uralten schönen Sitte gemäß, sich selbst anzufertigen pflegen.

Felix hatte heute wohl den letzten Brief an sein Mädchen gelangen lassen, morgen sollte er selbst kommen und binnen wenigen Tagen schon, am Ersten des Wonnemonats, Hochzeit gemacht werden.

Welche entzückende Gewißheit! Man sagt, daß Glück und Liebe das Menschenantlitz zu verschönern im Stande seien, und wer dagegen gelinde Zweifel erhoben haben würde, der brauchte nur einen Blick auf das Mädchen dort am Fenster zu werfen, wie es eben leuchtenden Auges einen kleinen Zweig der bräutlichen Blüthen unter einer Spitzenschleife befestigte, und beschämt und entzückt zugleich, würde sich der Ungläubige für bekehrt erklären.

Ja, dies Mädchen schien in Wahrheit nie so berückend schön gewesen zu sein, wie eben jetzt, wo die Liebe ihr Antlitz verklärte, das beseligende Bewußtsein, wieder geliebt

zu werden, und die entzückende Gewißheit, bald, ach so bald dem Manne, der ihr Alles war, für immer angehören zu dürfen.

Tausend süße Gedanken spielten da um den reizend geformten kleinen Purpurmund, wenn er geschlossen war, sinnige, kosende Worte entströmten ihm, wenn seine Rosenlippen sich öffneten. Das reiche goldige Haar umrahmte, in der Sonne glitzernd, wie ein Heiligenschein dieses holdselige Madonnengesichtchen, aus dem heute die wunderbaren blauen Augen den Himmel wiederstrahlten, der sich in ihnen spiegelte.

Betrachtungen ähnlicher Art mochte jetzt im Augenblick auch Johanna anstellen, denn diese hatte den Aermel, an welchen sie eben einen Rüschenbesatz heften gewollt, in ihren Schooß sinken lassen, und die Hand, auf die ihr gedankenvolles Köpfchen sich stützte, müßig ruhen lassend, schwelgte sie in dem Anblick der holden Braut, wie man ein Bild bewundert, dem man überirdische Schönheit zugestehen muß.

Plötzlich gewahrte Rosa sich von der Schwester also angestarrt, und überrascht durch den eigenthümlichen Ausdruck in Johanna's Zügen, frug sie scherzenden Tones:

„Was hat denn meine Hanna, daß sie mich so mustert! Habe ich vielleicht auf dem Kopf einen garstigen Käfer sitzen, oder einen schwarzen Fleck an der Nase?"

„Nein", erwiderte diese langsam und mit großem Ernst, „ich bin nur eben jetzt zu der Ueberzeugung gekommen daß Du das schönste Mädchen bist auf Gottes weiter Erde!"

„Sonst nichts weiter?" — lachte Rosa noch heller und fröhlicher, dann setzte sie, die Schwester karikirend, ebenfalls mit würdevollem Ernst hinzu: „Ja, ja Kind! Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Liebe blind macht, in unserem Hause aber, wo die Liebe epidemisch aufgetreten ist, da muß natürlich auch vollständige Gesichtstäuschung herrschen".

„Du machst mich nicht irre, das gelingt Dir heute gar

nicht, Rosa! Blick nur einmal in den Spiegel Dir gegenüber und Du wirst meine Worte bekräftigt finden".

„Möchtest Du mich vielleicht eitel machen, Hannchen? Es mag wohl die Freude, das Glück sein, welches momentan vielleicht meinen Zügen einen anderen Ausdruck verleiht. Ach, ich bin ja auch wirklich glücklich, so glücklich, daß ich es keinem Menschen beschreiben könnte und zuweilen an meinen Kopf fassen muß, um mich zu überzeugen, ob ich ihn vor lauter Seligkeit nicht etwa schon verloren habe!"

„Das Schicksal sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" ertönte jetzt die freundliche Stimme Mama Erhard's, die aus dem Nebenzimmer getreten war, nachdem sie eben noch die letzten Worte Rosa's vernommen hatte. In der Hand trug sie ein kleines Kanarienvögelchen, unbefiedert noch und kaum wenige Tage alt, das dem Verenden nahe schien.

„Da, sieh mal Deinen kleinen armen Liebling hier, eben fand ich ihn, von dem Alten wieder aus dem Nest geworfen, im Sand liegend, frierend und halb verhungert!"

Die beiden Mädchen waren rasch von ihren Sitzen aufgesprungen und eilten jetzt auf die alte Dame zu, mit mitleidigen Blicken das arme Vögelchen betrachtend. Sie hatten Beide nämlich ihre Hecken, denn es war von frühester Kindheit an eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen gewesen, diese hübschen, munteren gelben Dingerchen füttern und paaren zu können, deren kleine Nachkommenschaft aber groß zu ziehen.

Rosa hatte in diesem Frühjahr mit ihrem befiederten Ehepaar kein besonderes Glück gehabt. Das Männchen war ein böses und zanksüchtiges, das der armen kleinen Mutter nie die nöthige Ruhe gegönnt, und das seine ersten beiden Sprößlinge, kaum als dieselben aus dem Ei geschlüpft waren, zum Nestchen hinaus geworfen hatte, um sie nicht füttern zu müssen. Nun war noch ein Dritter und Letzter übrig geblieben, dessen Existenz bisher nur der kleinen Mutter Liebe gefristet hatte. Der rohen Barbarei des unnatürlichen Vaters aber sollte endlich heute auch dieser zum Opfer fallen.

Rosa nahm, traurig geworden, das Vögelchen in ihre warme Hand, hauchte es mit ihrem Athem an, um seine zarten Gliederchen zu erwärmen, und als dasselbe, zu neuem Leben gekommen, sich zu schütteln, die nackten, federlosen Flügelchen zu regen begann und nun, nach Nahrung schnappend den winzigen Schnabel öffnete, da rief sie unter plötzlich hervorquellenden Thränen:

„Ach, wie soll ich es aber füttern, was kann ich für das arme kleine Wesen ferner thun?"

Rathlos standen die drei Frauen einen Moment wie ein Gelehrten-Consilium beisammen, nicht gewahrend, daß sich leise eine andere Thüre, die zu dem Wohnzimmer der Eltern führte, geöffnet hatte, und daß auch dort drei Personen erschienen waren, die mit lebhaftester Aufmerksamkeit dem Gespräche lauschten. Eine dieser Personen namentlich verschlang mit Ohr und Aug zugleich die blonde wunderschöne Mädchengestalt, die mit ihren rosigen Lippen das kleine hilflose Geschöpfchen warm küßte und es mit ihren Thränen benetzte.

„Halt, ich hab's! Versuchen wir, das arme Ding bei meinen Alten in Kost und Pflege zu bringen!" rief plötzlich Johanna, „komm Rosa, mein Vater ist ein braves, wackeres Vogelmännchen, und hat er auch schon vier Kleine zu versorgen, vielleicht nimmt er das Deine noch dazu!"

„Gott gebe es!" seufzte Rosa, und beide Mädchen flogen jetzt mehr als sie gingen in das Gemach hinein, aus welchem eben zuvor Frau Erhard gekommen war, die ihnen denn jetzt gespannten Blickes auch wieder dahin folgte.

„Olbrich, hältst Du diese Scene, deren Zeuge wir soeben gewesen, etwa für eine gute Vorbedeutung?" sprach nun Bärndorf, der ein wenig hinter dem Kaufmann und seiner Frau die Stube betreten hatte. „Ich thue es nicht!"

„Du wirst doch nicht aus einer Kinderei ernste Schlüsse ziehen wollen!" wehrte Olbrich, der selbst ein wenig verlegen geworden durch diesen sonderbaren Zufall, der wie ein böses Omen zwischen Vater und Tochter getreten war, als letztere

noch nicht einmal eine Ahnung gehabt von der Anwesenheit dieses ihrem Leben so nahe stehenden Mannes.

„Jedenfalls werde ich meinem früher gefaßten Vorsatze getreu bleiben, vor der Hand als Fremder hier aufzutreten", entgegnete ihm traurigen Tones Bärndorf. „Ueberlassen wir es einer höheren Macht, das Herz meines Kindes mir zuzuwenden, und wenn es mir nicht gelingen sollte, die Sympathie des Mädchens zu erwerben, ohne daß sie weiß, wer ich bin, dann will ich auch freiwillig wieder zurücktreten in das Dunkel, in welchem ich bisher gelebt, und das, wie es scheint, kein Sonnenstrahl der Kindesliebe erleuchten darf!"

„Verzagen Sie nicht, lieber Bärndorf, und haben Sie nur ein wenig Geduld mit unserem Mädchen, das ahnungslos Ihnen jetzt wehe gethan hat. Uebrigens wollen wir, so lange Ihnen dies gefällt, Ihr Incognito bewahren, nur als Fremder dürfen Sie nicht auftreten, Sie müssen wenigstens für einen Verwandten meines Mannes, für einen Stiefbruder etwa, gelten, der, nach langjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückgekehrt, bei uns seine neue Heimath finden will". Also sprach warmen und innigen Tones die gute Frau Christine, deren Herz von inniger Theilnahme erfüllt worden war für den unglücklichen Gatten ihrer verstorbenen Freundin, den armen, kinderlosen Vater.

Ein fröhliches Lachen, ein freudiges Zusammenklatschen der Hände vom Nebenzimmer her, verrieth, daß das Werk der Adoption gelungen sein mochte. Bald darauf traten denn auch die Mädchen mit von Zufriedenheit strahlenden Mienen durch die Thüre und mit ihnen lächelnden Antlitzes Mama Erhard.

„Wahrhaftig, Kind, Dir glückt einmal Alles!" rief Letztere, zärtlich den Arm um ihre künftige Schwiegertochter schlingend. In diesem Augenblick aber gewahrten die eben Eingetretenen die Eltern und den Fremden, der sich unendliche Mühe gab, der Aufregung Herr werden zu können, die sich seiner beim Anblick Rosa's neuerdings bemächtigt hatte.

„Verehrte Freundin — meine Kinder, — ich stelle Euch

in diesem Herrn hier meinen lieben, lange Zeit hindurch verschollen gewesenen und bereits todtgeglaubten Stiefbruder, Heinrich Bärndorf vor", begann jetzt mit etwas unsicherer Stimme der Kaufmann, — die Lüge wollte nicht recht über seine Lippen kommen, — dann wandte er sich an diesen, und auf die Mutter Felix's weisend, sprach er warm: „In dieser vortrefflichen Frau, lieber Alter, siehst Du die künftige Schwiegermutter meiner — unserer Tochter Rosa hier, und das da ist meine Johanna!"

Bärndorf richtete gepreßten Tones einige etwas verworren klingende Worte an Frau Erhard, reichte dann seine beiden Hände den Mädchen hin, die sich vor Erstaunen und Ueberraschung gar nicht zu fassen vermochten, hatten sie doch nie vorher eine Ahnung gehabt von der Existenz eines Stiefbruders ihres Vaters! Dennoch bemächtigte sich eine Jede sofort der ihr dargebotenen Hand, um diese zu drücken und an ihre Lippen zu ziehen.

„Nicht so, meine Kinder, meine lieben Kinder!" flüsterte Bärndorf, während er sie mit seinen Armen umschlang und an seine Brust zog, wobei sein Herz zum Zerspringen schlug. „Ach, möchtet Ihr doch in mir keinen Fremden sehen! Das ist der einzige Wunsch, den ich mitgebracht habe in die alte Heimath".

„Das werden wir auch nicht, lieber Onkel!" rief Johanna warm und lebhaft, indessen Rosa den fremden Mann mit einem sonderbaren Gefühl in der Brust anstarrte. Es war ihr dabei, als ob sein Gesicht bekannte Züge trüge, als ob im Klang seiner Stimme Etwas läge, das sie an einen Anderen erinnere, nur wußte sie im Moment nicht, wem dieselbe gehöre.

„Und Du, mein Mädchen, hast Du kein freundliches liebes Wort für den — Freund und Bruder Deines Vaters?" klang es jetzt schmerzlich und vorwurfsvoll über Bärndorf's Lippen, als sich dieser an Rosa wandte.

„Verzeihe, guter Onkel, — das Neue unserer Bekannt-

schaft, — ich bin nicht so formgewandt wie meine Schwester, — ich will es aber gewiß versuchen, Dir eine liebevolle, ergebene Nichte sein zu können!" entgegnete das Mädchen schüchtern und mit einer Art Aengstlichkeit ihre Hand aus der Bärndorf's ziehend.

Mit einem schmerzlichen, aber fast unhörbaren Seufzer wandte sich dieser ab und trat an's Fenster, um die Thräne zu verbergen, die ihm in's Auge getreten war.

Nicht viel weniger als er selbst litten Olbrich und dessen Gattin unter der kühlen, fast abstoßenden Art, mit welcher das Mädchen den ihr fremd gebliebenen Vater behandelte, und ein Art Erquickung für sie Alle war es jetzt, als die Knaben nach Hause kamen, dem neuen Onkel vorgestellt wurden und sich an diesen bald mit einer Herzlichkeit schmiegten, die nichts Erzwungenes und Gekünsteltes an sich hatte, und die dem armen Heimathlosen daher doppelt wohl that.

Frau Erhard betrachtete sich von ihrem Winkel aus, in den sie sich bescheiden zurückgezogen hatte, um die Familien-Angehörigen nicht zu stören, mit besonderem Interesse den Fremden, dessen Name sie sofort an jene Stunde erinnert hatte, in der Baron Saldern den Olbrichs eine Karte überreichte mit dem gleichlautenden, und — sonderbar! — auch ihr kamen die Züge dieses noch immer schönen Mannes mit dem grau melirten reichen Lockenhaar nicht fremd vor. Es war ihr, als ob sie dieses Antlitz lange früher schon gesehen hätte, und nun suchte sie in ihrer Erinnerung, wo dieses wohl geschehen war.

Da trat, während Bärndorf sich mit den Knaben beschäftigte, Rosa leise zu der alten Dame, und ihre Hand auf deren Schulter legend, flüsterte sie ihr halbleise in's Ohr:

„Mama, hat dieser Onkel nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit irgend Jemand, den wir kennen —?"

„Mein süßes Kind", antwortete diese lebhaften Tones, „darüber zerquäle ich mir eben jetzt den Kopf, kann aber keinen richtigen Schluß dafür finden".

In dem Moment näherte sich auch Johanna den Beiden, und ihr liebliches Gesichtchen, mit den dunklen blitzenden Augen zu ihnen niederbeugend, frug sie mit zufriedener, beinahe fröhlicher Stimme, wie man sie lange nicht mehr von ihr gehört: „Was sagt Ihr zu diesem Onkel? Ist er nicht ein wunderhübscher alter Herr? Ah was, alt! Es ist ja nur sein Haar, das an die Jahre erinnert. Seht Euch seine wunderschönen blauen Augen an, diese hohe klare Stirne, — die classisch geformte Nase, — wahrhaftig, er sieht aus, wie der Baron Saldern und dürfte dessen leiblicher Vater sein!"

„Richtig! Das ist es!" riefen Mama Erhard und Rosa fast gleichzeitig und überrascht aus, so daß Bärndorf sich jetzt zu der lebhaften Gruppe herum wandte und, wie um sich selbst zu quälen, die Frage aufwarf:

„Nun, meine Mädchen, giebt's etwa wieder ein verlassenes Vögelchen irgendwo unterzubringen?"

„Hast Du von der Geschichte des kleinen armen Kerlchens gehört, Onkel?" gegenfragte Johanna belustigt, „oh, der hat schon ganz prächtige Nähreltern gefunden und wird nicht verloren gehen!"

„Ich aber werde mein Männchen von heute an isoliren, werde ihn trennen von dem braven Weibchen, das ihre Jungen so sehr geliebt, sie aber doch nicht erhalten konnte, er soll fürderhin einsam in seinem Käfig schmachten, und wenn ihn die Sehnsucht nach Liebe tödten sollte, dann geschähe ihm ganz, wie er es verdiente!"

Also hatte jetzt Rosa hocherregten Tones gesprochen, denn ihr warmfühlendes Herz wollte es noch immer nicht fassen, wie der grausame Vogel seine Jungen hatte vernichten können.

Wie tausend Dolche fuhr jedes ihrer Worte Bärndorf durch die Seele, er zuckte aber mit keiner Wimper mehr, er hatte sich mit seinem Schicksal bereits abgefunden.

Olbrich aber, der es kaum länger mit ansehen konnte, wie sein armer Freund gequält wurde, fuhr nun, ganz gegen

seine sonstige Art, ärgerlich in die Höhe, indem er rief: „Aber zum Kukuk auch! Jedes Geschöpf hat seine eigene Art und kann nichts dafür, daß es ist, — wie es eben ist!“

„Vater!“ zitterte es da höchst erschrocken von Rosa's Lippen, „Du wirst doch wohl nicht das grausame Thier, das sein eigenes Fleisch und Blut verstieß, in Schutz nehmen wollen? Denn wenn es auch nicht zu denken vermag wie wir, wenn es nicht Verstand und Ueberlegungskraft besitzt, hat ihm die Natur nicht den Instinct gegeben, sein Junges zu lieben, zu beschützen, zu versorgen?

„Oh Vater, pfui, schäme Dich, den abscheulichen Vogel vertheidigen zu wollen! Würdest Du mich etwa in ein fremdes Nest gelegt haben, als ich noch nicht die Kraft, nicht die Fähigkeit hatte, für mich selbst zu bitten, um mich von Anderen groß füttern und groß ziehen zu lassen?

„Oh Du garstiger Vater, Du! Dir sähe auch derlei ähnlich!“ lachte und weinte das Mädchen, indem es die Arme um den Nacken Olbrich's schlang und sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

„Onkel, Du bist entsetzlich bleich geworden, fehlt Dir Etwas?“ rief jetzt erschrocken, auf Bärndorf zueilend, Johanna, der in Wirklichkeit aussah, als ob er die Besinnung verlieren sollte.

„Die Luft hier ist mir zu schwül geworden, — ich will ein wenig in den Garten hinabgehen, — es wird gleich wieder vorüber sein!“ antwortete Bärndorf bitter lächelnd, indem er auf die Thüre zuschritt, „bitte, laßt Euch nicht stören!“

Olbrich wollte rasch dem Freunde folgen und ihm seinen Arm bieten, dieser wehrte ihn aber entschieden von sich ab. Da legte Johanna sanft ihre Hand auf die seine, indem sie bittend sprach:

„Onkel Heinrich, darf ich mit Dir gehen? Möchtest Du mir nicht erlauben, ein wenig Deine Tochter sein zu dürfen?“

Mit einer fast leidenschaftlichen Hast drückte da der

arme, hart gestrafte Vater das gute liebevolle Mädchen an sich, und seine Stimme hatte keinen Klang mehr, es war wie gedämpftes Schluchzen, mit dem er ihr entgegnete: „Oh Dank, Dank Dir, Du gutes Kind!"

Auch über Christinens Antlitz zuckte es schmerzbedeutend und fast unwillig wandte sie sich von dem Mädchen ab, das unbewußt ein so furchtbares Verdammungsurtheil über den eigenen Vater ausgesprochen hatte.

Nur Olbrich konnte seinem Liebling nicht zürnen, ja er vergaß sich jetzt so weit, zu fragen:

„Rosa, möchtest Du wohl einen Andern zum Vater haben als mich?"

„Nein, nein, um des Himmels Freuden nicht, Väterchen!" rief da das Mädchen leidenschaftlich aus, „am allerwenigsten aber den neuen Onkel, denn — ich weiß nicht, warum — aber er flößt mir Furcht ein!"

Achtunddreißigstes Capitel.

Fluchwürdiger Argwohn! unglücksel'ger Zweifel.
Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes,
Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.
Schiller.

Eine schwere Verstimmung hatte sich des Architekten Erhard beim Lesen jenes Briefes bemächtigt, den sein künftiger Schwiegervater an ihn abgesendet hatte und dessen Inhalt uns bekannt ist.

Was war das für ein Geheimniß, das ihm, seine theure Braut betreffend, unmittelbar vor der Hochzeit mitgetheilt werden sollte, und auf welches ihn der Kaufmann in so ängstlicher und vorsichtiger Weise vorzubereiten sich bemüht hatte?

Sollte es — großer Gott! wenn dies möglich wäre — im Zusammenhang stehen mit jenen leisen und doch so klaren Andeutungen, die ihm seine liebevolle, ängstlich um sein Wohl besorgte Mutter früher schon in einigen ihrer Briefe gemacht hatte?

Und diese Andeutungen, welche Wichtigkeit gewannen sie erst seit dem Moment, wo er zum ersten — jetzt aber wohl schon zum zehnten Male die Zeilen überlas, zwischen welchen er die Lösung dieses ihn so beängstigenden Räthsels suchte.

Damals hatte er hellauf gelacht, als seine Mutter ihm zum ersten Mal geschrieben, daß ihr die Huldigungen, welche der junge Baron Saldern dem Mädchen darbringe, das in kurzer Zeit schon ihre Schwiegertochter werden sollte, etwas unpassend erschienen, es hatte ihn amüsirt, seine gute Mama

an seiner Statt die Eifersüchtige spielen zu sehen. Dann waren Briefe von Rosa selbst gekommen, die in langathmigen begeisterten Worten die herrlichen Eigenschaften seines Freundes schilderten und die Versicherung aussprachen, wie glücklich sie sich in dessen Umgang fühle und wie dankbar sie ihrem Felix dafür sei, ihr solchen Freund zugeführt zu haben.

Endlich, anläßlich Heinrich's Abreise von Wien, hatten die Schlußworte eines Schreibens, welches seine Mutter zu jener Zeit an ihn gerichtet, folgendermaßen gelautet: „Er ist ein netter, vielleicht sogar ganz ausgezeichneter Mann, dieser junge Saldern, aber ich bin froh, daß er endlich wieder unser Haus verlassen will, und daß ihn nun so viele Meilen von uns trennen werden, bin froh Deinet — unser Aller wegen!“

Weiter hatte die gute Frau dann nichts mehr über den jungen Mann geschrieben, und fast hätte Felix diese kleinen, theils mißliebigen, theils allzu günstigen Aeußerungen, den Freund betreffend, vollkommen vergessen, wäre nicht heute, wo die sonderbare Aufforderung von Seite seines künftigen Schwiegervaters an ihn gelangte, die Erinnerung an dieselben wie ein gefahrdrohendes Gespenst vor ihn hingetreten, um das Saamenkorn des Argwohns in seine Brust zu schleudern, das furchtbar wuchernd emporschießen sollte, böse und unheilvolle Früchte verheißend.

Schnell waren seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und da er schon früher für die Dauer einer längeren Abwesenheit seinerseits einen Stellvertreter beschafft hatte, konnte er zu jeder Minute abreisen. Er that dies auch, indem er noch vor der ihm von Olbrich bestimmten Zeit in Wien eintreffen wollte. Angst und Ungeduld ließen ihm keine ruhige Minute mehr.

— — — — — — — — — — — —

Einige Stunden nachdem Bärndorf so bittere Worte von Rosa's Lippen vernommen, trafen in kurzen Zwischenräumen und mit verschiedenen Eisenbahnzügen kommend, die Baronin Saldern mit Cylla zuerst, dann aber auch Heinrich

im Hause der Kaufmannsfamilie ein. Sie wurden natürlich mit großem Jubel und noch größerer Herzlichkeit empfangen; Bärndorf, der Baronin als naher Verwandter sofort vorgestellt, wurde von deren Sohn und Cylla aber wie ein alter lieber Bekannter begrüßt.

Nach eingenommenem Abendbrot zog sich Erstere frühzeitig auf ihr Zimmer zurück, denn die Reise hatte sie ein wenig erschöpft; Cylla war mit den beiden Frauen, dem Kaufmann und Bärndorf plaudernd im Wohnzimmer geblieben, Heinrich und die Mädchen aber begaben sich zu kurzem Spaziergang in den Garten hinab, wohin eine wundersame laue Frühlingsnacht, verklärt durch das Vollmondslicht, sie gelockt hatte.

Auch Mama Erhard verließ gleich darauf die Stube, um, wie sie vorgab, ein wenig frische Luft athmen zu können, und folgte den jungen Leuten, die auf den schmalen Kieswegen zwischen noch spärlich belaubtem Gesträuch dahinwandelten.

Arm in Arm gingen Johanna und Rosa, an der Seite der Letzteren aber hielt sich Heinrich Saldern, der es nicht oft genug wiederholen zu können schien, wie sehr er sich nach der Stunde gesehnt, die ihn wieder nach Wien, in das ihm so liebgewordene Haus zurückbringen sollte. Daß er dabei das Wort immer nur an Rosa richtete, deren Schwester aber, die dabei immer stiller und trauriger wurde, gar nicht beachtete, schien er selbst nicht zu bemerken. Das arme Mädchen aber empfand diese Vernachlässigung um so tiefer, als ihr ganzes Herz darnach gelechzt hatte, nur einer kurzen Frage, eines freundlichen Blickes von ihm gewürdigt zu werden.

Rosa mochte von der Seelenpein ihrer Schwester keine Ahnung haben, sonst würde sie mit dem besonders Frauen so eigenen Takt gewiß dem Gespräch die nöthige Wendung gegeben haben, um Johanna selbst gegen deren Willen daran zu betheiligen. Aber auch sie

vergaß Alles um sie her unter dem Einfluß, den der liebenswürdige Plauderer da an ihrer Seite auf sie übte.

Da knisterte es leise hinter ihnen auf dem Sande. Rosa und Heinrich gewahrten das Geräusch nicht, wohl aber Johanna, und diese hatte kaum die Mutter Felix's erblickt, wie sie so allein hinter den Dreien einherschritt, als sie sich auch schon von ihrer Gesellschaft, die ihrer gar nicht zu bedürfen schien, trennte, um, den Arm der alten Dame unter den ihren legend, sich dieser als Begleiterin anzubieten.

Hätte das Mädchen eine Ahnung davon gehabt, welche Gefahr für so viele ihr theure Menschen sie durch diesen einfachen Akt der Gefälligkeit heraufbeschwor — sie würde nimmer und nimmer ihn begangen haben.

Johanna's leichtes Barègekleid war jetzt plötzlich an dem spitzen Ast eines Zwergbäumchens hängen geblieben, ohne daß sie dies bemerkt hatte. Ein Schritt weiter, und sie fühlte sich festgehalten. Ehe sie noch mit Hilfe der alten Dame den losgetrennten Volant freimachen und mit einigen Stecknadeln wieder an ihr Kleid heften gekonnt, war das Paar vor ihnen eine gute Strecke weit voraus, und als sie ihm endlich nachzukommen trachteten, da hatten sich ihre Wege bereits gekreuzt, die Vorangehenden waren ihren Blicken entschwunden.

Ein kleiner unscheinbarer Zufall, welch unberechenbaren Einfluß übt er oft auf unser Schicksal aus! Ein dürrer, todter Ast sollte hier nicht nur den Besatz von einem Frauengewand trennen, er sollte auch zwei Menschen gewaltsam von einander losreißen, die sich bereits für die Ewigkeit verbunden wähnten.

Arm in Arm waren Rosa und Heinrich jetzt bis an das äußerste Ende des Staketenzaunes gekommen, der den Garten von der Straße trennte. Dort blieben sie einen Augenblick stehen, um sich später wieder umzuwenden, und den Rückweg nach dem Hause einzuschlagen.

Der Mond goß sein volles, glänzendes Licht auf die

beiden herrlichen Gestalten, die in solch magischer Beleuchtung doppelt an Schönheit gewannen.

„Wäre es wirklich wahr, Rosa, liebes, theures Mädchen, Sie hätten mich vermißt, während ich von hier fortgewesen!“ flüsterte Heinrich, warm die Hand drückend, die auf seinem Arm ruhte.

„Ja, gewiß haben Sie mir, haben Sie uns Allen gefehlt, Herr Baron“, kam es ebenso von Rosa's Lippen, dann setzte sie lauter hinzu: „Ich weiß nicht, wie es so kommen mag, daß unser Herz beim ersten Begegnen gewisser Menschen sich sofort diesen zuwendet; auch mir geschah es so mit Ihnen. Wohl waren Sie mir kein Fremder mehr, als Sie zum ersten Male in unserem Hause erschienen, denn mein Felix hatte mir ja so oft von Ihnen gesprochen, lange bevor ich hoffen durfte, Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können. Und kaum hatte ich wenige Worte mit Ihnen gesprochen, als ich es auch schon wußte, daß Sie mir unendlich theuer werden könnten“.

„Oh, ahnten Sie, wie glücklich mich diese Versicherung macht, Fräuein Rosa, wie stolz!“ rief der junge Mann entzückten Tones, dann aber setzte er leiser und traurig hinzu: „Wird aber dieses freundliche Gefühl für mich in dem Paradiese, welches Sie sobald mit Ihrem Felix vereinigen soll, sich nicht zu schnell in ein wesenloses Nichts auflösen?“

„Nicht doch!“ entgegnete mit heller und fröhlicher Stimme das Mädchen, „denn ich liebe Sie ja so warm und innig, mit der treuesten Liebe — einer Schwester!“

Diese letzten beiden Worte waren nicht an's Ohr jenes Mannes gedrungen, der dort wie ein zu Tode Getroffener jenseits des Staketenzaunes gestanden und die früheren gehört hatte, — ihren Schall unglücklicher Weise wehte der Wind nach einer anderen Richtung hin, denn das promenirende Paar hatte sich, während sie ausgesprochen wurden, eben auf den Rückweg begeben.

Was Felix Erhard wider seinen Willen hier vernommen,

war wie ein mit höllischen Giften geschwängerter Dolch in sein Herz gedrungen, und es blutete nun aus einer einzigen, aber furchtbaren Wunde.

Das also war das schreckliche Geheimniß, welches der Kaufmann für ihn bereit hielt, und an vollendeter Thatsache sollte nun noch zu rütteln sein? — Wie doch hatte Olbrich geschrieben? „Wären Sie nicht trotz Ihrer Jugend und Ihres feurigen Temperaments ein besonnener, klar denkender Mann, tolerant genug, um sich über Dinge hinwegzusetzen, die, weil eben geschehen, nicht mehr zu ändern sind, und an welchen Ihre Braut vollkommen schuldlos ist, ich würde vielleicht heute noch zaudern, Sie zum Mitwisser eines delicaten Geheimnisses zu machen, das, wenn es erst nach Ihrer Verheirathung entdeckt werden sollte, möglicherweise den Frieden Ihrer Ehe stören könnte". —

War die Voraussetzung solcher Toleranz nicht eine infamirende Beleidigung? Und seine Braut, Rosa, schuldlos? Wie schneidend jetzt sein Lachen klang über solch freche Lüge! Tönten ihm nicht die Worte noch in den Ohren, die das Mädchen dem Manne zugerufen hatte, den er bisher seinen treuesten Freund genannt: „Denn ich liebe Sie ja warm und innig, mit der treuesten Liebe —"

Felix Erhard rang nach Athem, die Aufregung drohte ihn zu ersticken. Wie er aber dazu gekommen war, jene unseligen Worte zu erlauschen, ist bald erklärt.

Seine Abreise nach Wien war wie schon erwähnt, früher erfolgt, als es vorher bestimmt gewesen, da sein Stellvertreter sich ihm sofort zur Disposition gestellt hatte. Mit dem Abendzug in Wien eingetroffen, hatte er den Weg vom Bahnhof nach Hause zu Fuß zurückgelegt und dabei die Absicht gehabt, unbemerkt von den Uebrigen, die Wohnung seiner Mutter erreichen, durch deren Vermittelung aber noch heute den Kaufmann sprechen zu können.

Eine unbestimmte Angst hatte auf seine Seele einen Druck ausgeübt, von dem er sich rasch befreit sehen wollte,

und so drängte es ihn denn, die Frist zu kürzen, die ihm bis zur Aufklärung des räthselhaften Geheimnisses in Aussicht stand.

So war er in die Nähe des ihm so theuren Hauses gekommen, als eben die Gesellschaft im Garten lustwandelte. Er hörte Stimmen, drückte sich in den Schatten, den der Staketenzaun warf, nicht um zu lauschen, denn solches lag ihm fern, wohl aber, um nicht vor der Zeit, ehe er nach Wunsch seines künftigen Schwiegervaters eine Unterredung mit diesem gehabt haben würde, gesehen zu werden.

Es waren ihm wohlbekannte Stimmen, die da über den Zaun herüber drangen; in dem Klang derselben lag Fröhlichkeit und Glück, und — o, hätte er sie nie gehört! — sie überzeugten ihn, daß er hier überflüssig war. Welche Wirkung diese furchtbare Ueberraschung auf ihn hervorgebracht, wissen wir.

Jetzt aber raffte er sich auf, um zu einem Entschluß zu kommen. Des Kaufmanns Haus konnte und wollte er nicht mehr betreten, daher mußte er irgend ein Hotel aufsuchen, um dort die Nacht zuzubringen; am nächsten Morgen aber sollte dann ein entscheidender Schritt von seiner Seite gethan werden, ehe Olbrich ihn auf dem Bahnhofe erwarten würde.

Noch einen langen, unsäglich schmerzlichen Blick warf Felix über den Gartenzaun, dort hin, wo er so viele schöne, selige Stunden verlebt hatte, wo er vor Kurzem das Todesurtheil über sein Glück sprechen gehört, und wo es jetzt wieder still und einsam geworden war, dann raffte er sich auf, und das Herz voll Bitterkeit und Verzweiflung, richtete er seine Schritte der inneren Stadt zu, um dort in dem ersten besten Gasthof Quartier zu nehmen.

Unberührt blieb sein Bett während dieser Nacht, und als er gegen Morgengrauen erst, erschöpft durch die moralischen Kämpfe der letztverflossenen Stunden, in einem Lehnstuhl endlich doch eingeschlummert war, gequält von bösen, finstern

Träumen, lagen drei fertig geschriebene, mit den nöthigen Adressen versehene Briefe vor ihm auf dem Tisch, die schon zu früher Stunde des nächstfolgenden Tages ihrer Bestimmung durch den Lohndiener des Gasthofes zugeführt werden sollten. Ihr Inhalt war folgender, und zwar lautete der erste von ihnen:

„Geliebte Mutter!

Ordne Deine Angelegenheiten mit dem Hause Olbrich so schnell wie möglich und mache Dich dann auf den Weg zu mir, wo Du in der Junggesellenwirthschaft Deines Sohnes zwar viel an Bequemlichkeit und Comfort wirst entbehren müssen, dagegen ein Herz voll Liebe finden sollst, das künftighin nur mehr für Dich schlagen wird.

Dein Felix".

Der zweite:

„Verehrter Herr und Freund!

Das unselige Geheimniß, dessen Enthüllung mir durch Sie selbst werden sollte, hat bereits aufgehört, ein solches für mich zu sein. Nicht allein mein Herz, auch meine Ehre ist bei der Lösung des Räthsels engagirt worden, und immerhin haben Sie mir mehr Toleranz zugetraut, als ein Mann von Charakter in solchem Falle üben darf.

Indem ich darauf verzichte, Ihren Schwiegersohn mich nennen zu dürfen, sichere ich Fräulein Rosa jedenfalls eine glänzendere Zukunft, als ihr eine solche an meiner Seite in Aussicht gestanden hätte. Wie viel an Glück und seligen Hoffnungen aber ich in der Stunde des Resignirens mir selbst begrabe, das erlassen Sie wohl zu schildern

Ihrem allezeit ergebenen

Felix Erhard".

Der dritte und kürzeste endlich war folgendermaßen abgefaßt:

„Fräulein Rosa!

Bestimmung oder Zufall — ich weiß es nicht, ließen mich vor wenigen Stunden zu der Einsicht kommen, daß es

meine heiligste Pflicht ist, Ihnen Ihre Freiheit wieder zu geben. Seien Sie so glücklich, wie nur immer möglich, und vergessen Sie bald vollends Denjenigen, der sich stets nennen wird Ihren treuesten Freund

Felix Erhard".

Diese drei Briefe gelangten fast gleichzeitig in die Hände, für welche sie bestimmt waren. Den Eindruck aber zu schildern, den ihr Inhalt hervorbrachte, ist eine fast unmögliche Aufgabe.

Frau Erhard zuerst schien wie vom Donner gerührt. Für heute Abend war ihr Sohn, ihr theurer Felix, erwartet worden, und nun kam schon am frühen Morgen diese schreckliche, unbegreifliche Epistel. Was war geschehen, was vorgefallen? Sie konnte es sich nicht erklären, die treue, alte Mutter, und dennoch schickte sie sich sofort an, das Allernöthigste an Gepäck zusammenzuraffen, um zu ihm zu eilen, der ihr auf dieser Welt ja Alles war und Alles sein mußte.

Während sie aber eine Menge ganz unnützen Zeugs in die Koffer kramte, das wirklich Nöthige dabei links liegen lassend, während ihre Thränen die Dinge benetzten, die in ganz außergewöhnlicher Unordnung übereinander geworfen wurden, trat plötzlich der Kaufmann Olbrich zu ihr in's Zimmer, bleich und fahl von Angesicht und sich selbst kaum mehr ähnlich.

„Was soll das bedeuten?" rief er ihr mit klangloser Stimme zu und wies dabei auf den Brief in seiner Hand.

Als sie ihn mit Mühe gelesen — die schwachen, alten Augen hatte ein Thränenflor noch unverläßlicher gemacht — schluchzte sie leisen Tones: „Ich weiß es nicht! Bei Gott, dem Allmächtigen, ich weiß es nicht!" und gab ihm statt jeder weiteren Erklärung die Zeilen, welche sie selbst erhalten hatte.

In diesem Augenblick stürzte Johanna in's Zimmer mit von Angst und Schrecken entstellten Zügen, indem sie händeringend rief:

„Vater, komme schnell, um Gotteswillen schnell, —

Rosa liegt in furchtbaren Herzkrämpfen, — ich glaube, sie stirbt!"

Eine Viertelstunde später standen sie Alle, die dem Hause Olbrich angehörten, und auch die Anderen, die zu Gast in demselben waren, um das Lager der vor Kurzem noch so blühenden Braut. Der herbeigeholte Arzt hatte soeben erklärt, daß das Leben des Mädchens an einem Faden hänge, daß ein Herzschlag jede Minute zu gewärtigen sei.

Ein Einziger blieb scheinbar ruhig bei all diesem namenlosen Jammer, es war Bärndorf, der Vater der Unglücklichen. Stumm, mit kreidebleichen Wangen und farblosen Lippen starrte er auf das in Herzkrämpfen der fürchterlichsten Art sich windende Geschöpf hin, das einst seine geliebte Gattin unter ihrem Herzen getragen, dann — er wußte bereits um den Inhalt jener drei unseligen Briefe, die Felix geschrieben hatte — hob er die Hand wie zum Schwur empor, während er vor sich hin flüsterte:

„Ihrem Leben durfte ich nichts sein, — ihren Tod aber werde ich zu rächen wissen!"

Dann stürzte er aus dem Hause, wohin — er wußte es selbst nicht.

Neununddreißigstes Capitel.

Und zuletzt ist alles Elend
Gleich, wenn es am höchsten ist.
Corneille.

Das zweite Signal zur Abfahrt des Zuges war gegeben, die besseren Plätze in den Coupés bereits besetzt, und nur einzelne verspätete Passagiere kamen noch eilig und athemlos herzugelaufen, um die leergebliebenen für sich in Anspruch zu nehmen.

Auf dem Perron hatte sich jetzt auch ein junger Mann eingefunden, dessen Aussehen Zeugniß abzulegen schien von einer kaum überstandenen schweren Krankheit. Doch war dem nicht so, und nur qualvolle Seelenleiden einer einzigen Nacht hatten ihre Furchen gegraben in das geistvoll schöne Antlitz Felix Erhard's, denn dieser war es, der da den nächstabgehenden Zug benutzen wollte, um aus der Stadt fortzueilen, in welcher er just eben so Schreckliches durchgemacht.

Sein geringes Gepäck hatte ein Lohndiener bereits in das Coupé gelegt, der Stationschef, der den jungen Baumeister kannte und oft und gerne mit demselben verkehrte, war herzlich grüßend an ihm vorbeigeschritten, und eben wollte Felix das Trittbrett besteigen, um seinen Sitz einzunehmen, als dicht neben ihm der Ruf ertönte:

„Herr Architekt Erhard!“

Rasch drehte sich der Angerufene um, und hinter ihm stand ein hochgewachsener fremder Mann, dessen glühende Augen ihn zu verschlingen drohten.

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?“ frug Felix

müden Tones, aber doch ein wenig überrascht von dem seltsamen Wesen des Fremden.

„Eine Unterredung unter vier Augen!“ klang die Antwort zurück.

„Bedaure, Ihrem Wunsch nicht entsprechen zu können“, erwiderte Erhard frostig. „Sie sehen, ich bin im Begriff abzureisen, — der Zug wird sich binnen einer Minute schon in Bewegung setzen“.

„Er wird Sie aber nicht mit fortnehmen. Dafür will ich einstehen!“ schrie wüthenden Tones Bärndorf, denn er war es, der, einer plötzlichen Eingebung folgend, seine Schritte nach dem Bahnhof gelenkt hatte, von welchem aus Derjenige Wien zu allererst zu verlassen versuchen konnte, den er um jeden Preis finden mußte. Nachdem er einige sehr gute Photographien Erhard's im Hause seines Freundes gesehen, hatte es keine Schwierigkeit für ihn, diesen selbst zu erkennen.

Und so war es denn auch gekommen. Auf den ersten Blick schon hatte er in dem bleichen jungen Mann den Menschen erkannt, der nach seiner Ansicht so viel unverschuldetes, unverantwortliches Unheil über die Familie Olbrich, über sein eigenes armes Kind gebracht hatte.

„Mein Herr, Sie sind unverschämt!“ sprach jetzt Felix Erhard entrüstet und wollte, Bärndorf weiter keines Blickes mehr würdigend, das Eisenbahncoupée besteigen. Doch er hatte auf den festen Willen seines Gegners nicht gerechnet. Dieser faßte ihn jetzt mit seiner athletischen Faust, welcher die heftige Aufregung doppelte Kraft gegeben, und riß ihn vom Trittbrett herunter.

„Keinen Schritt weiter“, donnerte er, „ehe Sie mir blutige Genugthuung gegeben haben für Ihre schändliche, nichtswürdige That!“ Und trotz der energischen Gegenwehr des jungen Mannes befand sich dieser schon einige Schritte hinweggeschleudert auf dem Perron.

Alles dies hatte sich mit Blitzesschnelle vollzogen und

eine ungemeine Aufregung bei dem Publikum sowohl, wie auch bei dem Bahnpersonale hervorgerufen.

Aus allen Waggonfenstern drangen die Köpfe neugieriger und erschrockener Passagiere, man vergaß darauf, daß das dritte und letzte Zeichen zur Abfahrt eben jetzt gegeben werden sollte, und Alles drängte und schob sich in einen wirren Knäuel um diese beiden vor Zorn und Wuth bebenden Männer, die sich wie zwei Gladiatoren in der Arena gegenüber standen.

„Berühren Sie mich nicht noch einmal, Herr, oder auch ich vergesse mich!“ keuchte, kreidebleich geworden, Felix, während ihn sein Gegner mit einem Ausdruck so grenzenlosen Hasses maß, daß ein leiser Schauder die Umstehenden erfaßte.

„Wenn ich meine Hand besudeln werde, indem ich sie noch einmal mit einem Elenden, wie Sie es sind, in Berührung bringe, so soll dies nur mit der Tod bringenden Waffe geschehen!“ knirschte Bärndorf, „und eher weiche ich nicht von Ihrer Seite, ehe mir nicht die Gewißheit geworden, daß Sie mir nicht entschlüpfen wollen!“

„Aber wer sind Sie denn eigentlich, und was wollen Sie von mir?“ rief Felix, außer sich vor Erstaunen und Entrüstung und nur noch immer an sich haltend in dem Gedanken, einen Verrückten vor sich zu haben. „Ich kenne Sie ja gar nicht, habe Sie nie gesehen!“

Durch das Gewirr der neugierigen Menge brach sich jetzt der herbeigeholte Inspectionsbeamte Bahn, an dessen Seite der Stationschef sich befand. Hinter den Beiden folgten zwei Wachleute.

„Meine Herren!“ rief der Erstere, „folgen Sie mir auf das Inspectionszimmer!“

„Aber ich bin soeben im Begriffe, abzureisen“, warf hier Felix empört ein — „wie komme ich dazu, durch die sinnlosen Anfälle eines Verrückten zurückgehalten werden zu dürfen?“

„Für den Herrn hier stehe ich ein!“ sprach entschiedenen Tones und dabei auf den jungen Mann weisend, der Stationsvorstand. „Ich kenne Herrn Architekt Erhard persönlich und kann mich unter allen Umständen für ihn verbürgen!“

„Und Sie, mein Herr, wer sind Sie? Zu welchem Zweck provocirten Sie hier einen Skandal?“ wandte sich jetzt strengen Tones der Commissair an Bärndorf.

„Daß ich kein Straßenräuber und kein Vagabund bin, können Sie mir wohl am Gesicht ablesen“, erwiderte dieser stolz, „und was ich mit diesem Herren da abzurechnen habe, geht nur uns Beide selbst an. Ich verbiete ihm abzureisen, oder — ich werde mit ihm fahren!“

„Er ist verrückt! Ein Narr!“ schrie rings umher die Menge.

„Sperren Sie ihn in ein Tollhaus! Ich habe den Menschen nie gesehen, während meines ganzen Lebens nicht!“ versicherte Felix entrüsteten Tones, und da nun eben das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gegeben worden war, drückte er sich durch die Leute und sprang in das offenstehende Coupé.

Mit einem wilden Schrei stürzte ihm Bärndorf nach, doch vier kräftige Arme hatten sich seiner schon bemächtigt und rissen ihn zurück.

Ein schrilles Pfeifen der Locomotive, und schnaubend und keuchend brauste der Zug dahin.

Ein einziger, gewaltiger Ruck, und Bärndorf hatte jetzt auch die beiden Wachmänner von sich abgeschüttelt, wie ein stolzer Renner etwa sich lästiger Fliegen entledigt. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, Schaum auf die Lippen, und blutigroth leuchtete die Narbe auf seiner Stirne, während er, die Fäuste drohend ballend, dem dahinfliegenden Zug nachbrüllte:

„Mörder! Elender Mörder, Du entgehst meiner Rache nicht!“

Eine Minute später aber — und er lag, wie ein wildes

Thier gefesselt, in den Armen der Polizeimänner, und eine halbe Stunde darauf rollte ein Fiaker, eskortirt von zwei Polizisten, dem Landes-Irrenhause zu, in welchem sich, gebändigt durch die Zwangsjacke und besinnungslos geworden, der arme Bärndorf befand, denn die Verzweiflung über das traurige Geschick seiner Tochter hatte ihn hart an die Grenze gebracht, wo die Vernunft zu herrschen aufhört.

Was Felix betraf, so war dieser kaum erst eine Meile von der österreichischen Kaiserstadt entfernt, als er des Auftritts mit dem Fremden auch schon nicht mehr gedachte, er hielt sich überzeugt, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun gehabt, und kümmerte sich nicht weiter um dessen Schicksal, lag ja doch sein eigenes mit Centnerschwere ihm auf der Brust, und er glaubte, es könne kein Unglück auf Erden geben, das dem seinigen gleichkäme.

— — — — — — — — — — — —

Im Hause Olbrich sah es dagegen fast noch trauriger aus, als in der Seele Felix Erhard's, denn dort lauerte der Todesengel auf der Schwelle, und es war, als ob seiner Fittiche Wehen eine dumpfe, erstickende Atmosphäre rings um Alles verbreite, was da noch Leben hatte.

Der Arzt hatte sein Lager aufgeschlagen unter des Kaufmannes Dach, er wich nicht von der Seite des bleichen, wachsfarbenen Mädchens, das jetzt, wie ein wundervolles Gebilde aus Marmor gemeißelt, regungslos in den hochaufgethürmten Kissen lag, die Augen geschlossen, die Hände über der Brust gefaltet, und um die Lippen einen Zug so grenzenlosen Schmerzes, als wollte dieser ganz allein bestätigen, daß noch Leben sei in dem zarten, feingeformten Körper.

Starke Opiate hatten die Herzkrämpfe besiegt, ob aber der zarte Organismus den Wirkungen solch drastischer Mittel, die unbedingt nothwendig waren, nicht unterliegen würde, das war zur Stunde noch ein Räthsel der Natur, dessen Lösung der den Olbrichs warm befreundete Arzt mit unbeschreiblicher Spannung entgegen sah.

In dem Krankenzimmer selbst befanden sich außer diesem nur Vater und Mutter Olbrich, die stumm und thränenlos in einem Winkel beisammen saßen, deren Blicke aber zuweilen sich trafen in namenlosem Schmerz.

Die Nebenstube, so sehr bevölkert sie auch war, bot gleiche Stille, eine wahre Grabesruhe.

Da lag die Baronin Saldern, bleich und angegriffen auf einem Ruhebett, ihre beiden schmalen, feinen Hände um den Nacken ihres Sohnes geschlungen, dessen Antlitz man nicht sehen konnte, denn dieses war tief vergraben in die Kissen, auf welcher seiner Mutter Kopf ruhte.

Johanna und Cylla lagen auf ihren Knieen vor einem Bild des göttlichen Märtyrers, das sanft und wehmüthig auf sie hernieder zu blicken schien. Die armen Mädchen beteten wohl, denn ihre Lippen bewegten sich leise, während große Tropfen aus ihren Augen niederfielen, auf die schwer athmende Brust.

In einer Fensternische endlich stand die alte Mama Erhard, heute um viele, viele Jahre älter aussehend, als dies gestern noch der Fall gewesen, und mit einem Ausdruck starrer Verzweiflung in den Zügen, der Jedem zuzurufen schien: Legt mich in's Grab, es ist am besten so für mich! Zuweilen blickte sich durch's Fenster in den Garten hinab, wo die Knaben umherschlichen mit rothgeweinten Augen und bekümmerten Mienen, und dann zuckte es noch schmerzlicher auf in den alten, gramdurchfurchten Zügen.

Eine Viertelstunde um die andere floß so dahin. Immer und immer wieder vollendete der Zeiger der Uhr seinen Kreislauf auf dem Zifferblatt, die peinliche, grauenvolle Stille des Hauses störte nichts, und die Menschen, die da ein Scheinleben führten, mochten nicht zum wirklichen zurückkehren.

Da plötzlich wurde die Glocke gezogen an der äußersten Wohnungsthür, und bald darauf trat Hanne in's Zimmer, leise und vorsichtig auftretend, Hanne, die alte, treue Magd,

die schon ihre achtzehn Jahre in der Familie diente, die an den Kindern hing mit allen Fasern ihres ehrlichen Herzens, und deren Augen trübe und geschwollen vom vielen Weinen über ihren Liebling, ihr Röserle, jetzt ängstlich nach irgend Jemand zu suchen schienen, dem sie eine Post überbringen konnte.

Cylla zuerst war Hanne gewahr geworden und leise erhob sie sich und frug flüsternd nach deren Begehr.

„Den Herrn wünscht Einer zu sprechen, draußen steht er, ich meine, es ist Einer vom Gericht!“ antwortete ebenso die Magd.

Auf den Fußspitzen schlich Cylla nun in das Gemach, um Vater Olbrich heraus zu winken.

Auch Johanna hatte sich mittlerweile von ihren Knieen erhoben, und als sie den Vater mit Hanne hinausgehen sah, folgte sie diesem, um Nachrichten einholen zu können über den Zustand ihrer geliebten Schwester.

Im Vorhaus draußen stand wirklich ein Polizeibeamter, ein sogenannter Vertrauter, und dieser wandte sich beim Erscheinen des Kaufmanns mit der Frage an ihn, ob er einen Menschen kenne, der sich Heinrich Bärndorf nenne.

„Gewiß kenne ich ihn!“ rief Olbrich erschrocken aus, war ihm doch plötzlich erst eingefallen, daß dieser seit vielen Stunden nicht mehr sichtbar gewesen hier im Hause. „Was ist mit Ihm?“ —

Nun erzählte der Beamte, daß man vor Kurzem und von einem Bahnhof her einen Wahnsinnigen in's Irrenhaus gebracht habe, von dem man nicht wisse, woher derselbe gekommen, ob er irgend einer Heilanstalt entsprungen oder erst unmittelbar vor seiner Festnehmung toll geworden sei. In den Taschen des Unglücklichen aber habe man nebst mehreren auf den Namen Heinrich Bärndorf lautenden Karten auch eine solche mit dem des Kaufmanns gefunden, und diesen komme man nun um Auskunft zu bitten, den Ersteren betreffend.

Sprachlos starrte Olbrich eine Weile dem Unglücksboten in's Gesicht, dann schlug er die Hände vor's eigene Antlitz und stöhnte laut: „Herr mein Gott, hast Du uns denn noch nicht genug Prüfungen geschickt?!"

„Was ist, Vater?" forschte Johanna ängstlich; sie hatte von all dem Gesprochenen keine Silbe verstanden. Als ihr aber nun die Hanne, die abseits gestanden und Alles gehört und begriffen, die schreckliche Botschaft wiederholte, da brach auch das Mädchen in herzzerreißende Klagen aus, die denn in der nächsten Minute schon den jungen Saldern und Cylla herbeiführten.

„Ein Mißverständniß wird es sein, das den Armen in das Haus des Jammers gebracht hat", tröstete Heinrich, „kommen Sie, Herr Olbrich, wir wollen rasch ihm zu Hilfe eilen, da wir hier doch nichts helfen können!" setzte er schmerzlich aufseufzend hinzu.

„Ja, ja, augenblicklich will ich zu ihm, zu meinem armen, unglücklichen Freund!" rief Olbrich, „Gott gebe, daß nicht wirkliche Wahnsinnsnacht seinen Geist verfinstert hat, — ein Wunder wäre dies indessen wahrlich nicht nach allem dem, was er erlitten!"

Während der Kaufmann und Heinrich im nächsten besten Fiaker dem Hause zu eilten, in welchem, auf eine Pritsche gefesselt und in die Zwangsjacke gebunden, Bärndorf lag, um ihn aus seiner furchtbaren Situation befreien zu können, trat der Arzt leise vom Bette seiner Patientin hinweg, um der Mutter zuerst und dann den Uebrigen mit leiser Stimme, durch welche aber unendlich viel Jubel klang, zu verkünden, daß Rosa gerettet, daß sie außer Lebensgefahr sich befinde.

Neuerdings strömten jetzt Thränen aus Aller Augen, aber Freude und Dank gegen Gott hatten diese erpreßt, und während Johanna die alte Mama Erhard umarmte, Cylla der Baronin zu Füßen sank und mit dieser vereint ein Dankgebet zum Schöpfer aller Freuden sandte, eilte Frau Olbrich hinaus, um an ihres Mannes Herz fliegen und diesem die

frohe Nachricht bringen zu können, — da hörte sie denn zu ihrem Schmerz, daß dieser eine schleunige Fahrt angetreten habe.

Aber weil ihr gutes, übervolles Herz sich einer liebenden Seele mittheilen mußte, so ergoß es sich jetzt in den Busen der treuen Hanne.

Das Entzücken der braven alten Magd kannte fast keine Grenzen, und sie, die sonst furchtbar zornig werden konnte, wenn die Hauskatze irgend einen Küchenfrevel beging, schaute jetzt mit förmlichem Hochgenuß der vierbeinigen Verbrecherin zu, wie diese, den allgemeinen Jubel benutzend, sich vom Tranchirbrette ein Stück rohen Lendenbraten holte, ja sie warf ihr ein noch größeres nach, indem sie vor Freude schluchzend schrie: „Friß, Mietze, friß Dich satt nach Herzenslust, — es geschieht ja unserem Röserle zu Ehren!“

Auf Regen folgt Sonnenschein, auf den Tag folgt die Nacht. Als die Sonne an diesem Tage untergehend des Kaufmanns Haus streifte, da berührten ihre Strahlen in einem Zimmer ein bleiches schönes Mädchen, das sanft und friedlich schlummerte, dessen Puls so leise und langsam schlug, daß er kaum Leben bekundete, in einem anderen, von diesem entfernten aber, einen kräftigen, colossal gebauten Mann, der da in Fieberhitze lag, und den man nur mit großer Mühe, unendlicher Ueberredungskraft und sehr viel Geld aus dem Thurm der Geisteskranken in das stille friedliche Haus des Kaufmanns hatte übertragen dürfen, und von dem jetzt der Arzt, der seine Hand in der eigenen hielt, leise aufseufzend sprach:

„Ein Nervenfieber ist im Anzug; bei Leuten seines kräftigen Schlages sehr gefährlich, — ich fürchte das Aeußerste für sein Leben!“

Vierzigstes Kapitel.

— Des Schicksals eh'rner Wille
Bricht sich, wie Wellen sich am Felsen brechen,
Am festen Glauben eines treuen Paars.
Th. Körner.

Es waren große Veränderungen vorgegangen in dem Hause, das dem reichen Kaufmann Olbrich gehörte, während der letztvergangenen vierzehn Tage.

Mama Erhard zuerst war, gleich nachdem der Arzt die Erklärung abgegeben, daß für das Leben Rosa's vorläufig nichts zu befürchten sei, zu ihrem Sohne abgereist, ohne vorher viel Abschied genommen zu haben von jedem Einzelnen der Familie. Es mochte ihr das vielleicht als eine zu bittere Aufgabe erschienen sein, und am wenigsten mochte sie mit dem Elternpaar Olbrich zu thun haben, diese waren auch Beide allzu sehr in Anspruch genommen, um viel Worte machen zu können.

Es war, als ob ein gewaltiger Druck auf den Gemüthern aller dieser bisher in so inniger Harmonie vereint gewesenen Menschen läge, man wagte keine herzlichen Worte mehr an sich zu richten, ja nicht einmal recht einen Druck der Hand.

Wie das gekommen? Gott wußte es, und auch das Gewissen Mama Erhard's plauderte zuweilen in leisen, aber ernsten Worten davon und machte dieser dann den Vorwurf, daß sie wohl manches Verschulden trage an dem plötzlichen Sinneswechsel ihres sonst so charakterfesten Sohnes.

Von diesem selbst hatte man während der ersten beiden

Tage nach der schweren Erkrankung seiner verlassenen Braut nichts mehr gehört, am dritten aber war Frau Erhard abgereist, von Niemandem zum Bahnhof geleitet außer von Johanna, von Allen aber vielleicht gerne scheiden gesehen, denn die alte Mama erinnerte doch Jedermann an ihren fernen Sohn, den man vergessen wollte um jeden Preis.

Rosa's Krankenzimmer hatte sie nie betreten dürfen, nach Ausspruch des Arztes sowohl, wie auf Wunsch des Olbrich'schen Ehepaares, auch hätte sie's nicht gethan, wenn es ihr gestattet worden wäre, fürchtete sie doch, dem Mädchen Rechenschaft geben zu müssen über das unverantwortliche Thun ihres Felix.

Auf dem Bahnhof verabschiedete sich Mama Erhard in zärtlichster Weise von Johanna, diesem tapferen, hochherzigen Mädchen, das in keinerlei Weise der armen alten Frau wehe thun mochte, indem sie ihr eine Schuld beimaß an dem Vorgehen ihres Sohnes. Die beiden Frauen gelobten sich auch mit Hand und Mund, fleißig Briefe wechseln zu wollen, denn einerseits wünschte die alte Dame, die noch immer mit gleicher Liebe wie früher an Rosa hing, von deren Befinden benachrichtigt zu werden, anderseits aber auch brannte Johanna darnach, zu erfahren, welch unerklärliche Beweggründe Felix geleitet haben mochten, ein Band so plötzlich zu lösen, das er doch aus freiem Willen geknüpft, das ihn so über alle Maßen beglückt zu haben schien.

Rosa hatte sich, Dank der Elasticität ihrer Jugend, rascher erholt, als man allseitig befürchten zu müssen glaubte. Sie war am vierten Tage schon fähig, das Bett verlassen zu können, und außer einer fast unnatürlichen Blässe ließ nichts mehr auf die jüngst überlebte furchtbare Katastrophe schließen, als grenzenlose Traurigkeit und Melancholie.

Das Mädchen wollte weder ihr Zimmer verlassen, noch außer Vater, Mutter und Johanna irgend Jemand um sich sehen. Die Knaben hielt man ferne von ihr, weil man fürchtete, Einer oder der Andere könne eine sie aufregende

Bemerkung machen; bei der Baronin und Cylla ließ sie sich mit ihrer namenlosen Schwäche, die ihr jede Conversation unmöglich mache, entschuldigen, und nach Mama Erhard that sie keine Frage.

Was aber Felix betrifft, so kam auch nicht ein einziges Mal sein Name über ihre Lippen.

Still ruhte sie tagsüber in einem kleinen weichgepolsterten Fauteuil, in jener reizenden Fensternische, die früher ihr vielgeliebtes Heim und, wie sie es zu nennen pflegte, ihr Feensitz gewesen war.

Dort blühten wie gewöhnlich herrliche Topfgewächse, die einen süßen Duft verbreiteten, dort stand ein niedliches Aquarium mit munteren Gold- und Silberfischchen, die lustig auf- und abschossen, bald mit ihren zierlichen Mäulchen die netten Steine und Muscheln berührend, die da den Boden bedeckten und zwischen welchen zartgrüne Wasserpflanzen emporwuchsen, bald wieder hinaufschießend zur Oberfläche wie richtige Kobolde. Von der Decke des Erkers herab hing ein schönes Vogelbauer, in welchem ein zahmer Dompfaffe zwitscherte, hie und da mißmuthig den kleinen dicken Kopf schüttelnd über die unbegreifliche Art von Vernachlässigung, mit welcher er in jüngster Zeit von seiner einst so zärtlichen Herrin behandelt wurde. Auf dem Tischchen vor ihr lagen hübsche auserlesene Bücher, sie selbst aber, die arme Rosa, ruhte theilnahmslos in ihrem Lehnstuhl wie eine frühzeitig gebrochene Blume.

Meist blickten die Augen des jungen Mädchens stier vor sich hin, und man sah, daß dieselben an nichts Greifbarem hafteten, daß sie in leeren Räumen ihren Anhaltspunkt fanden. Wurde sie in liebevoller Weise angesprochen, so dauerte es oft sehr lange, ehe sie zu hören schien, und vernahm sie dann diese zärtlichen, trostreichen Worte aus dem Munde ihrer Theuren, dann nickte sie wohl stumm und leise ihnen zu, aber begriffen hatte sie kaum, was man von ihr gewollt.

Dieser Zustand begann den Arzt noch mehr zu ängstigen,

als es die Uebrigen besorgt machte, aber alle angewandten Versuche, das Mädchen aus seiner Lethargie zu reißen, waren bisher gescheitert.

Was den zweiten Kranken im Hause betraf, so lag dieser noch immer im heftigsten Delirium, und fürchtete man fast hoffnungslos für sein Leben.

Außer einem gedungenen Wärter — das furchtbare Rasen und Toben des kräftigen Mannes während der ihn beherrschenden Paroxismen hatte die Hilfe eines solchen bedingt — befanden sich immer und zu jeder Stunde abwechselnd entweder der Kaufmann und Heinrich, oder — und dies meist, wenn Bärndorf ruhiger war — Cylla an dem Lager desselben.

Anfänglich hatten die Olbrichs sowohl als auch der Arzt es nicht gestatten wollen, daß das Mädchen das Amt einer Pflegerin übernehmen sollte. Cylla aber ließ sich umsoweniger von ihrem Entschluß abbringen, als ihr auch die Baronin die Ermächtigung ertheilt hatte, den Eingebungen ihres menschenfreundlichen Herzens folgen zu können, wie denn diese selbst dereinst mit Vorliebe und Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit oft Schwerkranken eine barmherzige Schwester gewesen war.

Und als Cylla überdies gewahr geworden, welch' wohlthätigen Einfluß ihre Anwesenheit, der Ton ihrer weichen sonoren Stimme, zuweilen wohl auch nur eine leichte Berührung ihrer Hand, auf den Kranken übte, hatte sie energisch erklärt, ihren Platz an seinem Lager behaupten zu wollen, so lange sie überhaupt hier nützlich sein konnte.

Zuweilen auch kam Johanna, den armen Onkel auf Momente zu besuchen, wenn Rosa schlief, oder die Mutter bei derselben war, dann saßen die beiden Mädchen Hand in Hand in der Sofaecke, dicht aneinander geschmiegt, schauten bekümmerten Blickes auf das wie in Gluth getauchte, vor Fieberhitze brennende Antlitz des Kranken, oder sie lauschten mit ängstlich klopfendem Herzen seinen oft so räthselhaft klingenden Worten.

Lange durfte übrigens Johanna hier nie verweilen, Cylla litt es nicht, denn diese fürchtete die Gefahr einer Ansteckung für das Mädchen.

Am trostlosesten schien es in der Krankenstube wohl dann auszusehen, wenn der arme Bärndorf, von wilden Phantasien gepeinigt, sich laut stöhnend auf seinem Bett hin und herwarf, der kräftige Wärter an demselben stand, in jeder Minute bereit, Gewalt anzuwenden, wenn der Kranke aufspringen wollte, — Olbrich und Heinrich aber leise flüsternd und mit lautlosen Schritten die mit Teppichen belegte Stube auf und ab wandelten, hier und dort einen sorgenden Blick auf den armen Bärndorf werfend, dabei aber immer und immer wieder jenes unselige Ereigniß besprechend, dessen Schöpfer Felix Erhard gewesen, welches all den jetzt im Hause herrschenden Jammer verursacht hatte.

Olbrich verdammte in nachsichtsloser Weise diesen moralischen Mord, wie er es nannte, und konnte sich gleichzeitig doch auch nicht den geringsten Begriff von der Ursache bilden welche die Handlungsweise des jungen Mannes veranlaßt haben mochte.

Ebenso erging es Heinrich in dieser Sache. Was konnte auf seinen Freund gewirkt, was ihn bestimmt haben, wie ein Nichtswürdiger an dem Mädchen zu handeln, das er doch in so leidenschaftlicher Weise geliebt, deren Eltern er wie der zärtlichste Sohn ergeben gewesen?

Heinrich's Absicht war es, augenblicklich, nachdem Rosa außer Gefahr erklärt worden war, von Wien abzureisen, um Felix aufzusuchen, und Rechenschaft von ihm zu verlangen. Der Kaufmann hatte sich aber in bestimmtester Weise solche Intervention verbeten und sich hoch und theuer verschworen, den Elenden nicht mehr sehen, und auch nichts mehr von ihm hören zu wollen.

„Er wird der verdienten Strafe nicht entgehen", pflegte er dann immer zu sagen, „es giebt eine Vergeltung für jede That, und was er an dem armen Kinde und an uns Allen

verbrochen, das kann er doch nie und nimmermehr verantworten!"

Hätte Olbrich aber gewußt um die gefährlichen, fast nicht zu mißdeutenden Worte, die damals von den Lippen seiner Tochter an des jungen Mannes Ohr gedrungen waren, er würde diesen milder beurtheilt, seine Handlungsweise sogar begriffen haben.

Was Mutter Christine anbetraf, so litt die arme kleine Frau wohl am tiefsten unter Allen, wenn auch nach ihrer Art und Weise still und schweigsam. Nur Hanne, die gute alte Hanne, mußte oft eine theilnehmende Zeugin abgeben, wenn die beste der Mütter, die sorgsamste der Freundinnen, aus der Küche irgend ein kräftigendes Gericht für die Tochter, — ach, Rosa war ja doch immerhin ein Kind ihres Herzens — eine Tasse Thee für den armen fiebernden Freund holen kam und dann meist in ein vor den Uebrigen mühsam zurückgehaltenes Schluchzen ausbrach, das dann natürlich stets ein Echo weckte in der Brust der treuen Dienerin.

Auch Frau Christine konnte mit sich darüber nicht in's Klare kommen, was den jungen, sonst so braven und zartsinnigen jungen Mann, den sie schon lange wie einen Sohn in ihr Mutterherz geschlossen hatte, vermocht haben konnte, sich so schwer an ihnen Allen zu versündigen, namentlich aber an ihrer schuldlosen herzigen Rosa.

Aber trotz alle und alle dem verdammte sie Felix doch nicht ganz. Sie meinte immer, es müsse noch Etwas geschehen, was Licht in das Dunkel bringen und am Ende noch Alles gut machen werde.

Ihrem Gatten freilich durfte sie mit solchen Voraussetzungen nicht mehr kommen, denn der sonst so sanftmüthige Mann ward da gleich furchtbar aufbrausend und verschwor sich hoch und theuer, nie und nimmer vergeben zu wollen.

Hinter dem Rücken Olbrichs aber und ohne irgend einer Seele, auch der eigenen Mutter nicht, ein Wörtchen davon zu sagen, hatte Heinrich an seinen Freund geschrieben, hatte

ihm die schrecklichen Folgen geschildert, welche der Brief desselben, Rosa betreffend, gehabt, hatte ihm ein Bild des zerstörten Familienglückes in den grellsten Farben entworfen und ihn dann schließlich gebeten, ihm, seinem alten, treu bewährten Freunde doch die Motive angeben zu wollen, welche ihn zu einem so unerwarteten und plötzlichen Rücktritt von der Heirath mit Rosa bestimmt hätten.

Der Brief war einen Tag vor der Abreise Madame Erhard's zu ihrem Sohne an diesen abgegangen. Mit umgehender Post erhielt Heinrich die sehnlichst erwartete Antwort. Sie lautete:

„Entweder hältst Du mich für einen Feigling, oder für einen Schuft. Beides wäre ich wohl, wenn ich, nach dem selbst mit angehörten Gespräch, welches Du und das Mädchen, das ich einst meine Braut nannte, in mondscheinheller Nacht im Garten geführt, und welches Dich der Liebe Rosa's versicherte, — noch länger der Bethörte hätte bleiben wollen. Sei glücklich durch sie und mache sie ebenso glücklich wie Du elend gemacht hast Denjenigen, den Du einst Freund genannt. Felix Erhard".

Wie ein Blitzstrahl fiel es jetzt in die Seele Heinrichs, denn gleichzeitig erinnerte er sich der damals gesprochenen Worte, und wie ihn das herrliche Mädchen ihrer Liebe versichert hatte, freilich nur der Liebe einer Schwester; aber konnte Felix über letzteren Umstand nicht im Unklaren geblieben sein?

Oh, jetzt mußte noch Alles gut werden! Wenn es ihm nur gelang, seinen Freund aufzuklären über den Irrthum, in welchem sich dieser befand, wenn er ihn nur vermochte, sein Unrecht einzusehen, und an die Liebe seines Mädchens zu glauben.

Aber Rosa selbst? Hatte das grausame Vorgehen des einst so vergötterten Mannes nicht ihre Liebe für ihn etwa in Verachtung verwandelt, dieses tödtlich wirkende Gift, das

die Lieben sterben läßt, wie Nachtfröste die Frühlingsblüthen?

Oh, hier mußte mit Vorsicht an's Werk gegangen werden, und da er sich nicht selbst klar war, wie, so wollte er sich einen Verbündeten suchen in dieser ernsten Angelegenheit oder — eine Verbündete! Letzteres schien ihm rathsamer, denn Frauen finden in Herzenssachen immer leichter den richtigen Weg.

Aber welches weibliche Wesen hier im Hause war auch das geeignetste für solche Mission?

Zuerst natürlich dachte er dabei an seine theure Mutter. Aber war diese in letzter Zeit nicht wieder nervöser und leidender geworden? Durfte er auf die Schultern dieser armen schwächlichen Frau solch schwere Bürden legen?

Frau Olbrich schien ihm nicht geeignet zu geheimnißvollem planmäßigem Handeln, und Cylla, — oh, das arme Mädchen fand ja schon genug der Pflichten am Krankenlager Bärndorfs zu erfüllen — wäre es nicht grausam gewesen, sie auch noch mit dieser zu belasten?

So blieb denn noch Johanna übrig. Ja, dieses gemüthvolle, an der Schwester mit fast übernatürlicher Zärtlichkeit hängende Mädchen war Diejenige, die befähigt schien, ihm in dieser ebenso delicaten wie hochernsten Angelegenheit zur Seite zu stehen, nein, auch mit ihm wirken zu können an dem Werk, an das er mit ganzer Seele gehen wollte.

Johanna war ihm, wie er meinte, auch näher getreten, während der letzten ereignißreichen Tage, d. h. er war es selbst, der sich dem Mädchen mehr genähert hatte, indem er sich stets an sie gewendet, um Nachrichten über das Befinden ihrer schwer leidenden Schwester einzuholen. Herzlicher war sein Ton geworden, wenn er jetzt eine Frage an Johanna richtete, und freundlicher, zutraulicher sein Benehmen überhaupt.

Anfänglich und während der übergroßen Angst um die beiden Schwerkranken im Hause, hatte das Mädchen von solcher Veränderung gar nichts bemerkt, dann aber, später,

als ein wenig Ruhe der allgemeinen Aufregung gefolgt war, fühlte sie ihr Herz rascher und freudiger schlagen als je zuvor, wenn der junge Baron sich ihr herzlich näherte.

Johanna also sollte seine Vertraute werden, sein treuer Gehilfe bei dem Wiederaufbau jener herrlichen Luftschlösser, die sich einst zwei glücklich Liebende geschaffen, und die sie auch noch in Wirklichkeit bewohnen mußten, wenn es nach dem eisenfesten Willen Heinrich von Saldern's ging.

In welch gefährliches Netz aber er sich selbst dabei verstricken würde, das ahnte er wohl nicht, der arme junge Mann, und auch nicht, wie süß die Maschen und doch wie unzerreißbar dieselben werden sollten.

So ist der Mensch gar oft der Schmied seines eigenen Geschickes.

Einundvierzigstes Capitel.

Die Liebe hat kein Maß der Zeit; sie keimt
und blüht und reift in einer schönen Stunde.
Körner.

Madame Erhard hatte an Johanna geschrieben. Was aber dieser erste Brief an schrecklichen Nachrichten enthalten haben mußte, das vermochte man auf des Mädchens tief bekümmertem Antlitz zu lesen; ja, es malte sich ein so grenzenlos schmerzlicher Zug auf diesem, daß es gar nicht der rothgeweinten Augen bedurft hätte, um gleich nach einem einzigen Blick auf dasselbe errathen zu können, wie viel das arme Kind an Seelenleiden erlitten.

Die Mutter befand sich oben bei Rosa, und da konnte denn Johanna in den Garten hinabflüchten und dort immer und immer wieder jene klar und deutlich geschriebenen Zeilen lesen, die ihr so brennendes Weh verursacht hatten.

Was es war, das ihr da verkündigt wurde, oh, wir können es leicht errathen. Mama Erhard erzählte in schmerzlich entrüsteten Worten die Geschichte von dem zufällig erlauschten Gespräch Heinrich's mit Rosa, dessen unfreiwilliger Zeuge ihr armer Felix geworden. Sie beschrieb ihr den trostlosen Seelenzustand ihres Sohnes und schloß mit der Bemerkung, daß sie Heinrich v. Saldern für einen Verräther an der Freundschaft, für einen charakterlosen Menschen zu halten gezwungen sei.

Wie die arme Johanna unter solchen Worten leiden mußte! Sie, die mit schwärmerischer Verehrung zu dem jungen Manne aufgeblickt, dem sie im Geheimen längst schon

ihren früher gehegten Verdacht, er könne um der Schwester Liebe werben wollen, abgebeten hatte.

Und nun war es also doch so, und Rosa hatte sie ebenfalls getäuscht, als sie ihr die Versicherung gegeben, nur mit schwesterlichen Gefühlen dem Baron anzuhängen.

Krampfhaft zog sich des Mädchens Herz zusammen bei dem Gedanken, von dieser so treu geliebten Schwester betrogen worden zu sein. Wem denn sollte sie in Zukunft noch vertrauen?

Und wie stand es nun? Würden sich die Beiden jetzt, wo Felix zurückgetreten war, heirathen? Und warum hatte dies Zurücktreten ihres Bräutigams auf Rosa einen so fürchterlichen Eindruck gemacht, wenn sie doch Heinrich mehr liebte, als Jenen? Warum endlich hatte sie auch nicht ein einziges Mal nach Herrn v. Saldern gefragt in letzter Zeit, oder diesen zu sehen gewünscht? Sollte ihr Gewissen dies jetzt nicht gestatten, wo sie ahnen mochte, was sie an Felix verbrochen?

Ach, Johanna konnte sich auf all diese Fragen keine richtige Antwort geben, sie tappte im Dunkeln, sie verstand sich selbst nicht.

Da sah sie ihren Bruder Fritz durch die Gartenthür und auf sie zukommen. Rasch verbarg sie den Brief in der Tasche ihres Kleides und frug, was es gebe.

„Baron Saldern wünscht Dich zu sprechen und möglichst ungestört", antwortete der Knabe und setzte dann bedauernd hinzu: „Das scheint Dir nicht erwünscht zu kommen, Johanna, denn Du siehst sehr bekümmert aus. Geht es vielleicht Rosa wieder schlechter?"

„Nein, nein!" erwiderte Johanna abwehrend, „es ist nur Alles so mit einem Male wieder über mich gekommen. Geh, bitte den Herrn Baron, sich hierher bemühen zu wollen, ich werde ihn mit Vergnügen erwarten!"

Wie sie log! Während Fritz sich eiligst entfernte, um die Post auszurichten, zog sich des armen Mädchens Herz

in namenloser Angst vor dieser Begegnung zusammen. Was konnte er von ihr wollen, jetzt, gerade in diesem unseligen Moment, wo sie zur Mitwisserin des für sie selbst so beklagenswerthen Geheimnisses geworden war?

Trotz alledem ging sie ihm, als sie ihn jetzt auf sich zutreten sah, mit freundlicher Miene entgegen und frug ihn, ein wenig zitternden Tones, nach seinen Wünschen.

Kaum hatte Heinrich übrigens einen Blick auf die rothgeweinten Augen des Mädchens geworfen, als er statt jeder Antwort forschte: „Mein Gott, Fräulein Johanna, was ist geschehen? Rosa befindet sich doch wohl nicht schlimmer?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron“, entgegnete das Mädchen mit einem kleinen Anflug von Bitterkeit im Tone, „meiner Schwester Zustand giebt zu keinerlei Befürchtung Anlaß“.

„Warum sehen Sie dann so verstört, so tief traurig aus, warum haben sie geweint?“ rief Heinrich nicht minder besorgt als früher, dabei lebhaft ihre Hand ergreifend und ihr mit inniger Theilnahme in's Antlitz blickend.

Wie merkwürdig hübsch ihm heute Johanna vorkam! Wie dieses von Thränen feuchte Sammetauge so warm zu seinem Herzen sprach; dies wundervolle braune Seidenhaar, die allerliebsten Grübchen in Kinn und Wangen. Erblickte er denn all diese Reize heute zum ersten Mal?

Fast schien es so, denn ganz verloren in ihren Anblick, vergaß Heinrich weiter zu fragen nach Johanna's Kummer, aber ebenso sehr vergaß er auch darauf, ihre Hand, die noch immer fest in der seinen lag, freizugeben.

Ein leises Beben überflog jetzt die Gestalt des Mädchens. Ihr war plötzlich zu Muthe, als ob sie einen Verrath an der Schwester beginge, und sie machte sich los von dem jungen Manne, indem sie gleichsam entschuldigend lispelte: „Bitte, Herr Baron, womit kann ich dienen?“

„Herr Baron! Wie kalt das klingt!“ sprach da Heinrich fast ärgerlich, „bitte, lassen Sie doch jedweden Titel bei

Seite und nennen Sie mich einfach Saldern, wenn Ihnen mein Taufname nicht convenirt. Ich möchte gerne, daß wir vertrauter mit einander werden, es ist dies jetzt in gewisser Weise sogar nöthig", fuhr er, etwas verlegener geworden, fort, — „denn in meiner Absicht liegt es, bald in eine Art näherer Beziehung zu Ihnen treten zu können".

„O mein Gott", dachte das arme Kind, „er spielt auf die Rolle eines zukünftigen Schwagers an!" Und dabei füllten ihre Augen sich neuerdings mit Thränen.

„Sehen Sie, Fräulein Johanna, das Unglück hier im Hause geht mir näher, als Sie glauben werden. Ich möchte die Sonne wieder leuchten sehen am Himmel der Olbrich'schen Häuslichkeit, und dazu beizutragen möchte ich thun, was in meinen Kräften steht. Begreifen Sie das?" setzte er fragend hinzu.

Johanna nickte nur einfach mit dem Köpfchen, reden konnte das arme Kind ja nicht, denn ein unterdrücktes Schluchzen steckte ihr in der Kehle.

„Daß ich Rosa, Ihre Schwester, von ganzem Herzen liebe, werden Sie wissen?"

Wieder bejahte das Mädchen stumm. Ach, es war doch gar zu grausam von ihm, so zu ihr zu sprechen!

„Nun, eben so sehr wie Rosa, liebe ich aber auch meinen Freund Felix, und darum möchte ich diese Beiden glücklich wissen!"

Jetzt schnellte Johanna in die Höhe. Ihre großen Sammetaugen wurden fast noch größer, und schienen eine erstaunte Frage auszusprechen. Wie in aller Welt konnte er Felix lieben und dabei so schlecht an diesem gehandelt haben?

Der junge Mann mochte von Johanna's Verwirrung durchaus nichts bemerkt haben, denn ruhig fuhr er fort:

„Ein unseliges Mißverständniß hat die Beiden von einander losgelöst, und unseren vereinten Kräften soll es nun gelingen, dieselben sich wieder zuzuführen. Wollen Sie zu

solchem Zweck mein Verbündeter, mein Beistand sein, Fräulein Johanna?"

„Ich — ich begreife noch immer nicht" — stotterte das Mädchen.

„Ach, ja richtig, Sie wissen von nichts! Nun denn, so hören Sie! Am Vorabend jenes schrecklichen Tages, der Ihre Schwester dem Tode nahe brachte, promenirten wir, — daran erinnern Sie sich doch wohl noch, im Garten hier".

Wieder bejahte Johanna stumm.

„Ihre Schwester, die mir ganz kurz vorher, bei meiner Ankunft schon, die Versicherung gegeben hatte, daß sie sich nach meiner Wiederkunft gesehnt, — machte mir in ihrer klaren, unschuldsvollen Weise und während unseres Spaziergangesdas Geständniß, — leider hatten die Staketenzäune diesmal sehr mißtrauische Ohren — das Geständniß also, daß sie mich sehr lieb habe".

Der Stich, der jetzt wieder Johanna's Brust durchfuhr, war ein namenlos schmerzender.

„Verstehen Sie mich wohl, Fräulein Johanna, sie machte mir das Geständniß, daß sie mich liebe mit der zärtlichsten, innigsten Liebe einer Schwester nämlich. Haben Sie begriffen?"

Ach nein, es schien ihn nicht begriffen zu haben, das arme, kleine, zitternde Mädchen da auf der Gartenbank neben ihm, denn es riß die prachtvollen braunen Augen ganz erschrocken auf, und auch die reizenden, süßen Lippen öffneten sich, wie nach einer Frage suchend.

„Der liebe, unglückselige Thor hinter dem Staketenzaun mochte vielleicht die ergänzenden Worte Rosa's überhört und sich das thörichte Urtheil gebildet haben, seine Braut habe mir eine Neigung anderer Art zugewendet. Aber — um Gottes Willen, was haben Sie denn? — Es ist Ihnen doch nicht unwohl geworden?" — rief jetzt Heinrich, erschrocken in das ganz veränderte Antlitz des Mädchens starrend.

„Ja, — ja, es ist mir wirklich etwas curios zu Muthe,

aber bitte, wiederholen Sie es mir, daß Rosa und Sie selbst nicht Verlobte sind, — denn" — stotterte Johanna, und der Athem blieb ihr völlig aus dabei.

„Rosa und ich — Verlobte? — I du lieber Gott, wie konnten Sie nur solch ungeheuerlichen Gedanken fassen?" schrie der junge Mann ganz perplex und dabei dem Mädchen in das hochgeröthete Antlitz und in die schimmernden Augen schauend.

„O wie danke ich Ihnen, wie sehr danke ich Ihnen für diese beseligende Nachricht!" schluchzte Johanna und sank gleichzeitig von der Gartenbank herab in die Kniee, dicht vor seine Füße hin, ergriff dabei eine seiner Hände, und außer sich vor Glück und Seligkeit, drückte sie diese an ihre glühenden Lippen.

„Herr, mein Gott, was thun — was haben Sie denn, Fräulein?" stotterte Heinrich ganz verwirrt, doch nur ein einziger Blick in dieses wundervolle dunkle Auge, und ein ganzer Himmel von Offenbarungen ging ihm plötzlich auf.

„Johanna! Johanna!" klang es zitternd von seinen Lippen.

Doch sie rührte und regte sich nicht, sie blieb in ihrer vorigen Stellung, schämte sie sich doch, den Kopf zu erheben, weil sie nicht mit Unrecht fürchtete, Alles verrathen zu haben, was in ihrem Innern vorging.

Heinrich schien aber kein Freund von vielen Worten zu sein, möglicherweise auch hatte er die Geduld verloren, jedenfalls erschien ihm energisches Handeln in solchem Falle das beste, denn er zog jetzt das Mädchen leise aber fest zu sich empor, umschloß es mit beiden Armen, und seine Lippen innig und glühend auf die ihrigen preßend, unterließ er jede fernere Frage.

Eine ganze lange, wohlgezählte Minute dauerte dieser seltsame Kuß, und als er sich endlich in zwei Theile auflöste, da hatte er bereits das Siegel gedrückt auf ein Bündniß für's ganze Leben. Dieser Kuß war eine stumme, aber doch

überaus beredte Liebeserklärung gewesen. Ach, so über alle Maßen beredt!

„Hannchen! Mein Hannchen, Du liebst mich also —?“ rief Heinrich nach einer Weile ganz entzückt, während er das schöne Mädchen mit seinen Blicken verschlang.

Sie sah ihm nur in's Auge, still und bejahend zugleich, aber diese stumme Sprache machte ihn wie toll vor Glück.

„Und seit wann denn, Du liebes Herz?“ frug er wonneselig.

„Ach, ich weiß es nicht!“ kam es da zitternd von ihren Lippen, doch waren auch diese Worte überflüssig, denn sein eigener Mund erstickte sie ja in der Geburt, und nur immer und immer wieder sah er ihr in die wunderschönen, dunklen Sammetaugen und wunderte sich darüber, daß ihm diese nie so erschienen waren wie eben heute.

Seltsam! Wie überaus sympathisch war ihm früher doch nur Rosa erschienen, wie hatte er sich von diesem lieblichen Mädchen angezogen gefühlt, wie hatte er nie einer anderen Person irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt, wenn er an ihrer Seite sich befand. Aber doch war er heute noch nicht recht klar darüber, welche Farbe ihre Augen hatten, oder ihr Haar, ob ein Grübchen ihr Kinn schmückte oder keines. Mit einem Worte: es war die Seele Rosa's gewesen, die ihn mit Allgewalt an sich gezogen, ein geheimes Band der Natur vielleicht, nie aber die Macht ihrer äußeren Reize.

War er sich früher nicht dieses Umstandes bewußt gewesen, jetzt trat er ihm voll und ganz vor die Augen, und jetzt wollte er auch darauf schwören, daß es in Gottes weiter Welt kein hübscheres Mädchen gab, als dieses da vor ihm, das er bisher fast gar nicht beachtet hatte.

O du armes kleines Menschenherz mit deinen großen unerforschlichen Regungen, was machst du oft aus Jenen, die Du beherrschst!

„Und Du willst nun meine Verbündete sein, Hannchen?“

frug er wieder leise und überaus zärtlich seinen Arm um ihre Taille legend.

„In Allem und Jedem!“ verschwur sie sich.

Darauf wurde dann geflüstert, erzählt und besprochen, und all die schönen und gewiß sehr klugen Redensarten fanden immer und immer wieder ihre kleinen Intervalle durch einen neuen süßen Kuß. Wenn dann aber Johanna, über und über erröthend, meinte: es schicke sich das doch eigentlich nicht recht, dann versicherte Heinrich wieder jubelnd, daß es jedenfalls ganz reizend schmecke und — nach mehr!

Endlich trennten sie sich, d. h. sie mußten es thun. Johanna sollte schnurstracks der Mutter ihr Geheimniß anvertrauen, und ebenso wollte der junge Mann es machen und der Baronin haarklein erzählen, wie es hergegangen.

„Und Sie täuschen mich auch gewiß nicht, Herr Baron?“ klang es neuerdings zitternd und ängstlich von den Lippen des Mädchens. Diese vermochte noch immer nicht an ihr Glück zu glauben, „Sie lieben mich wirklich, mich allein —?“

„Ja, schönste der zukünftigen Baroninnen, ich liebe Sie ganz allein, ganz unaussprechlich, ganz über alle Maßen!“ klang es zurück.

„O mein Heinrich!“ schluchzte Johanna und warf sich neuerdings an seine Brust.

„Hannchen! Mein süßes, braunäugiges Hannchen, was mich betrifft, so verabscheue ich Dich!“ jubelte er und drückte sie dabei in so stürmischer Weise an sich, daß eine Locke von ihrem Seidenhaar an dem Knopf seines Rockes hängen blieb.

„Laß nur, laß, mein Mädchen!“ bat er, und schnell hatte er eine kleine Taschenscheere hervorgezogen und mit raschem Griff die Gefangene frei gemacht. Daß diese dabei in seinen Händen blieb, war wohl recht schlecht, Johanna aber lachte nur dazu und schien gar nichts dagegen zu haben, daß die arme Locke, losgelöst vom Lebensquell, erst an seine Lippen und dann in seine Brieftasche wanderte.

Ach, wie dumm sind doch zuweilen die verliebten Leute!

Johanna flog dann mehr als sie ging hinauf in die Stube zur Schwester.

Apathisch wie immer, lag dieses arme Mädchen in ihrem Lehnstuhl, und neben ihr saß Frau Olbrich, strickte an einem Strumpfe und — weinte heimlich dabei.

Da kam die kleine wilde Hummel, so ganz verändert und doch so sehr wieder die, die sie vordem gewesen, herein, stürzte sich auf Rosa hin und bedeckte deren Antlitz mit Küssen.

„Hannah!“ rief die Mutter erstaunt und erschrocken zugleich durch die stürmische Art ihres Kindes.

„Hannchen —?“ frug, seltener Weise belebt und das Auge zu dieser aufschlagend, die bleiche Rosa.

„Ja, ja! Seht mich nur an verwundert und groß“, lachte und weinte diese gleichzeitig. „Wie komme ich Euch denn eigentlich vor, he?“

„Wie eine Närrin!“ grollte die Mutter.

„Wie die beglückte Liebe!“ flüsterte Rosa weich, während ihre Hände sanft über die glänzenden Haarflechten der Schwester strichen.

„Du hast's errathen, Du, mein Liebling!“ jauchzte Johanna und dann vergrub sie ihren Kopf in Rosa's Schooß und legte so, ziemlich unverständlich, ihre Beichte ab.

— — — — — — — — — — — —

Die Baronin Saldern saß einsam und verlassen, wie fast immer in letzter Zeit, in ihrem Zimmer, hatte sie doch Cylla freigegeben für alle Stunden, die diese am Krankenbette Bärndorf's zubringen wollte, und las in einem Buche, als Heinrich leise hereingeschlichen kam, um in seiner alten und gewohnten Art die Mutter zu überraschen, indem er von rückwärts sanft und zart seine Hände über ihre Augen legte und sie so errathen ließ, wer sich ihr genähert.

Ach, sie kannte sie ja zu gut, diese ihr so lieben, theuren Hände, darum auch erschrak sie nie, sie lächelte nur immer wie eben jetzt, wo sie diese nieder und ihn selbst zu sich zog.

Heute aber frug sie besorgt: „Heinrich, was hast Du —? Deine Hände zittern ja, — Dein Puls geht sonderbar rasch — mein Gott, was fehlt Dir?“

„Mir fehlt nichts, — im Gegentheile habe ich Etwas gefunden, Etwas, woran Du Theil nehmen sollst, Mütterchen!“

„Sprich doch deutlicher, mein Heinrich, ich verstehe Dich nicht!“ meinte die Baronin, jetzt sehr aufmerksam geworden.

„Ein kleines, süßes Mädchen, das gerne Deine Schwiegertochter werden möchte, Herzensmutter, das ist mein Fund. Würdest Du sie zurückstoßen, wenn, — nun, wenn sie nicht gerade Deiner Wahl entsprechen sollte —?“ forschte Heinrich scheinbar ängstlich. Der Schelm wußte es doch zu gut, wie sehr die Baronin an Johanna hing.

Frau von Saldern senkte einen Moment ernst, fast traurig ihren hübschen feinen Kopf, dann sprach sie leise:

„Ich werde unter allen Umständen mit den Augen meines Heinrich sie sehen und — lieben lernen!“

„Gott sei Dank!“ rief der scheinheilige Sohn triumphirend aus, dann senkte er sein Kniee vor der geliebten Frau, und ihre beiden Hände zwischen den seinen haltend und leise drückend, ihr dabei aber so recht innig in die noch immer schönen Augen schauend, frug er: „Darf ich Dir ihren Namen nennen, Mütterchen —?“

Sie nickte leise und fast zagend ängstlich.

„Der Name meiner erwählten Braut und Deiner dereinstigen Tochter lautet —“ hier machte er eine wohlberechnete Pause — „Johanna Olbrich!“ —

Es war nur ein leiser erstickter Schrei, der da über die Lippen der Baronin kam, dann aber bedeckten diese in wahrhaft stürmischer Zärtlichkeit die Stirn ihres Sohnes, und ein Paar recht herzinniger Thränen rollten dabei in sein lockiges Haar.

„Du bist also einverstanden, Mütterchen, mit meiner Wahl?“ jubelte der schlechte Mensch, der seiner Sache ja im Voraus schon gewiß gewesen.

„Ich segne sie mit meinem ganzen, von Liebe für Dich

und sie erfüllten Herzen!" lispelte Ernestine von Saldern, und dabei wurde ihr schmales, nobles Gesicht um vieles, vieles jünger, beinahe mädchenhaft. —

O Du glückliche Braut, nach der sich die Arme einer solchen Schwiegermutter liebend ausstrecken werden, um den Himmel zu vergrößern, den Dir die Zärtlichkeit Deines Erwählten schon geschaffen!

Zweiundvierzigstes Capitel.

O nimm die Stunde wahr, eh' sie entschlüpft.
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß.
Schiller.

„Er schläft, Sie können immerhin zum Frühstück sich begeben, Herr Bamberger; sollte ich Ihrer bedürfen, werde ich sofort schellen".

Also sprach Cylla flüsternden Tones zu dem Wärter, der nach einem sorgsam forschenden Blick auf den Kranken jetzt leise auftretend das Zimmer verließ.

Nach einer sehr schlimm verlebten Stunde mit schreckenerregenden Fieberparoxismen, lag Bärndorf jetzt wirklich scheinbar schlafend und ruhig da, doch war es in Wirklichkeit nur ein ohnmachtähnlicher Zustand, in dem er sich befand, ein hoher Grad von Erschöpfung.

Was Alles hatte er gesprochen während dieses traurigen Anfalles, welch' qualvolle Angst hatte sich auf seinem Gesicht ausgeprägt, — Cylla dachte noch jetzt mit Schrecken daran, während sie mit innigem Bedauern hinüber sah zu dem Lager des Kranken.

Vater Olbrich und Heinrich hatten während der ganzen vorhergehenden Nacht am Bette Bärndorf's gewacht. Jetzt war Ersterer in's Comptoir, Letzterer aber in den Garten hinabgegangen, frische Luft zu athmen, wie er vorgab, dabei aber die uns bereits bekannte Unterredung mit Johanna suchend. Auch der arme Bamberger, dieser brave, aufopferungsfähige Wärter, bedurfte einer kleinen Erholung, und so hatte denn jetzt Cylla auch diesen in die Küche hinabgehen geheißen,

wo ihn von den Händen der sorglichen Frau vom Hause und der guten einsichtsvollen Hanne stets eine beinahe lukullische Mahlzeit erwartete.

Für heute noch sah der Arzt einer entscheidenden Krisis in der Krankheit Bärndorf's entgegen, und so schwach auch die Hoffnung Aller auf eine Genesung dieses theuren Freundes war, immer war sie doch noch vorhanden.

Cylla hatte viele, viele Stunden schon in dem traurigen Gemach zugebracht, in welchem außer schmerzlichem Stöhnen, wilden Klagetönen und leisem, sorglichen Geflüster, durch welches hindurch der regelmäßige Pendelschlag der zeitverkündenden Wanduhr tönte, kein freundlicher, fröhlicher Laut sich hören ließ.

Und Cylla fühlte keine Reue darüber, sich dieser schönen Pflicht der Menschlichkeit unterzogen zu haben, im Gegentheil empfand das hochherzige Mädchen immer mehr und mehr Sympathie für den armen Mann hier, den nur übergroße Seelenleiden körperlich gebrochen hatten, und von dem man leider fast mit Bestimmtheit voraussagen konnte, daß er dies Haus lebend nicht mehr verlassen werde.

Wie oft hatte der Kaufmann, gerührt durch die Opferwilligkeit des Mädchens, sich an Cylla's Seite gesetzt, ihre Hand ergriffen und gesagt:

„Liebes Kind, Sie thun viel, sehr viel für meinen armen Freund hier, aber Sie thun es fürwahr für keinen Unwürdigen. Oh, wüßten Sie, was der Arme an Leiden schon durchgemacht, es würde Ihr gutes kleines Herzchen zerreißen. Das Schicksal hat ihn furchtbar geprüft und ihm wenig oder nur kurze irdische Freuden beschieden. Sollte er aber hier in meinem Hause jetzt sterben müssen, ohne daß noch ein Sonnenblick des Glückes ihn erwärmte, ich würde solchen Schmerz gewiß nicht verwinden können, mein Leben lang nicht!"

„War er verheirathet?" hatte Cylla Olbrich einmal gefragt.

„Ja wohl!" ward ihr damals als Antwort, „und daß

er sein heißgeliebtes, engelschönes Weib so plötzlich durch den Tod verlieren mußte, hat ihm den ersten furchtbaren Streich versetzt".

„Und besaß er nicht auch Kinder —?"

Eben wollte der Kaufmann auch diesen Punkt beantworten, als der Arzt eintrat und das Gespräch unterbrach. Seither hatte sich keine Gelegenheit geboten, dasselbe erneuern zu können, doch war das Gehörte bedeutsam genug, um das Herz der Creolin mit tiefstem Mitleid zu füllen für den armen, unglücklichen Mann, der ja auch, wie sie selbst, beinahe liebelos durch's Leben gewandert war.

Die Luft in der Krankenstube war, Dank der Sorge und Anordnung eines höchst vernünftigen Arztes, rein und frisch, denn die Fenster, die nach dem Garten gingen, waren tagsüber weit geöffnet, und durch sie drangen die Düfte der Frühlingsblüthen herein, die draußen ihre Kelche geöffnet hatten, würzte ein Fliederbaum dieselbe, der seine Zweige, durch einen leichten Windhauch getrieben, zuweilen fast unverschämt neugierig in's Gemach bog.

Cylla saß jetzt an einem dieser geöffneten Fenster, und den Kopf schwermüthig auf die Hand gestützt, blickte sie träumerisch hinab in den Garten, wo eben Johanna traurig den Kiesweg auf und ab schritt, einen Brief in der Hand tragend.

Plötzlich machte diese eine kleine Wendung, und ihr von Thränen überfluthetes Antlitz wurde dabei sichtbar.

„Armes Kind!" seufzte Cylla. „Was magst Du wieder an trostlosen Neuigkeiten erfahren haben! Oh, aus diesem einst so überglücklichen Hause ist Alles an Freude und Fröhlichkeit vertrieben worden; und wer war der Dämon, der mit dem Flammenschwerte Ruhe und Frieden von hier verjagte? Es was die Liebe!"

In diesem Augenblick warf sich Bärndorf wild auf die Seite, und die Creolin flog an sein Lager.

Armer Mann! Wie brannten seine Lippen, wie glühten

seine Wangen, wie eisig kalt war der Schweiß, der von seiner Stirne troff!

Cylla legte ihm eine frische Compresse auf das Haupt. In diesem Moment schlug er die trüben Augen — ach, diese einst so wundervollen blauen Augen, die jetzt wie durch einen dichten Schleier blickten — zu dem Mädchen auf, das, einer Regung tiefen Mitleidens folgend, seine Hand ergriff und ängstlich forschte:

„Leiden Sie sehr, bester Herr?"

„Oh, fürchterlich", stöhnte der Kranke, ohne zu wissen, daß und was er sprach, — „denn mein Kind verbrennt dort eben, — dort in dem kleinen Hause, — sehen Sie — dort — jenes mit den grünen Jalousien und dem Gärtchen davor! — An dem Rebengeländer lecken bereits die Flammen, — sie züngeln empor — sie ergreifen das Dach, — es beginnt zu knistern, — zu glimmen, eine Rauchsäule schlägt hervor — es brennt — heiliger, allbarmherziger Gott! Mein Sohn! Mein Heinrich ist verloren! Hilfe! Hilfe! Hilfe!!"

Mark und Bein erschütternd drangen diese Schreie durch das ganze Haus, riefen den Wärter und auch Olbrich mit rasender Eile herbei, und hinter diesen kam gleich auch der Arzt, der eben den Thorweg betreten hatte, um seinen Krankenbesuch zu machen unter diesem Dache, das vordem stets nur fröhliche, gesunde, blühende Menschengesichter gesehen hatte.

Die Creolin aber stand am Lager des Kranken mit weit aufgerissenen Augen und keuchendem Athem, sie hielt seine glühend heiße Hand fest zwischen der ihrigen und beugte sich lauschend über ihn.

„Gehen Sie fort, Fräulein!" rief jetzt der Arzt fast barsch und wollte das Mädchen vom Krankenbett entfernen, „das ist kein Anblick für Sie, ich sagte es stets!"

„O lassen Sie mich, — wüßten Sie nur —" bat und flehte das Mädchen, es half ihr aber nichts, sie wurde durch Olbrich selbst aus dem Zimmer gedrängt, der nicht mit Unrecht eine bedeutungsvolle Wendung in dem Zustande

Bärndorf's voraussah, und der für die Gesundheit des Mädchens selbst zu fürchten begann.

„Herr Olbrich", flüsterte Cylla, rasch ihre Lippen an das Ohr desselben bringend, „besaß Herr Bärndorf einen Sohn, der Heinrich hieß?"

„Der Kaufmann nickte schmerzlich, indem er eben so leise frug: „Hat er von ihm in seinen Phantasien gesprochen?" —

„Ja!" keuchte die Kreolin, „und auch, daß der Knabe in Verbrennungsgefahr sich befunden!"

„Er ist leider verbrannt, der arme kleine Heinrich", jammerte der Kaufmann, „zu Kohle verbrannt unter jedenfalls gräßlichen Leiden, drunten in Ungarn, — in Stuhlweißenburg!"

„Gott sei Dank!" schrie da das Mädchen an seiner Seite auf, umarmte stürmisch den guten alten Kaufmann und drückte einen raschen Kuß auf seine Wange, der wie eine glühende Kohle brannte, dann sprang sie wie toll die Treppe hinab, die zu den Zimmern der Baronin führte.

„Gott steh uns bei, — das Mädchen ist verrückt! — Sollte auch sie bereits vom Fieber erfaßt sein? Gott sei uns gnädig!" Dabei wankte Olbrich mehr als er ging in die Krankenstube, um den Arzt zu befragen, dieser aber deutete eben mit sehr ernster Miene auf das Bett, auf welchem Bärndorf wie ohnmächtig lag, indem er flüsterte: „Stille! Stille! die Krisis scheint einzutreten, — möge der Allmächtige mit ihm sein!"

— — — — — — — — — — — —

Als die Kreolin das Zimmer der Baronin betrat, hatte Heinrich dasselbe eben erst verlassen, und diese selbst stand in einer Fensternische, ihre lebhaft gerötheten Wangen der würzigen Frühlingsluft preisgebend.

„Cylla!" rief sie leuchtenden Blickes, als sie jetzt das Mädchen gewahrte, „Cylla ich habe eine Neuigkeit für Dich!"

„Auch ich, Herrin, befinde mich im Besitz einer solchen,

die ich Dir augenblicklich mittheilen möchte, denn sie ist von höchster Wichtigkeit!" entgegnete diese, deren Herz so heftig schlug, daß es ihr den Athem zu rauben drohte.

„Gut, Du sollst mir Deine kleinen Erfahrungen alle auskramen, beginnen aber will ich selbst mit meiner Ueberraschung. Höre denn: Heinrich hat mich soeben um meinen Segen, um meine Einwilligung gebeten, — er will heirathen!"

„Heirathen? — Heinrich — heirathen?" stotterte Cylla furchtbar erschrocken. Sie dachte nicht anders, als daß es sich dabei um eine Werbung Rosa's handeln könnte, war doch mehr als eine bedeutungsvolle Bemerkung von Seiten Frau Erhard's an ihr Ohr gedrungen und hatte sie selbst ja stets die übergroßen und zärtlichen Aufmerksamkeiten, mit welchen Heinrich die Braut seines Freundes zu überschütten pflegte, mit mißtrauischen Augen beobachtet.

Also nun doch diese Wahl, die sie vorhergesehen hatte, die ihr immer so peinlich erschienen war.

„Heinrich's Entschluß, der mich so glücklich macht, findet Deine Billigung nicht", sprach die Baronin ein wenig verletzt, „ich hätte dies voraussehen, von Deinem grenzenlosen Egoismus voraussetzen können!" setzte sie bitter hinzu.

„Nein! nein! Du thust mir Unrecht, Herrin! Gewiß ist es diesmal nicht der Wunsch, Heinrich immer um mich haben, für ihn schaffen und sorgen zu können", entgegnete Cylla schmerzlich, „es ist nur der Gegenstand seiner Wahl, mit dem ich nicht einverstanden bin".

„Du weißt also schon? — Und was könntest Du gegen das Mädchen einzuwenden haben? Ist es nicht schön, brav, ehrenhaft, von guter Familie und in hohem Grade liebenswerth?" frug die Baronin ernst, beinahe entrüstet.

„Ja sie hat alle Eigenschaften, die nach meiner Ansicht einen Mann beglücken können, aber ich fürchte, es würde kein Segen ruhen auf dieser Verbindung, die auf Kosten eines zerstörten Lebensglückes geschlossen werden soll".

„Davon verstehe ich kein Wort; erkläre Dich deutlicher!"

klang es diesmal schroff und hart von Frau von Saldern's Lippen, die sich unmuthig auf eine Chaise-longue geworfen hatte.

Cylla kniete, wie es auch sonst meist ihre Art war, zu den Füßen ihrer geliebten Herrin und Freundin nieder, faßte zärtlich deren beide Hände, und nachdem sie diese innig an ihre Lippen gedrückt hatte, sprach sie mit flehender Stimme:

„O zürne mir nicht, geliebte Frau, es ist nur das trostlose Schicksal eines mißachteten, zurückgestoßenen Herzens, es ist der arme Erhard, der vor mein Gedächtniß hintrat, um seine frühere Braut anzuklagen als die Zerstörerin seines Lebensglückes. Wie sollte ich nicht fürchten, daß unser Liebling Heinrich dereinst Gleiches erdulden könnte unter dem Wankelmuthe und der Unbeständigkeit eines Mädchens, wie dies jüngst sein eigener Freund erleben mußte?"

„Ich verstehe Dich noch immer nicht, Cylla, habe auch keine Ahnung davon, was Felix Erhard bestimmt haben konnte, von einer Heirath mit Rosa zurückzutreten, wenige Tage nur, bevor dieselbe hätte geschlossen werden sollen. Trotzdem aber verdamme ich — die Hastigkeit dieses Entschlusses, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er das Mädchen an den Rand des Grabes — die Familie in Verzweiflung, ihren Namen selbst aber dem Gespräche und der Spottlust der Oeffentlichkeit preis gegeben hat.

„Alles das aber wird mich nicht bestimmen, meines Sohnes Wahl tadeln, dieser hindernd in den Weg treten zu wollen!" setzte die Baronin energisch und bestimmt hinzu.

Cylla senkte traurig den Kopf in ihre Hand und schwieg.

„Was hast Du nur jetzt mit einem Male gegen das Mädchen", bemerkte Erstere wieder kopfschüttelnd, aber milderen Tones als früher, indem sie das Gesicht Cylla's zu sich empor richtete, „ich dachte immer, Du liebtest Johanna —?"

„Wohl liebe ich sie, — aber was hat Johanna mit dieser Angelegenheit zu schaffen?"

„Was Johanna mit ihr zu schaffen hat?" lachte jetzt

die Baronin, sehr belustigt. „Ich denke jedenfalls mehr als wir Alle, außer ihrem Bräutigam, unserem Heinrich!“

Wie der Blitz war jetzt Cylla vom Boden aufgesprungen, kerzengrade stand sie vor der Baronin, und diese mit weit aufgerissenen Augen anstarrend, rief sie heftig:

„Also Johanna wird er heirathen, nicht Rosa? Nun dann ist es gut, — dann war ich blind — oder wir Alle waren es!“ setzte sie leise für sich hinzu.

„Bist Du nun nicht mehr gegen die Verbindung?“ lächelte die Baronin, die sich wieder vollständig besänftigt fühlte. „Was mich betrifft, so geht durch dieselbe mein höchster und innigster Wunsch in Erfüllung“.

Cylla war nachdenklich geworden. Also war doch die Zeit gekommen, die sie dereinst so sehr gefürchtet hatte, die Zeit, welche ihr Heinrich für immer entreißen sollte, Heinrich, ihr Kind, ihren Bruder, ihren Freund — ihr Ideal. Ach, was war er ihr Alles gewesen seit der Stunde, in welcher sie ihn den Flammen entrissen, — und was sie ihm?

Hatte er sie je freundlicher und zärtlicher behandelt, als dies ein guter Bruder seiner Schwester gegenüber zu thun pflegt? Konnte sie je mehr von seinem Herzen erwarten? Hatte sie auf mehr gerechnet, und wünschte sie heute noch ein innigeres Gefühl in seiner Brust wecken zu können?

Sie lauschte mit einem gewissen Erschrecken der lauten Stimme ihres Innern, die ihr ein klares Nein zurief. Dann wandte sie sich, den Kopf leicht aufwerfend, gegen die Baronin und sprach fest und ruhig:

„Wir werden ihn also verlieren, unseren Heinrich, unseren Sohn?

Wieder lächelte diese sanft und streichelte dabei das blauschwarze Wellenhaar der Creolin, indem sie beruhigend antwortetete:

„Nein, er soll und wird uns nicht verloren gehen, wir werden hoffentlich auch ferner nur eine Familie bilden. Er und seine Gattin, — Du und ich, seine Mutter!“

Seine Mutter! Wie diese Benennung jetzt so seltsam das Herz Cylla's durchzuckte, wie ihr plötzlich der schwerkranke Mann einfiel, der mit ihnen unter einem Dache, dort drüben auf seinem Schmerzenslager vielleicht eben jetzt mit dem Tode rang!

Rasch mußte sie der Baronin nun ihr Geheimniß entdecken, schnell ehe der Engel des Todes durch das Haus rauschte, um eine unglückliche Menschenseele mit sich fortzunehmen. Möglicherweise konnte vor seinem Scheiden aus dieser Welt des armen Mannes Geist noch lichte Momente bekommen und ihm sodann die beseligende Beruhigung werden, daß sein Kind nicht umgekommen war in den Flammen, daß es gerettet, zum glücklichen, geachteten Mann geworden, der seinem armen Vater die letzte Stunde noch zu versüßen im Stande war.

Zitternd vor Aufregung und Angst, welche Wirkung solche Mittheilung auf der Baronin sensitives Nervensystem haben werde, frug Cylla nun mit leiser, gedämpfter Stimme:

„Und mein Geheimniß, Herrin, auch dieses betrifft unseren Heinrich, — willst Du es jetzt wohl hören?"

„Gerne, mein Kind!" erwiderte diese, deren Gedanken wohl freundliche aller Art sein mochten, denn ihr Antlitz strahlte förmlich vor Glück, und sie schien nebenbei nicht viel von der Wichtigkeit der in Aussicht stehenden Mittheilung zu erwarten.

„Hast Du nie mehr daran gedacht, süße Herrin, oder darauf gehofft, Etwas von Heinrichs wirklichen Eltern erfahren zu können?" forschte Cylla ängstlich zögernd.

„Leider nein, mein Kind!" entgegnete die Baronin bedauernd. „Und doch wünschte ich, heute noch fast eben so sehr wie vor Jahren, in Erfahrung bringen zu können, wem Heinrich seine Geburt verdankt, denn wenn auch von mir adoptirt und meinen Namen führend, wäre es Heinrich gewiß wünschenswerth, wissen zu können, wer sein Vater gewesen, und ob dieser nicht doch vielleicht noch am Leben sich befindet

und um den verlorenen Sohn trauert. Du weißt wohl, daß Heinrich seit vielen Jahren schon kein Wort mehr über diese Sache gesprochen, wie er es denn immer vermieden hat, irgend einen Gesprächsstoff zu berühren, der meinem Nervenleiden gefährlich werden konnte, wie er in seiner Zärtlichkeit für mich so weit ging, selbst nie daran erinnert werden zu wollen, daß eine Andere, und nicht ich, ihm das Leben gegeben hat. Auch weiß ich nicht, ob es zu seinem Glück sein würde, hätte er den Vater gefunden. Wer war derselbe? Stand er nicht vielleicht auf einer höchst untergeordneten Rangstufe der Gesellschaft, war er nicht möglicherweise ein ungebildeter, herzloser Mensch? Fast möchte ich sogar Letzteres voraussetzen, da nie Nachforschungen nach dem Kinde gemacht wurden. Und war es unter solchen Umständen für uns Alle nicht besser, daß Heinrich seine Eltern nicht wieder gefunden?" schloß die Baronin lebhaft erregten Tones.

Cylla's Wangen hatten sich während der langen Rede der Baronin hoch geröthet. Jetzt drückte sie die Hände derselben wärmer in den ihrigen und sprach mit bebender Stimme:

„Heinrich hat keinen herzlosen Vater, keinen, dessen er sich zu schämen brauchte, — ich kenne ihn bereits!"

„Du, Cylla, Du?" keuchte die Baronin, die heftig von ihrem Stuhl aufgesprungen war und das Mädchen an beiden Schultern erfaßt hatte, „woher weißt Du, — wer ist es?"

„Es ist Herr Bärndorf. Seinen Fieberphantasien habe ich die Entdeckung zu verdanken, und Vater Olbrich hat mich in meinen Voraussetzungen bestärkt".

Und nun erzählte Cylla der ängstlich lauschenden Frau, was sie gehört. Es war kein Zweifel, es stimmte Alles.

„Vielleicht, während er so nahe dem längst verloren geglaubten Sohn sich befindet, entflieht sein Lebensathem, ohne daß ihm die beglückende Botschaft werden kann. Armer, armer Mann!" zitterte es von den Lippen Cylla's, und ihre schönen Augen füllten sich dabei mit heißen Thränen.

„Gott verhüte das!“ entgegnete, die Hände faltend und tief ergriffen die Baronin, dann fügte sie lebhaft hinzu:

„Geh, mein Kind, eile an das Bett des armen Kranken, ich selbst werde Dir bald dorthin folgen. Vorerst aber schicke mir Herrn Olbrich, denn mit diesem, und später mit dem Arzte habe ich dringend zu sprechen!“

Dreiunddreißigstes Capitel.

Das Glück ist der echte Prüfstein
des Werthes oder des Unwerthes
der Menschen.
Stunden der Andacht.

Frau Olbrich hatte den Herzensergüssen Johanna's mit sehr getheilten Empfindungen gelauscht. Einerseits wohl erfüllte es ihre Brust mit eben so viel Freude als Stolz, daß ihrer Tochter eine so vortheilhafte Verbindung in Aussicht stand, wie es die mit dem jungen Baron war, den sie nicht etwa wegen seines Titels und seiner vortrefflichen Charakter-Eigenschaften, den sie wegen der Art und Weise schon hochachtete, in welcher er seiner Mutter begegnete. Auch die liebenswürdige Bescheidenheit, das offene, ungekünstelte Wesen Heinrich's hatten den besten Eindruck auf Frau Christine gemacht, und gar oft schon hatte sich diese mit dem Gedanken beschäftigt, wie glücklich dereinst die Gattin eines solchen Mannes werden müßte, der sogar Fremden gegenüber eine fast weibliche Zartheit in seinem Benehmen kund gab, Freunde und Bekannte stets mit selbstlosester Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelte, dem die Liebe zur Mutter aber ein wahrer Cultus geworden war.

Zu jeder anderen Zeit würde die Entdeckung, daß die beiden jungen Leute sich für's Leben Lieb und Treue geschworen, ihr Herz mit Jubel erfüllt, sie zu namenloser Glückseligkeit gebracht haben. Heute war dies anders; der Freudenbecher hatte einen bitteren Bodensatz durch den Wermuthstropfen der Erinnerung an ihrer Rosa namenloses Unglück.

Wie sollte, wie konnte sie sich des Glückes eines ihrer Kinder freuen, während das Andere so beispiellos elend war, so über alle Maßen litt!

Wäre es nicht grausam, wie sie im Stillen meinte, das arme, getäuschte Mädchen gerade jetzt zur Zeugin bräutlichen Wonnetaumels machen zu wollen? Würde sie dies überhaupt mit ansehen können, ohne tiefer als je ihr eigenes Unglück zu empfinden?

Nein, nein! Ihr armes, theures Kind sollte nicht auf so harte Probe gestellt werden, sie wollte dies nicht zugeben, die brave, wackere Frau, die ihrer Pflegetochter genau dieselben Rücksichten zu schulden glaubte, wie Derjenigen, die ihr eigen Fleisch und Blut war. Darum wandte sie sich jetzt auch, nachdem Johanna leuchtenden Blickes und mit glühenden Wangen ihre Herzensbeichte abgelegt, mit kurzem, beinahe strengem Ton an diese und sprach:

„Johanna, ich dächte, es wären weder Zeit noch Ort richtig gewählt für derlei Dinge. Hast Du den Verstand verloren?“

Dabei warf sie einen bedeutungsvollen Blick auf Rosa.

Diese selbst hatte mit keiner Silbe noch den feurigen Wortschwall ihrer Schwester unterbrochen. Wie fast immer sonst, lag sie auch jetzt in ihrem kleinen Sorgenstuhl mit halb geschlossenen Augen, scheinbar apathisch und durch nichts ihre Theilnahme an dem Gespräch bekundend als durch die zärtliche Art, in welcher sie ihre feinen schlanken Finger um den Nacken Johanna's geschlungen hielt.

Wie der Blitz fuhren dieser aber die Worte der Mutter durch den Sinn. Ein erschrockener Blick auf ihre arme Rosa, und sie wußte, welcher Unbesonnenheit sie sich schuldig gemacht hatte.

O Gott! Was würde sie in dem Moment, wo sie die von ihr begangene Taktlosigkeit erkannte, darum gegeben haben, hätte sie jedes ihrer gesprochenen Worte zurücknehmen oder doch ungehört machen können!

Wie sollte sie ihren Fehler gut machen? Ach, sie wußte es nicht. — Rosa selbst kam ihr dabei zu Hilfe.

Groß und ruhig schlug diese jetzt ihre seelenvollen Augen auf, wandte den Kopf leicht nach der Mutter herum, wobei ihre bleichen Wangen eine schwache Röthe überflog, und mit erstauntem Tone frug sie diese:

„Und weshalb waren Zeit und Ort schlecht gewählt, als Johanna ihr Glück uns mittheilte? Konnte sie dies überhaupt frühe genug thun? Mutter! Wem denn sonst hätte sie dies zuerst verkünden sollen als hier uns Beiden, die wir sie so über Alles lieb haben?“

Dabei neigte sie ihren blonden Kopf etwas tiefer herab, und ihre Lippen drückten sich innig auf die Stirne der vor ihr Knieenden.

„Rosa! Ach, meine geliebte Rosa!“ brach da Johanna mit von Schluchzen erstickter Stimme hervor, „o vergieb mir, — Deine Güte zerreißt mir vollends das Herz, — warum war ich doch so gefühllos, so unzart, so schlecht gegen Dich!“ Und mit leidenschaftlicher Heftigkeit umschlang sie dabei der Schwester Kniee und barg auf's Neue ihr von Thränen überströmtes Antlitz in deren Schooß.

„Ich verstehe!“ nickte Rosa jetzt ein wenig leiser, „Ihr fürchtet, mich zu wenig geschont zu haben durch solche Neuigkeiten. Die Mutter meint wohl, das eigene Unglück habe mich selbstsüchtig und neidisch gemacht, ich könne es gar nicht ertragen, glückliche Menschen um mich zu sehen. Nicht so?“ — setzte sie fragend und nach Frau Olbrich sich wendend hinzu.

„Das nicht, mein Kind“, verneinte diese, lebhaft den Kopf schüttelnd, „an der Hochherzigkeit unserer Rosa zweifelte ich keinen Moment, wohl aber mußte ich fürchten, die Wunde, an der Du innerlich verbluten zu wollen scheinst“ — warf sie hier ein wenig vorwurfsvoll ein — „auf's Neue aufgerissen zu sehen durch Johanna's voreiliges Geplauder über Dinge, die vielleicht nach langer, langer Zeit erst besprochen zu werden verdienen“.

„Nach langer, langer Zeit erst?“ — wiederholte Rosa gedankenvoll und scheinbar wieder in ihre frühere Apathie versinkend — „Und warum das?“

„Weil ich meine Zustimmung zu einer ehelichen Verbindung Johanna's überhaupt so lange versagen werde, bis Du, mein Kind, dem Leben, das heißt der Gesundheit, wieder gegeben sein wirst; weil ich es nicht ertragen könnte, gleichzeitig eine meiner Töchter strahlend vor Glück, — die andere aber gebrochen und zu Boden gedrückt durch einen herben Schicksalsschlag vor mir zu sehen!“ erwiderte ernst und fest die Gefragte.

„Mein Unglück soll also auch das Anderer bedingen?“ rief Rosa, sich nun plötzlich gewaltsam aufrichtend, während sie mit beiden Händen die losgelösten blonden Flechten aus der Stirne strich, wie aus einem schweren Traum erwachend. „Wie ist das? — Habe ich auch recht verstanden? — Hast Du es, Schwester?“ frug sie und hob den Kopf derselben fast mit Gewalt zu sich empor.

„O Rosa, bitte, beruhige Dich nur, rege Dich nicht auf!“ bat Johanna ängstlich und erschrocken, „ich werde mich nicht verheirathen, ich will es gewiß nicht thun, ja — ehe Du vollkommen wohl und munter sein wirst, auch nicht ein einziges Mal mit meinem Hein — mit Baron Saldern wieder sprechen, — ich schwöre Dir's, Röschen, — o, bitte, bitte, rege Dich nur um Gottes willen nicht auf!“ klagte und flehte die großherzige Schwester, die mit unsagbarer Angst aufblickte zu dem zarten bleichen Geschöpf vor ihr und dann wieder hinüber zu der schweigsamen Mutter. O wie fürchtete sie, daß ihr vorzeitiges Geständniß schlimme Folgen für das arme Mädchen haben könnte!

Doch wie täuschte sie sich darin!

„Was sprecht Ihr da! Wollt Ihr mich mit Gewalt kranker und elender erscheinen lassen, als ich es in der That bin?“ fiel ihr hier Rosa mit leiser Heftigkeit in's Wort, „ich soll mich nicht aufregen! Und was denn würde mehr im

Stande sein mich aufzuregen, als der Gedanke, Denjenigen Schmerz bereitet zu haben, die mir die Theuersten sind hier auf Erden, denn auch die Mutter müßte ja leiden, wenn sie Johanna sich aufzehren sähe in der Sehnsucht nach dem Geliebten. Stille, stille, unterbrich mich nicht!" wandte sie sich an die Schwester, die ihr etwas entgegnen wollte, dann frug sie:

„Hat Baron Saldern sich seiner Mutter schon entdeckt?"

„Ich glaube, daß er es that, während ich hierher eilte, um Euch mein Herz aufzuschließen", antwortete Johanna leise.

„Dann wird er später wohl zum Vater gehen, um Dich anzuhalten, und der — wird ihn abweisen, d. h. auf bessere Zeiten vertrösten. Unsere Eltern sind eben aus einem Gusse, ich kenne sie!" meinte Rosa, mit sanftem Lächeln hinüberblickend nach der Mutter, und — Frau Olbrich nickte ihr ein wenig stolz zu.

„Die wackeren Menschen sollten aber nie vergessen, daß sie selbst ihren Kindern zum edelsten Vorbild gedient haben, daß diese sich stets bemühen werden, ihnen nachzuahmen im Guten und Rechten", fuhr das Mädchen mit einer an ihr seltenen Festigkeit im Ton fort, „Vater und Mutter werden zu verhindern suchen, daß ihrer ältesten Tochter eingebildetes Weh verursacht werde, diese selbst aber wird es zu verhindern wissen, daß man der jüngeren ein wirkliches bereitet. Sorge nicht, Hannchen", schloß sie jetzt ein wenig müde, das Reden hatte sie erschöpft, „Du wirst mich zu Deinem Anwalt haben in Deinem Herzensprocesse, hörst Du? Und ich hoffe, Dir ein guter sein zu können!"

„Du bist angegriffen, Rosa, o, ich bitte Dich, sprich nicht mehr von der Sache, wenigstens vorläufig nicht!" rief jetzt Johanna ängstlich und griff schnell nach der kleinen Caraffe, in welcher sich alter, stärkender Wein befand, um der Schwester einige Tropfen davon aufzunöthigen.

Auch Frau Olbrich sah einen Augenblick besorgt zu ihrem kranken Mädchen hinüber, doch bald beruhigte sie sich

wieder, als sie bemerkte, daß dieses nicht wie sonst die Augen geschlossen hielt, sondern daß es sinnend, aber ohne Schmerz oder besondere Traurigkeit zu verrathen, die Blumen am Fenster betrachtete.

Plötzlich wandten sich aber die Augen Rosa's dem Käfig zu, in welchem der kleine, dicke Dompfaffe, sichtlich gelangweilt, auf seiner Sprosse saß und, ohne sich zu rühren, mit den kleinen schwarzen Perlenäuglein zu ihr herabzuschielen schien.

„Ich habe Alle vernachlässigt, die mich doch liebten, wie ich es kaum verdiene", sprach sie da leise, „auch Dich, armen kleinen Burschen, nicht wahr? — Hannchen, mache ihm doch das Thürchen auf, damit ich ihn liebkosen kann!" setzte sie dann hinzu.

Diese und die Mutter wechselten einen raschen, verständnißvollen Blick. Welche Umwandlung war mit Rosa vorgegangen! Sie schien wieder Antheil nehmen zu wollen an den Dingen um sie her, sie war aus ihrer Lethargie erwacht; ein Ereigniß, auf welches der Arzt sowohl, wie die ganze Familie mit großer Sehnsucht so lange schon gehofft und gewartet hatten.

Der Vogel hatte kaum bemerkt, daß man seinen Kerker zu öffnen bereit war, als er auch schon munter hin- und hersprang, sobald aber die Bahn frei war, hinabflog, auf die Schulter seiner Herrin sich setzte, und dort so lustig und hell zu zwitschern begann, als es sein kurzer dicker Schnabel gestatten wollte.

Rosa schien von seiner Freude gerührt, sie nahm einen Apfelkern, den ihr die Schwester reichte, und diesen zwischen den Lippen haltend, bot sie ihn dem kleinen Sänger, der denn auch schnell und nicht besonders zart seine Lieblingsspeise von dort sich nahm, gegen Johanna aber kampflustig die Flügel ausspreizte, da er diese im Verdacht halten mochte, sie wolle ihn von seinem angenehmen Platz entfernen.

„Sieh doch, wie sich das Thierchen freut, wieder einmal

von Dir beachtet zu werden!" sprach Frau Olbrich milden und zärtlichen Tones, „nun magst Du ermessen, theures Kind, wie jene denkenden Geschöpfe, die Dir so von ganzem Herzen zugethan sind, sich glücklich fühlen würden, wolltest Du sie wieder zu Dir kommen lassen, Deine Brüder, — die Baronin, — Heinrich, dem Du doch so gut gewesen!"

Rosa schrack sichtlich zusammen bei dem Ansinnen, welches so unerwartet an sie gestellt wurde, und eine leichte Blutwelle überzog dabei ihr durchsichtig blasses Gesichtchen. Einen Moment schien sie nachdenklich geworden, dann bot sie der Mutter, die von ihrem Stuhl aufgestanden und zu ihr hingetreten war, mit einem liebevollen Blick die Hand, zog dieselbe an ihre Lippen und lispelte: „Mütterchen, heute die Brüder, — morgen die Anderen, — willst Du sie zu mir schicken?"

„Gott segne Dich dafür, mein Liebling!" zitterte es von den Lippen der freudig ergriffenen Frau, indem sie den Kopf des Mädchens an ihre Brust drückte.

In dem Moment öffnete die alte Hanne leise die Thüre und winkte Frau Olbrich zu sich: „Der Herr läßt bitten, und auch die Frau Baronin Saldern!"

Frau Christine beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, um sehr bald Dinge zu erfahren, die sie im höchsten Grade überraschen sollten.

— — — — — — — — — — — —

„Erinnerst Du Dich jenes Abends, Hannchen", hob, nachdem die Mutter das Zimmer verlassen hatte, träumerisch nachsinnend Rosa an, während der Dompfaffe mit seinem Schnabel keck in dem goldblonden Haar seiner Herrin herumwirthschaftete, „erinnerst Du Dich, wie ich damals den Wunsch aussprach, Dich dereinst als Baron Heinrich's Gattin in meine Arme schließen zu können? O, siehst Du, nun soll derselbe in Erfüllung gehen!"

Johanna nickte selig mit dem Köpfchen. „Ja, ja, ich erinnere mich Deiner süßen Worte, die mir so unendlich wohl

thaten, fühlte ich mich doch gerade zu jener Stunde so maßlos unglücklich, weil ich fürchtete — o, wie viel hat sich verändert seither!“

„Ja — unendlich — unendlich viel!“ hauchte Rosa und ließ den Kopf schwer in ihre Hand sinken.

Ein unsagbar schmerzliches Gefühl ergriff jetzt Johanna, als sie ihre eigene Lage mit der ihrer unglücklichen Schwester verglich. Die schöne, von Glück und Hoffnung strahlende Braut von damals, was war sie heute? Das vom Sturm zerschellte Wrack eines vor kurzem noch stolz die See beherrschenden mächtigen Schiffes, das an einer kleinen blinden Klippe gestrandet war auf seiner kühn projectirten Fahrt um die Welt.

Und die kleine hoffnungsarme Johanna selbst? Sie, die sich zu jener Zeit so unsäglich elend gefühlt hatte, weil ihr nicht einmal die Brosamen weniger freundlicher Worte geworden waren aus dem Munde Desjenigen, den sie so schnell und gegen ihren Willen lieben gelernt hatte? Ach, heute wußte sie sich selbst geliebt, in ähnlicher Weise vielleicht, sie konnte nicht mehr zweifeln an ihrem grenzenlosen Glück, sie wollte es nicht. Aber es ward ihr jetzt doch dabei zu Muthe wie einem gutherzigen Menschen, der an üppig bestellter Tafel sitzt und neben sich einen lieben Freund verhungern sieht, ohne ihm helfen zu können. — Der Genuß an dem Gewordenen ward ihr verbittert durch den Anblick, der ihr Herz zerfleischte.

„Rosa“, begann sie leise und zärtlich, indem sie wieder ihren Platz auf dem Tabouret zu den Füßen der Schwester eingenommen hatte und deren Kniee an sich drückte, „Rosa, meinst Du nicht, daß auch für Dich — die alten Zeiten wieder kommen können —?“

„Was willst Du damit sagen —?“ forschte diese, ihre Augen weit öffnend und die Schwester so anstarrend, daß diese ängstlich hinzusetzte: „Ich meine — wenn Du Dich überzeugtest, daß Feli —“

„Still! Still!“ schrie da Rosa heftig auf und schloß mit ihren beiden Händen krampfhaft die Lippen der Sprecherin. „Still, wenn Du mich nicht tödten willst! Nenne mir nie mehr diesen Namen, Johanna, nie mehr, hörst Du? Alles könnte ich ertragen, nur nicht die Erinnerung an Ihn!“ Dann sank sie ohnmächtig in ihren Stuhl zurück, bleich wie eine Todte, mit geschlossenen Augen und bläulich angehauchten Lippen.

Der Vogel flog ängstlich von ihrer Schulter weg in sein Bauer hinein, während Johanna wie eine Wahnwitzige an dem Glockenzuge riß, um durch die alte Hanne den Arzt citiren zu lassen.

Vierundvierzigstes Capitel.

Die meisten Erinnerungen sind Wasserpflanzen, die nur von Thränen leben.

Jean Paul.

Der Kaufmann, anfänglich sehr überrascht von der dringend gestellten Einladung der Baronin, diese sofort auf ihrem Zimmer besuchen zu sollen, war derselben unverzüglich gefolgt und fand sich da schon mit großer Ungeduld und fieberhafter Aufregung von der Dame erwartet.

„Herr Olbrich!“ rief sie ihm entgegen, als sich kaum noch die Thüre hinter ihm geschlossen hatte. „Machen Sie sich gefaßt auf eine wunderbare Neuigkeit, nein, auf deren zwei, die Sie im höchsten Grade, über alle Maßen in Erstaunen setzen werden!“

„Ich bin wahrhaftig gespannt darauf, zu hören, was Sie mir zu verkünden haben, Frau Baronin“, entgegnete dieser, „und glauben Sie mir, ist es nur halbwegs Gutes, dann werde ich Gott dem Herrn aus tiefstem Herzen dafür danken, denn es thäte diesem in letzter Zeit so arg vom Schicksal heimgesuchten Hause ein bischen Freude wirklich Noth. Leider wüßte ich aber nicht, woher solche kommen könnte!“

„Und doch stellen meine beiden großen Geheimnisse Lichtpunkte für uns Alle in Aussicht, das heißt, wenn der Himmel nicht wieder seine Schatten hineinwerfen will“, setzte die Baronin etwas ernster hinzu. „Auf meinem Gesicht steht wohl keine Hiobsbotschaft geschrieben, nicht wahr? Nun, lieber Freund, sehen Sie, wäre es überhaupt

etwas Trauriges, das ich Ihnen mittheilen sollte, ich würde es damit sicher nicht so eilig haben. Nun kommen Sie aber, setzen Sie sich hier an meiner Seite nieder und beantworten Sie mir vor Allem eine Frage: Kennen Sie genau die Umstände, unter welchen Herr Bärndorf, Ihr Stiefbruder, wie Sie ihn nennen, seinen Sohn verloren hat?"

„Wie kommen Sie darauf?" wollte eben Olbrich entgegnen, da fiel ihm aber sein jüngstes Gespräch mit Cylla ein, und annehmend, daß diese der Baronin diesbezügliche Mittheilungen gemacht haben konnte, erwiderte er:

„Wohl kenne ich diese, gnädige Frau, und sie sind so trauriger Art, daß ich wünschte, Ihnen dieselben verschweigen zu dürfen".

„Und doch muß ich darum bitten, sie mir bekannt zu geben. Glauben Sie mir, es ist nicht Neugierde, ja nicht einmal nur Interesse für den armen Vater, was mich nach den näheren Details seiner Familienangelegenheiten forschen läßt; mich persönlich betreffende Gründe bestimmen mich dazu".

Obgleich sich nun der Kaufmann durchaus keinen Begriff davon machen konnte, welche Motive die Baronin zu einer so warmen Theilnahme an längst vergangene Ereignisse haben konnte, so zögerte er doch nicht, ihr die traurigste Episode aus dem Leben Bärndorf's, die, welche den Tod Heinrich's anbetraf, mit allen ihren Details zu erzählen.

Mit äußerster Spannung und hochklopfenden Herzens lauschte die Baronin seinen Worten, und ihre gewaltige innere Erregung drückte sich dabei in allen ihren Mienen aus.

„Warum aber hat Herr Bärndorf nach jenem unglücklichen Brande nicht Nachforschungen angestellt, ob das Kind nicht möglicherweise doch gerettet worden sein konnte?" frug sie jetzt.

„Er hat es gethan und aus dem Munde jener Leute selbst, die Zeugen gewesen der fürchterlichen Katastrophe, gehört, wie der Knabe nicht mehr zu retten gewesen, wie er elend in den Flammen umkommen mußte!"

„Das ist eine Lüge!“ rief hier die Baronin, „das Kind ist nicht verbrannt, es wurde von meiner Cylla aus dem brennenden Hause geholt, die mit eigener Lebensgefahr sich dieser Aufgabe unterzog, da Niemand, auch für hohe Geldsummen nicht, dies Wagniß unternehmen wollte“.

Olbrich glaubte seinem Gehör nicht trauen zu dürfen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er der Baronin in's Gesicht, und der Athem kam keuchend über seine Lippen.

„Heinrich gerettet — Heinrich am Leben geblieben? — Wie, wie wäre das möglich?“ stammelte er endlich, und die Baronin erzählte ihm jetzt die Geschichte jener Nacht in Stuhlweißenburg, jener schreckenerregenden Nacht im Jahre 1849. Sie theilte ihm auch mit, wie das Kind in Folge des Schreckens die Sprache verloren hatte, daher auch keinerlei Aufschluß geben konnte über seine Herkunft, noch seinen oder seiner Eltern Namen, wie sie damals einen jedenfalls sehr gewissenlosen Notar der kleinen Nachbarstadt Raab beauftragt hatte, Nachforschungen anzustellen, die Familie des Knaben betreffend, und wie sie fast ein Jahr hindurch den Menschen reichlich mit Geld versorgte, um seine scheinbaren Bemühungen zu honoriren.

„Es würde übrigens auch nicht nicht viel geholfen haben, wenn der Mann gewissenhaft seiner Pflicht nachgekommen wäre, da Bärndorf sehr bald nach jenem unglücklichen Ereigniß die Heimath und Europa verlassen hat“, meinte hier Olbrich achselzuckend, „diese Prüfung zu tragen, war ihm vom Schicksal wohl bestimmt wie jene andere — der er sich nicht entziehen konnte. Aber nun sagen Sie mir, Frau Baronin, ich beschwöre Sie, blieb der Knabe am Leben, und wo ist er dann?“

„Wo —?“ lächelte diese, ihn dabei fest anblickend. „Unter Ihrem Dache. Bärndorf's Heinrich ist auch — der meine!“

„Frau Baronin!“ schrie der Kaufmann und sprang, wie von einer Feder geschnellt, von seinem Sitz auf.

„Ja, ja“, nickte diese und ihr Gesicht überflog jetzt ein

Schatten schmerzlicher Resignation. „Es ist, wie ich Ihnen gesagt. Leider bin ich nicht die Mutter dieses theuren Sohnes, den ich aber lieben gelernt, als ob ich ihn unter meinem Herzen getragen, der meines traurigen Lebens einzigen Lichtpunkt gebildet, der von mir als Knabe schon adoptirt, meinen Namen trägt, und nach meinem Tode der Erbe sein wird meines Gesammtvermögens“.

„Und weiß Er —?“

„Ja wohl, denn ich habe es vermieden, mich durch einen Betrug seiner kindlichen Liebe versichern zu wollen, und schon ehe er zum ersten Male mein Haus verließ, um seine Studien an der Hochschule anzutreten, ihn in das Geheimniß seiner Auffindung eingeweiht. Daß er trotzdem mich liebt, und wie er mich liebt, brauche ich Ihnen, bester Herr Olbrich, wohl nicht näher zu erklären“, fügte sie mit einem glücklichen Lächeln hinzu.

„Nein, das brauchen Sie wahrhaftig nicht, gnädige Frau!“ rief dieser lebhaft. „Der besten Mutter bester Sohn auf dem ganzen Erdenrund könnte nicht zärtlicher und enthusiastischer Derjenigen in Liebe anhängen, die ihm das Leben gegeben, als es hier bei Heinrich Ihnen gegenüber der Fall ist. Aber nun, o mein Gott, was wollen Sie ferner thun? Soll Bärndorf, mein armer Freund, Kunde erhalten von seinem Glück? Wird er überhaupt noch in die Lage kommen, dasselbe fassen zu können? Ich fürchte leider, nein!“

„Lassen Sie uns hoffen, lieber Herr Olbrich! Und nun zu meinem zweiten Geheimniß, das für mich selbst sowohl, wie für meinen — für unseren Heinrich fast eben so wichtig ist wie die Auffindung seines Vaters. Mein Sohn, — ach, ich vermag es nicht, ihn anders zu nennen, — liebt ein gewisses kleines, reizendes Mädchen hier im Hause, und nun möchte ich für ihn seine Freiwerberin machen und um die Hand desselben bei Ihnen anhalten. Verstehen Sie mich?“

„Nicht ganz, Frau Baronin —!“ stammelte, im höchsten Grade überrascht der Kaufmann.

„Heinrich liebt Ihre Johanna. Werden Sie Ihren Segen zu dieser Verbindung geben —?“

„O, mit tausend Freuden!“ jubelte Olbrich. Plötzlich aber schrack er zusammen, eine tiefe Blässe verbreitete sich über sein Gesicht, und leisen und zitternden Tones kam es über seine Lippen: „O, nur aber jetzt nicht, — nicht jetzt, so lange meine Rosa in der jammervollen Lage sich befindet — jetzt keinen derartigen Vorgang!“

„Gewiß nicht, bester Herr Olbrich!“ beruhigte ihn die Baronin. „An eine Vereiniguug der Beiden soll vor der Hand nicht gedacht werden und kann es auch nicht, so lange der Vater dem Tode nahe, die Schwester in maßlosem Gram sich verzehren will. Aber hoffentlich kommen bald wieder bessere Tage, kommen die besten für uns, und dann, o dann, wollen wir nur noch eine einzige glückliche Familie bilden.

„Keine ganz glückliche, Frau Baronin, vergessen Sie nicht mein armes vernichtetes Mädchen, dem keine wahrhaft frohe Stunde mehr schlagen dürfte. Das Kind ist bis auf den Tod verletzt worden, die Wunde heilt nie mehr, nie, ich möchte darauf schwören!“ jammerte der Kaufmann, ganz verloren in seinem Schmerz.

Mit einen Male aber richtete er sich, wie aus einem Traum erwachend, auf und fuhr sich mit der heißen Hand über die Stirne. „Herr, mein Gott! daran habe ich ja gar nicht gedacht, daß jetzt die Geschwister — Frau Baronin ist Ihnen nie aufgefallen — Haben Sie schon bemerkt, — aber war ich denn selbst blind —? Nein, nein, auf eigene Faust darf ich nichts verrathen, da muß meine Tina auch dabei sein, und Sie sollen die Erste sein, gnädige Frau, die unser Geheimniß erfährt!“

Dabei zog er hastig an dem Glockenzuge und befahl dem eintretenden Hausmädchen, durch Hanne Frau Olbrich aus dem Zimmer ihrer Tochter hierher holen zu lassen.

„Was haben Sie nur, lieber Freund, was meinen Sie mit Ihrem Geheimniß?“ forschte die Baronin, ganz erstaunt über das seltsame Wesen des Kaufmanns.

„Gedulden Sie sich nur wenige Augenblicke und Sie sollen Alles wissen!“ erwiderte dieser und schritt lebhaft im Zimmer auf und ab, dabei leise vor sich hinmurmelnd und mit den Händen gestikulirend, wobei ihm die Baronin kopfschüttelnd zusah.

„Tina! Tina!“ rief der Kaufmann seiner Frau entgegen, als diese jetzt leise eingetreten war und der Baronin ihre Hand gereicht hatte zu herzlichem Gruße. „Willst Du wohl eine große Neuigkeit erfahren —?“

„Vielleicht bin ich schon einigermaßen eingeweiht in dieselbe“, lächelte Mutter Olbrich, während sich ihre Wangen lebhafter rötheten, „handelt es sich dabei nicht um unsere Johanna und — noch Jemand —?“

„Du weißt?“ — forschte der Kaufmann.

„Ja, ja, es betrifft Ihre jüngere Tochter, um deren Hand ich soeben für meinen Sohn Ihren Gatten gebeten habe“, fiel hier die Baronin ein und gewahrte mit Befriedigung ein leises, glückliches Aufleuchten in den Zügen Christinens.

„Und mein Mann?“ — frug diese mit einem Blick auf ihn.

„Fühlt sich sehr geehrt durch solche Werbung und giebt auch von ganzem Herzen seine Einwilligung zu der Verbindung, vorausgesetzt aber, daß selbst eine Verlobung nicht früher stattfinde, ehe unsere Rosa auf vollständig besserem Wege sein wird“, erwiderte Olbrich.

„Ich dachte und wünschte mir's nicht anders!“ vervollständigte seine Frau.

„Und ich erkläre mich mit Ihren Bestimmungen ebenso einverstanden, als dies unsere Kinder sein werden. Nun aber bitte ich Sie, bester Herr Olbrich, theilen Sie schnell ihrer Frau mit, was Sie soeben von mir erfahren haben, und dann will ich meinem Sohn die für ihn so hochwichtigen Aufschlüsse

geben, was eine jedenfalls nicht allzu süße Aufgabe für mich sein wird", sprach jetzt die Baronin.

Mit hastigen und kurzen Worten erzählte der Kaufmann Christinen, was ihn selbst vor Kurzem so über alle Maßen überrascht und überwältigt hatte. Während er aber sprach, hielt diese ihre Hände wie im Gebet gefaltet, und Thränen der Freude und der Rührung rannen unaufhaltsam ihre Wangen hinab.

„Erklärst Du Dir nun, mein Alter, die rasch gefaßte Zuneigung Rosa's zu dem jungen Baron?" frug sie jetzt mit bebender Stimme ihren Mann, als dieser seinen Bericht geschlossen hatte.

„Vollkommen!" nickte er, dann aber setzte er ernst und fast feierlichen Tones hinzu:

„Tina, nun haben wir länger kein Recht mehr, ein Geheimniß zu hüten, wie der Geizhals seinen Schatz, denn nun gehört es nicht mehr uns allein. Möchtest Du nicht auch, wie ich selbst es möchte, daß hier die edle Frau, die zweite Mutter Heinrich's, zur Mitwisserin desselben werde? Sie wird es wohl treu in ihrer Brust verschließen, bis es Zeit zur Offenbarung sein dürfte, und wenn diese Zeit vielleicht nie kommen sollte — was z. B. Bärndorf's Ableben — Gott verhüte dasselbe — rechtfertigen würde — auch für immer dort begraben. Nicht wahr, gnädige Frau?" wandte er sich bittend an diese, die ihn erstaunt anblickte, indem sie entgegnete:

„Ich verstehe zwar nicht, was Sie meinen, wenn Sie aber auf meine Verschwiegenheit rechnen in irgend welcher Angelegenheit, die eine solche bedingt, so seien Sie versichert, daß ich zu schweigen verstehe!"

Eine Weile kämpfte der Kaufmann gleichsam mit sich selbst, wie es schien, indessen seine Frau niedergeschlagenen und traurigen Blickes das Band ihrer großen seidenen Schürze auf und zurollte, wie etwa ein kleines Schulmädchen

es thut, wenn es zuhören muß, wie man seinen Spielgefährten ein recht schweres Bekenntniß abzwingt.

Sie kam nicht leicht über Ihre Lippen vorhin, die Erklärung, daß Heinrich nicht Ihr eigen Fleisch und Blut ist, nicht wahr, gnädige Frau? Nun sehen Sie, ich und meine arme Tina hier, wir befinden uns jetzt in derselben Lage, eine solche Beichte ablegen zu müssen, gegen welche sich unser innerstes Empfinden sträubt", begann der Kaufmann mit einem verlegenen Seitenblick auf seine Frau.

„Was sagen Sie da —?" frug die Baronin im höchsten Grade überrascht.

„Ich will — das heißt, ich fühle mich gezwungen, zu sagen, daß unsere Tochter Rosa nicht unser eigenes Kind ist, daß wir dieselbe nur an Kindesstatt angenommen haben, wenige Tage nachdem sie das Licht der Welt erblickt, und ihre rechte Mutter für immer die Augen geschlossen hatte.

Niemand außer uns Beiden und jetzt Sie, Frau Baronin, hat eine Ahnung von dieser Thatsache, — ausgenommen der unglückliche Vater des Mädchens — unser armer, armer Bärndorf!"

„Rosa wäre Heinrich's Schwester —?" rief die Baronin.

„Sie ist es. Und nun hören Sie in gedrängtester Kürze die traurige, furchtbar traurige Geschichte jenes Mannes, der da oben vielleicht eben jetzt mit dem Tode ringt, der mit Leib und Seele an Weib und Kind gehangen, und dem eben solches Uebermaß von Liebe verderbenbringend werden sollte für's ganze Leben.

Gebe Gott, daß er noch einmal, nur für wenige Minuten vor seinem Scheiden aus dieser Welt, zum vollen Bewußtsein wiederkehren möge, damit seine letzten Augenblicke noch versüßt werden können durch den Anblick seines wiedergefundenen Sohnes, da er doch die Tochter kaum je wird in seine Arme schließen können, auch dann nicht, wenn er am Leben bleiben sollte".

Stumm und regungslos lauschten die beiden Frauen

jetzt der kurzgefaßten trostlosen Geschichte Heinrich Bärndorf's, und als er geschlossen hatte mit seiner Erzählung und, selbst tief ergriffen, mit der Hand über die Augen strich, um den feuchten Schleier, der sie trübte, von dort zu entfernen, da entstand eine kleine düstere Pause, durch nichts unterbrochen als das Schluchzen der tief erschütterten Frauen.

Plötzlich hörte man ein schwaches Pochen an der Thüre, und auf der Schwelle derselben erschien der Arzt des Hauses.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften, daß ich Sie hier aufzusuchen gewagt“, sprach dieser. „Ich wollte mir nur erlauben, Sie dringend darauf aufmerksam zu machen, daß Fräulein Rosa mit keiner Silbe, auch mit der leisesten Andeutung nicht mehr erinnert werden darf an jenen Mann, der ihr Unglück verschuldete, ich meine Herrn Felix Erhard. Die Nennung seines Namens hat eben jetzt wieder einen besorgnißerregenden Anfall bei ihr hervorgerufen, und ein solcher darf sich, bei Gefahr für ihr Leben, nicht oft wiederholen“.

„Großer Gott, was ist geschehen? Wer hat sie dazu gebracht —?“

„Ruhig, ruhig, verehrte Frau!“ beschwichtigte der Arzt. „Es ist wieder Alles glücklich vorüber, und das Mädchen ruhiger und heiterer, als ich selbst zu hoffen wagte. Ich glaubte, Sie nur für die Zukunft warnen zu müssen. Jede heftige Aufregung, auch wenn diese nicht von Seite ihres Bräutigams kommen sollte, kann ihr den Tod bringen; das bitte ich beherzigen zu wollen. Am besten wäre es freilich, man brächte sie fort von hier, irgend wohin auf's Land; fremde Umgebungen, fremde Menschen würden sie möglicherweise abziehen von den quälenden Gedanken, die sie moralisch zu Grunde zu richten drohen“.

„Wohin aber sollen wir sie bringen, und mit wem wird sie gehen wollen?“ rief trostlos und jammernd Frau Olbrich.

„Ueberlassen Sie es mir, theure Freundin, in dieser Sache einen glücklichen Gedanken zu fassen, einen glücklichen

Ausweg finden zu können!" sprach die Baronin, indem sie die Hand der Kaufmannsfrau ergriff und warm drückte.

„O dieser Elende, dieser nichtswürdige Erhard! Was hat er aus unserem Kinde gemacht und wie haben wir uns in ihm getäuscht!" schrie jetzt der Kaufmann, wüthend die Faust ballend. „Wahrhaftig, ich könnte ihn mit eigenen Händen vernichten, ihn verflu —"

„Still! Um Gotteswillen still!" flehte Mutter Olbrich, ihre Hand auf seinen Mund pressend. „O, Mann, vergißt Du denn, wie viel an Elend ein so entsetzliches Wort anzurichten vermag? Nein, nein", setzte sie still weinend hinzu, „laß uns lieber demüthig und ergeben tragen, was uns der Herr auferlegte, es wird ja doch nicht über unsere Kräfte gehen, und wenn's genug sein soll, — dann kommen wohl auch wieder bessere Tage!"

Fünfundvierzigstes Capitel.

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es will erbeten sein.
Paul Gerhard.

Wir haben seit längerer Zeit schon eine Person aus den Augen verloren, die uns früher doch sicherlich manches Interesse eingeflößt, und die desselben auch werth gewesen. Wir meinen den Architekten Felix Erhard.

Der arme junge Mann war in Verzweiflung an den Ort zurückgekehrt, von wo aus er den Bau der neuen Eisenbahnlinie zu leiten hatte, um in der Arbeit eine Trösterin finden, in aufregender Thätigkeit seinen Schmerz betäuben zu können. Es gelang ihm dies nur äußerst wenig.

Dann kam die Mutter aus Wien, den Sohn für einige Tage zu besuchen, wie sie den Leuten erklärte, die ihre Effecten vom Postwagen holten, um sie nach dem Häuschen zu schaffen, das der Architekt bewohnte, und nachdem sich Mutter und Sohn still und, wie es schien, sehr schmerzlich begrüßt, zogen sich diese in das Arbeitszimmer des Letzteren zurück, wo sie länger als eine Stunde verblieben.

Noch niedergeschlagener und ernster, als er es früher gewesen, hatte dann der junge Mann das Haus verlassen, um einen Spaziergang zu machen, wie er dem Inspector sagte, und dann hatte dieser ihn nach dem nahe gelegenen Wald gehen und erst spät Nachts von dort zurückkommen sehen.

Die alte Mutter aber wollte sich an dem Abend gar nicht mehr blicken lassen, sie mußte, wohl sehr ermüdet von der Reise, sich früh zu Bette begeben haben. Als sie indessen

am nächsten Morgen unter der Thüre des Häuschens erschien, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, da waren die Augen der alten Dame roth und geschwollen; — von Hitze und Staub auf der Fahrstraße — meinten die Arbeiter, die die Mutter des Bauherrn höflich grüßten, von reichlich vergossenen Thränen — meinte der Inspector und — dieser hatte es errathen.

O daß es so kommen mußte! dachte meist und recht schmerzerfüllt Frau Erhard, wenn sie bei Tische — jetzt fast die einzige Gelegenheit, wo sie mit ihrem Sohn zusammentraf — einen Blick auf sein blasses, kummervolles Gesicht warf.

O wie hatte sie sich doch nach dieser Verbindung Felix's mit Rosa dereinst gesehnt, welch glückliche Erwartungen hatte sie an dieselbe geknüpft, und nun? Warum mußte so zur Unzeit das Schicksal jene Baronin Saldern und ihren Sohn nach Wien bringen, warum dieses sonst so vortreffliche Mädchen, das in zärtlicher Liebe an ihrem Felix gehangen, plötzlich ein gewiß nur augenblickliches und leichtsinniges Gefallen an dem Freund ihres Bräutigams finden, das ihr die im Garten jedenfalls unüberlegt gesprochenen Worte entrissen hatte, welche hören zu müssen das Fatum ihres armen Felix war.

Frau Erhard hatte jenen Brief an Johanna selbst zur Post getragen, von dem wir wissen, daß er den heftigsten Schmerz wecken sollte in der Brust dieses jungen Mädchens. Sie hatte ihn geschlossen mit den Worten:

„Wüßten Sie, liebes Kind, was ich leide bei dem Anblick der Qualen, welche das Herz meines Sohnes zu zerreißen scheinen, denen er aber auch der Mutter gegenüber keinen Ausdruck geben will, Sie würden mich tief beklagen. Was Baron Saldern an meinem armen Felix verbrochen — Gott möge es ihm verzeihen, ich, wahrhaftig, ich kann dies nicht". —

Drei Tage waren vergangen, seit sie den Brief im nahegelegenen Landstädtchen zur Post gegeben hatte, und da sie

mit Johanna übereingekommen war, diese sollte ihre Antwort nicht direct in das Haus ihres Sohnes adressiren (sie fürchtete, der Anblick eines solchen könne ihn heftig aufregen), so begab sie sich denn heute, als die Sonne eben im Scheiden begriffen war, auf den Weg, um nachzusehen, ob Nachrichten für sie auf dem Postamt lägen oder nicht. Trotz Allem, was man ihrer Ansicht nach an Felix verbrochen, hatte sie der Familie Olbrich und auch Rosa selbst eine tiefe, innige Theilnahme bewahrt, die sich natürlich durch den Umstand noch steigerte, diese Letztere heftig erkrankt zu wissen.

Ein hübscher Weg führte von der neuen Bahnstrecke, an welcher das provisorisch aufgebaute Haus lag, das Felix Erhard bewohnte, nach dem Städtchen zu. Rechts und links lagen grünende Felder, und die sauber und gut gehaltene Straße war zu beiden Seiten mit schönen uralten Kastanien- und Lindenbäumen bepflanzt, die eben jetzt in vollem Blüthenschmuck prangten.

Langsam und tief in nichts weniger als erfreuliche Gedanken verloren, schritt Frau Erhard ihren Weg.

Auf dem Postbureau fand sich nichts für sie vor. Der manipulirende Beamte hatte das Paquet Briefe, welche alle des Abgeholtwerdens harrten, zweimal revidirt und keinen darunter gefunden, der die Aufschrift: „An Frau Wittwe Erhard“ getragen hätte.

Unbefriedigt verließ die alte Dame das Amtslokal. Vor demselben, d. h. vor dem Posthause selbst, befand sich eine Bank, welche ein mächtig großer Akazienbaum beschattete und die meist von den Leuten benutzt wurde, die hier auf die Ankunft oder Abfahrt des Postwagens warteten. In diesem Augenblick aber war sie ganz unbesetzt, und Frau Erhard ließ sich jetzt auf derselben nieder, um ein wenig ruhen und neue Kräfte für den Heimweg sammeln zu können. Die arme, alte Frau hatte nie bisher die Last ihrer Jahre gefühlt, heute fühlte sie sie aber recht schwer; in Wirklichkeit mochten wohl die Sorgen das ihrige dazu beigetragen haben.

War es nun Müdigkeit, war es die würzige betäubende Frühlingsluft oder das monotone Rauschen der Baumzweige über ihr, sie versank langsam in einen festen und gesunden Schlummer, der sie allen Erdenleiden und trüben Gedanken entrückte, und der sie so fest gefangen hielt, daß sie auch das jedenfalls nicht geräuschlose Herannahen des eben ankommenden Postwagens überhörte. In ihrer seligen Bewußtlosigkeit wäre sie wohl bis spät in den Abend hinein verblieben, hätte sie jetzt nicht sanft eine Hand am Arm gefaßt und mit den Worten wachgeschüttelt:

„Madame, eben jetzt ist ein Brief für Sie eingelaufen!"

Es war dies von Seite des Beamten geschehen, der beim Herausnehmen der Post-Effecten aus dem Wagen die Mutter des ihm bekannten Architekten schlafend auf der Bank hatte sitzen sehen, und der annehmen mochte, sie wolle hier das Eintreffen der Abendpost abwarten.

Erschrocken fuhr sie in die Höhe und wußte im ersten Momente nicht, was mit ihr geschehen war.

„Gut geschlafen, gnädige Frau, das aber ist gesund!" lachte der freundliche Mann, dann überreichte er ihr einen ziemlich umfangreichen Brief, grüßte höflich und entfernte sich wieder.

Mechanisch hatte Frau Erhard das Schreiben in Empfang genommen, mechanisch für dasselbe gedankt und ebenso öffnete sie jetzt das Couvert, überzeugt davon, daß es ihr möglicherweise eine beruhigende, keinesfalls aber beglückende Botschaft bringen konnte.

Langsam schlug sie das Papier auseinander, langsam begann sie zu lesen, je weiter sie aber las, um so lebhafter wurde der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, ihre Hände zitterten, ihre Wangen rötheten sich, und endlich stürzten Thränen aus ihren Augen, und ihrer Brust entrang sich ein fast convulsivisches Schluchzen.

„Mutter — um Gotteswillen — was giebt es?" rief da plötzlich eine sehr erschrockene Stimme in ihrer Nähe.

Sie gehörte Felix, der ebenfalls zur Post gekommen war, um ein geschäftliches Schreiben nach der Residenzstadt befördern zu lassen, der sehr erstaunt schien, seine Mutter hier zu finden, und in Angst und Besorgniß gerieth, als er diese jetzt in so heftige Erregung gerathen sah.

„Nicht hier, mein Sohn", wehrte sie jede Erklärung, „komm mit mir nach Hause, auf dem Wege will ich Dir's mittheilen".

Gehorsam reichte er ihr seinen Arm, und den Brief fest auf ihre Brust drückend, schritt sie mit beinahe heftiger Eile an seiner Seite der nahe gelegenen Landstraße zu.

Kaum aber hatten sie Beide das letzte Häuschen der kleinen Stadt hinter sich, kaum befanden sie sich vollends im Freien, als Frau Erhard mühsam nach Athem ringend sprach:

„Ich kann nicht weiter, Felix, meine Füße versagen mir den Dienst — warte ein wenig, hier liegt ein gefällter Baum, auf den will ich mich niederlassen".

Sorglich führte der junge Mann die Mutter zu dem gewünschten Ruhesitz, dann stellte er sich mit verschränkten Armen vor sie hin und frug mit gepreßter Stimme:

„Sind es schlimme Nachrichten aus Wien? — Ist Sie noch immer krank, Mutter?"

„Leider ist sie es, aber hoffentlich wird sie endlich genesen", antwortete die alte Frau leise und nach Fassung ringend. „Das ist es aber nicht, was mich so sehr in Aufregung gebracht, was mich so tief erschütterte, Felix", fuhr sie fort, ihn dabei ängstlich beobachtend, „weißt Du auch, daß sie schuldlos ist — daß Du ihr ein großes, ach, fast fürchte ich, nicht gut zu machendes Unrecht angethan, das ich zum Theil wohl mit verschuldet habe!" setzte sie die Hände ringend hinzu, wobei der Brief denselben entfiel und auf ihren Schooß zu liegen kam.

Felix bemächtigte sich mit Blitzesschnelle desselben und las ihn eben so hastig; dann aber wurde er plötzlich todtenbleich, das Blatt entsank seiner Hand, und er selbst in die

Kniee, an der Seite seiner leise weinenden Mutter nieder, sein ganz entstelltes Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

Der Brief kam von Johanna und lautete folgendermaßen:

„Hochgeehrte Frau!

„Wenn auch Sie einst, wie ich selbst leider, den Gedanken fassen konnten, daß zwischen meiner Schwester und Heinrich von Saldern ein unerlaubtes Verhältniß sich entsponnen habe, so bin ich glücklicherweise jetzt im Stande, Ihnen den glänzendsten Gegenbeweis dafür zu liefern. Vor wenigen Stunden hat der Baron mir seine Liebe erklärt — (ach, die meine besaß er ja längst —) und eben jetzt empfing ich den Segen zu unserer künftigen Vereinigung von Seite meiner theuren Eltern und seiner geliebten Mutter.

„Rosa, der ich mein Glück sofort mitzutheilen mich beeilt habe, ohne zu bedenken, ob diese unerwartete Nachricht sie nicht erregen und ihren leidenden Zustand verschlimmern konnte, theilt meine Freude. Ach, es war ja schon vor langer Zeit ihr innigster Wunsch gewesen, den sie mir auch damals ausgesprochen hatte, mich dereinst als die Gattin von ihres Felix Freund in die Arme schließen zu können.

„Von einer öffentlichen Verlobung zwischen mir und meinem Heinrich kann natürlich so lange nicht die Rede sein, bis Rosa's Zustand sich als vollständig gefahrlos erweist, was leider augenblicklich noch nicht der Fall ist, und ehe nicht Onkel Bärndorf dem Leben wiedergegeben, oder — was Gott verhüten möge, die traurigste Katastrophe eingetreten ist. Jedenfalls müssen wir warten, vielleicht lange warten, ehe wir unser Glück aller Welt verkünden dürfen, aber mein Heinrich denkt in der Sache wie ich selbst, daß auch geheime Seligkeit — Seligkeit ist.

„Ich theile Ihnen diese Nachricht im Fluge mit, gegen Wissen und Willen meines Vaters, denn der ist leider furchtbar erbittert über Felix und würde, wenn dieser den Versuch wagen sollte, unser Haus zu betreten, was er um Gotteswillen — weil es Rosa tödten könnte — vermeiden möge, — ihm die Thüre weisen.

„Rosa's Zustand ist nach des Arztes Aussage ein höchst gefährlicher, sodaß jede Aufregung ihr augenblicklich den Tod bringen könnte. Begreifen Sie, verehrte Frau, in welch' entsetzlicher Angst wir daher fortwährend leben um dieses uns so theure Wesen?

„Onkel Bärndorf ist dem Verscheiden nahe, — Rosa kann uns durch eine Unvorsichtigkeit entrissen werden, und dennoch — o dennoch fühle ich mich so über alle Maßen glückselig, daß ich verrückt zu werden fürchte. Bin ich nicht ein recht sündhaftes Geschöpf? Der Himmel aber, der diese Liebe in mein Herz gesenkt, wird mir um ihretwillen wohl vergeben!

„Wie glücklich, o wie unendlich glücklich könnten wir jetzt wohl Alle sein, hätte damals Ihr Felix nur begriffen, daß die arme Rosa meinem Heinrich die herzliche Versicherung gab, ihn zu lieben, mit der Innigkeit einer Schwester.

„Morgen mehr, verehrte Frau, heute verwirrt die überschwängliche Freude meinen Verstand, und ich kann nichts mehr thun als, Ihre Hände küssend, mich nennen

Ihre treuergebene Johanna".

„Und ich habe den ersten Gifttropfen in Dein argloses Gemüth gleiten lassen!" schluchzte jetzt die alte Frau, als sie die Verzweiflung ihres Sohnes sah, und Ihre Thränen fielen reichlich in sein üppiges Lockenhaar.

Da hob dieser den Kopf zu ihr empor und murmelte mit bleichen Lippen: „Das war es nicht, Mutter, was mich auf jenen unseligen Gedanken gebracht, es war der Brief Olbrich's, jener räthselhafte Brief, der mir so viel zu denken und zu fürchten gegeben. Aber jetzt ist es zu spät, jetzt ist sie mir verloren, sie, die mir allein das Leben unschätzbar gemacht, und nun hilft kein Klagen und kein Jammern mehr. O Mutter, Mutter! Was soll, was kann ich thun, um Geschehenes ungeschehen zu machen? Nichts! Nichts! Es ist Alles zu spät!"

„Legen wir unser Leid in Gottes Hand, mein Sohn,

und warten wir ruhig ab, bis sein Ruf uns handeln heißt. Du darfst es nicht wagen, einen voreiligen Schritt zu thun, und Dich Rosa wieder zu nähern, Du könntest ihr Leben gefährden, und das wäre wohl das Schrecklichste! So lange Rosa lebt, so lange lebt auch die Hoffnung! Aber was ist das für ein Brief Olbrich's, von dem Du mir soeben gesprochen, willst Du mir ihn nicht zeigen?"

Hier ist er. Ich trage ihn immer bei mir seit jener unseligen Stunde, die mich so namenlos elend gemacht. Lies ihn, Mutter, und dann erkläre mir ihn".

„Ich kann das eben so wenig wie Du selbst! Ich verstehe kein Wort davon", meinte diese, nachdem sie das Schreiben des Kaufmanns zweimal überlesen und es dann ihrem Sohn wieder zurückgegeben hatte. „Jedenfalls mußt Du Dir später eine Erklärung direct von Olbrich selbst holen, Du darfst aber die Ruhe seines Hauses nicht eher stören, ehe der Todesengel von der Schwelle desselben gewichen sein wird. Und jetzt eben scheint ihn die Sorge um Bärndorf vollständig gefangen zu halten", schloß sie.

„Die Sorge um Bärndorf. Wer ist aber dieser Bärndorf, von dem auch Johanna in ihrem Briefe spricht?" forschte Felix aufmerksam geworden.

„Ein Stiefbruder des Kaufmanns, der lange Jahre verschollen gewesen, irgendwo in Amerika gelebt hat und kürzlich erst nach Europa zurückgekehrt ist", versetzte Frau Erhard. An eben jenem Tage, an welchem Deine unseligen Briefe in Olbrich's Haus gelangten, brachte man den Unglücklichen todtkrank dorthin, und nun geht es mit ihm wohl zu Ende, wie es scheint".

„Großer Gott, wie viel Unglück mit einem Schlag!" murmelte Felix, ohne zu ahnen, daß er selbst mitgeholfen hatte, ja direct die Ursache war von Bärndorf's schwerer Erkrankung.

Dem jungen Manne brannte der Boden unter den Sohlen. Wie gerne wäre er augenblicklich abgereist nach

Wien, um sich Verzeihung zu erflehen zu den Füßen seiner Rosa, gleichwohl er sich noch immer nicht klar darüber war, was der Brief Olbrich's ihm hatte verkünden wollen.

Oh wie beseligend zog die Gewißheit in sein Herz, daß sie ihm nicht untreu geworden, und wie fürchterlich wüthete der Schmerz darin, sie krank zu wissen, krank durch seine Schuld, und ihr doch nicht zur Seite sein, ihr nicht Trost und Hilfe spenden zu dürfen.

„Mutter, ich ertrage es nicht!“ rief er plötzlich, „morgen mit dem Frühesten fahre ich nach Wien, umschleiche ihr Haus und suche ein Mittel, Vater Olbrich sprechen zu können!“

„Um Gotteswillen nicht, mein Felix!“ bat diese, „Du könntest möglicherweise Alles verderben!“

Warten also! Warten ferne von ihr, die er mehr liebte als sein Leben! Es war viel verlangt von ihm, unendlich viel, er fügte sich aber den Vernunftgründen seiner Mutter, der arme Felix und — er that gut daran!

Sechsundvierzigstes Capitel.

> Die Thräne ist zu allen Stunden
> Ein Diamant, der unbewußt
> Als leichter Zeuge funkelnd redet
> Vom Reichthum einer Menschenbrust.
> A. Schirmer.

Die Krisis war glücklich vorüber gegangen, und Bärndorf befand sich nach Ausspruch des Arztes außer Lebensgefahr. Daß aber nun erst außerordentliche Pflege und Sorgfalt dem Kranken vollständige und baldige Genesung bringen konnte, wußten sie Alle, die bisher um ihn gewesen waren, und namentlich Cylla verdoppelte aus diesem Grunde ihre Bemühungen und Aufmerksamkeiten für Bärndorf.

Heinrich hatte aus dem Munde der Baronin die Kunde vernommen, daß der Mann, an dessen Lager bereits das drohende Gespenst der Vernichtung stand, sein Vater war. Im ersten Augenblick sprachlos vor Staunen und Verwirrung, widmete er sich von der nächsten Stunde schon mit liebevollster Aufopferung dem Kranken, von dessen Bett er nur dann wich, wenn ihn Cylla mit Gewalt von dort entfernte und vom Garten her der lockende Ruf seines Namens von gewissen süßen Lippen tönte.

Bärndorf selbst hatte natürlich keine Ahnung davon, was um ihn her vorging, wer Derjenige war, dessen Augen so oft mit wehmüthiger Innigkeit auf seinem bleichen eingefallenen Antlitz ruhten, und der jetzt nach dem Augenblick schmachtete, wo er seinen Vater als solchen mit voller Liebe öffentlich an seine Brust würde drücken können.

Der Arzt, den man in's Vertrauen zu ziehen für nöthig befunden, hatte den Termin zu solcher Entdeckung möglichst

ferne gerückt, da die Schwäche des Kranken eine so ganz außerordentliche war, daß ihm die leiseste Aufregung todtbringend werden konnte.

Der jetzt wieder zu ihrem früheren lebhaften Temperament zurückgekehrten Johanna gegenüber wollten die Olbrichs das Geheimniß noch strenge bewahrt wissen, man fürchtete, das liebliche Plaudermäulchen könnte es in einem Moment der Gedankenlosigkeit an Rosa verrathen, und dieser wollte man jede, auch die geringste Irritation fern halten.

Was die Letzere betraf, so war sie so ziemlich wieder in ihr früheres Traumleben zurückversunken, nachdem die überraschende Nachricht, daß ihre Schwester und Heinrich von Saldern ein Paar werden wollten, gewissermaßen verklungen war. Ihrem, der Mutter gegebenen Versprechen gemäß hatte sie zuerst wieder die Brüder bei sich empfangen und sich mit ihnen, denen jedes unvorsichtige Wort auf das Strengste verboten war, ziemlich lange unterhalten. Am nächsten Tag aber, als die Baronin Saldern nach langer Zeit zum ersten Male wieder mit Rosa zusammentreffen sollte, fühlte sich diese ein wenig erregt und beklommen; dem außerordentlichen Takt und der Feinfühligkeit Ernestinens gelang es jedoch sehr bald, durch heitere Gespräche und große Unbefangenheit von ihrer Seite, das Mädchen auf andere Gedanken zu bringen.

Von da an kam die Baronin oft und blieb immer länger und länger, bis sie sich förmlich einquartiert hatte in dem Zimmer Rosa's und bis — sie dieser fast unentbehrlich geworden war.

Nach und nach rückte die kluge Frau auch mit ihrem geheimen Plan heraus, indem sie erst leise und dann immer lauter den Wunsch aussprach, irgendwo auf dem Lande in der Nähe von Wien einen kleinen Aufenthalt nehmen zu können, wobei sie Johanna und Rosa begleiten sollten.

Anfangs hatte sich Letztere mit energischer Bestimmtheit dagegen erklärt, denn selbst der Gedanke, nur ihr Zimmer verlassen zu sollen, um in den Garten hinab zu gehen, schien

sie mit Schrecken zu erfüllen. Dann hatte sie die erstaunte Frage an die Baronin gerichtet, weshalb denn nicht Cylla diese begleiten könnte, worauf ihr wieder die Antwort ward, daß Onkel Bärndorf krank geworden, und Cylla die Stelle einer Pflegerin desselben übernommen habe, die sie auch nicht eher aufgeben wolle, bis der Patient vollständig genesen sein würde, was aber wieder die Baronin nicht abwarten mochte. Endlich schien Rosa sich mit dem Gedanken vertrauter zu machen, eine kleine Reise zu unternehmen, und dazu trugen Vater Olbrich's Bitten und Drängen nicht wenig bei, der der Baronin Pläne nach Möglichkeit zu unterstützen sich bemüht hatte.

So war endlich der Tag der Abreise nahe gerückt, und Vater Olbrich saß bei Rosa und versicherte ihr zum unzähligen Male, wie glücklich er sei, daß sie in die Luftveränderung, von der er sich so viel Gutes verspreche, gewilligt, als Rosa, ihren Kopf an seiner Brust bergend, sagte:

„Und wenn ich Eurem Wunsche nachgebe und Euch verlasse, würdet Ihr, würdest Du, Väterchen, auch mir einen solchen gewähren? Denn umsonst und so wohlfeil sollt Ihr mich nicht los werden!“ setzte sie leise scherzend hinzu, sie wußte es ja, wie glücklich sie ihren Vater machen konnte durch ein einziges heiteres Wort von ihren Lippen.

„Jeder Wunsch ist gewährt, jede Bitte im voraus bewilligt mein Liebling!“ jubelte Vater Olbrich.

„Du wirst Dein Wort nicht zurücknehmen?“

Nie!“

„Nun denn, Väterchen, dann lasse die Verlobung Heinrich's mit Johanna zuerst vor sich gehen, und dann wollen wir reisen!“ flüsterte das Mädchen.

Der Kaufmann schrie heftig erschrocken: „Rosa, Rosa, was verlangst Du, — das — es geht wahrhaftig nicht!“ rief er, „bedenke doch die Stimmung, in der wir Alle uns befinden durch — die Krankheit Bärndorf's“ — setzte er schnell hinzu, „und auch wie so ganz unpassend —“

„Ich weiß, was Du denkst und fürchtest, Vater. Aber

ich will ja nicht dabei sein, wenn die Beiden verlobt werden. Onkel Bärndorf braucht es eben so wenig; was geht ihn auch Johanna's Zukunft an, und Heinrich ist ihm ja völlig fremd.

Ich aber möchte unser Hannchen mit dem Verlobungsring am Finger sehen, möchte mich sonnen können in den Strahlen ihrer bräutlichen Glückseligkeit, — diese würde mein armes kaltes Herz vielleicht wieder erwärmen", setzte sie trüben Blickes und mit gesenktem Köpfchen hinzu. Dann aber, ohne wieder aufzuschauen, schloß sie mit der Frage:

„Willst Du mir diese Bitte nicht gewähren, Vater? O, dann bist Du wortbrüchig, und das ist schlecht von Dir!"

„Und wenn ich nun nachgeben wollte, würdest Du dann reisen?" frug Olbrich nach kurzem Zögern.

„Ja, Vater".

„Und wann?" —

Sobald Du es bestimmen wirst". —

Am Abend des nächsten Tages schon fand in dem Zimmer der Baronin die stille aber feierliche Verlobung des jungen Paares statt, wie es Rosa gewünscht hatte. Als Zeugen derselben fungirten Vater und Mutter Olbrich, Ernestine von Saldern, die Brüder Johanna's und der Arzt der Familie, endlich auch Cylla, deren Platz an dem Krankenbette Bärndorf's der Wärter mittlerweile eingenommen hatte.

Die alte Hanne war beauftragt worden, während die Ceremonie stattfand, vor der Thüre Rosa's, die ganz allein auf ihrem Zimmer sich befand, Wache zu halten und sofort zu ihr zu eilen, sobald sie merken würde, daß das Mädchen irgend Etwas bedürfe. Rosa hatte gewünscht, ganz allein zu sein, und während dort drinnen die Glücklichen Kuß um Kuß tauschten, lag sie in ihrem Zimmer auf den Knieen und betete inbrünstig.

„Sei Ihnen gnädiger als Du mir es warst, allmächtiger Vater", flehte sie leise, „schenke Ihnen den Himmel, den Du mir verweigert hast, und den ich mir so schön, so wunderbar

schön geträumt hatte. Segne ihre Verbindung, Vater, segne ihre Liebe, segne ihren Bund!"

Sie war ans Fenster getreten; vom nahen Kirchthurme tönte das Ave-Maria-Glöcklein zu ihr herüber, die feierlichen Metallklänge, welche die Gläubigen zum Abendsegen rufen.

Andächtig und mit vorgebeugtem Kopfe lauschte das bleiche Mädchen den wunderbar wohlklingenden Glockentönen, heftiger hob und senkte sich ihre Brust dabei, — plötzlich entrang sich ein leiser Schrei derselben, und laut aufschluchzend sank sie jetzt in die offenen Arme der alten Hanne, die, ängstlich durch eine Thürritze blickend das Thun und Treiben Rosa's eine Weile schon beobachtet hatte, dann aber in das Zimmer geeilt war, um dieselbe vom Fenster zu entfernen.

In dem Augenblicke traten auch Vater und Mutter Olbrich mit dem Arzt leise in die Stube, um nach dem Mädchen zu sehen, und ihnen war das Brautpaar auf dem Fuße gefolgt.

„Großer Gott, was ist mit ihr?" — rief der Kaufmann, erschrocken auf Rosa zustürzend.

„Nichts Schlimmes!" tröstete Hanne. „Sie hat nur zum ersten Male geweint!"

„Dann ist Alles gewonnen, dann ist sie geheilt!" sprach tief ergriffen der Arzt, „diese Arznei konnte ich ihr leider nicht verschaffen, und doch war sie ihr vom Anfang an die nöthigste. Danken wir Gott dafür!"

Mutter Olbrich, die das tieferschöpfte Mädchen aus den Armen Hanne's genommen und in den Lehnstuhl gebettet hatte, winkte jetzt den ängstlich an der Thüre harrenden Verlobten, das Zimmer wieder zu verlassen. Aber Rosa hatte diesen Wink aufgefangen.

„Kommt, meine Lieben", rief sie leise den Beiden zu, „kommt zu mir, damit auch ich Euch meine Glückwünsche, auszusprechen vermag.

Und nachdem Johanna und Heinrich dieser Aufforderung

eiligst Folge geleistet und sich Rosa genähert hatten, schlang diese ihren Arm um den Nacken der Braut, während sie gleichzeitig des jungen Mannes Hand erfaßte, und so sprach sie:

„Liebt Euch! Liebt Euch recht innig und gebt Eines das Andere nie mehr frei, nie mehr, hört Ihr?“

Eine tiefe Stille folgte dieser Ermahnung. Niemand wollte, Niemand konnte ihr ja darauf erwidern, denn eine mächtige Bewegung hatte Alle erfaßt, die um dies arme geopferte Mädchen standen, von dessen Lippen nur Segenswünsche und keine Klage kam.

Am Morgen des darauffolgenden Tages stand ein Fiaker vor Olbrich's Hause, der bald darauf die Baronin, Johanna und Rosa, sowie ein Mädchen, zu ihrer Bedienung, nach dem Landungsplatze bringen sollte. Mittelst Dampfschiff wollten diese alsdann die kleine Reise antreten nach dem Donaustädchten Marbach, wo sie vorläufig ihren Aufenthalt zu nehmen gedachten. Der Kaufmann aber sollte sie bis dorthin begleiten und am nächsten Abend wieder nach Wien zurückkehren.

Es war ein bitteres Scheiden, als sich Rosa aus den Armen der Mutter löste, und dennoch ging sie jetzt gerne von hier fort, und trotzdem die Trennung etwas lange währen sollte.

Auch Johanna kämpfte mühsam aber wacker mit den Thränen, die ihr die Sprache zu rauben drohten bei dem Lebewohl, welches ihr Heinrich zuflüsterte Ihr guter köstlicher Humor trug endlich den Sieg davon über das schwache Herz, denn als sie ihrem Bräutigam den letzten, freilich über Gebühr langen Kuß erlaubt hatte, da rief sie ihm lachend, wenn auch mit feuchten Augen, zu:

„Adieu, geliebter Schatz! Jetzt will ich noch die kurze Spanne Freiheit in vollen Zügen genießen, ehe ich für immer unter das schwere Joch der Ehe zu kriechen genöthigt sein werde!“

„Wehe Dir, wenn Du vergessen solltest, daß Du bereits

gefesselt bist!" rief ihr Heinrich mit gerunzelter Stirne zu, indem er sich bemühte, ein möglichst strenges Gesicht zu zeigen, Du würdest nur zu bald den Tyrannen, den Wütherich in mir erkennen lernen!"

„Schrecklich! Schrecklich, Welche Aussichten!" jammerte das übermüthige Mädchen und zur Strafe für seine Drohung warf sie sich noch einmal in seine Arme.

„Macht, daß Ihr endlich aus einander kommt!" schalt der Kaufmann, ergriff seine Jüngere und hob sie schnell in den Wagen. Dummes, verliebtes Gesindel!" setzte er dann lachend hinzu, als der junge Mann im Fluge noch das Händchen seiner Zukünftigen küßte und diese ihre Arme nach ihm ausbreitete.

Dann aber rollte der Wagen fort und entführte die Abreisenden den Blicken der leise weinenden Mutter, dem sehr ergriffen aussehenden Bräutigam und der laut schluchzenden Hanna.

Cylla, die stumm unter der Hausthüre stand, weinte ihnen keine Thränen nach, sie hatte nur fromme Wünsche, die Genesung Rosa's und die Zukunft des Bräutigams betreffend.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Die Zeit des Pfingstfestes war vorüber, der Sommer hatte seine Herrschaft angetreten, und an einem schönen, nicht allzu warmen Tag, führen wir unsere lieben Leser in den schattigen Garten des Olbrich'schen Hauses, der jetzt in voller Blumenpracht prangt.

Unter einem alten mächtigen Nußbaum, der seine dichten schattenspendenden Zweige über eine Bank und einen davorstehenden Tisch ausbreitete, saßen zwei Personen, ein großer breitschulteriger Mann mit leicht ergrautem Kopf und Barthaar und wunderbar hellen Augen, dessen etwas vorgebeugte Haltung aber, sowie eine fast durchsichtige Blässe des Antlitzes, den eben von einer schweren Krankheit Genesenen verriethen. Er ruhte, an ein großes weiches Kissen gelehnt, in einer Ecke der Bank, während neben ihm, die andere einnehmend, eine schlanke Dame mit sehr großen schwarzen Augen und eben solchem üppigen Wellenhaar sich befand, die dem Reconvalescenten aus einem Buche vorlas.

Daß unsere freundlichen Leser Bärndorf und Cylla in den Beiden sofort erkannt haben werden, glauben wir nicht bezweifeln zu dürfen.

Die Creolin trug ein bis an den Hals geschlossenes Kleid von hellfarbigem Battist, welches die klassisch-schönen Formen ihrer Büste errathen ließ, und ihr wunderbar reiches Haar hielt wieder ein einfacher Korallenreif zusammen.

„Lassen Sie es gut sein für heute, Fräulein Cylla“,

sprach jetzt Bärndorf, sanft das Buch ihr entziehend. „Sie haben nun schon über eine Stunde lang gelesen und werden recht müde sein“.

„Nicht doch!“ erwiderte diese. „Ich bin durchaus nicht müde, und wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte —“

„Nein, es macht mir gar kein Vergnügen, zuzusehen, wie Sie sich um meinetwillen abmühen. Ich glaube, es giebt ohnedem auf der großen weiten Welt nicht einen größeren Egoisten, als ich es bin. Welches Uebermaß an Opfern haben Sie mir seit Wochen gebracht, mir, dem Ihnen völlig Fremden, und habe ich mich je gesträubt, solche Opfer anzunehmen? Im Gegentheil! Ich suchte Sie immer wieder zu neuen zu verleiten“.

Cylla lächelte. „Sie sollten sich je gesträubt haben? Ach, Sie waren ja so willenlos, so unfähig zur Opposition wie ein neugebornes Kind“.

„Das bin ich aber nun nicht mehr“, eiferte Bärndorf. „Längst schon hätte ich Sie bitten sollen, jetzt an sich selbst zu denken, nachdem Sie doch so viel für einen armen Kranken gethan, daß dieser es Ihnen zeitlebens nicht wird vergelten können, Sie bitten, daß Sie nun, statt seiner langweiligen und traurigen Gesellschaft eine fröhlichere aufsuchen möchten und Ihre Stunden nicht nach wie vor der Krankenpflege widmen sollen. Ja nöthigenfalls hätte ich Ihre Gegenwart sogar meiden müssen“, setzte er hinzu.

„Wer weiß, ob ich Ihnen selbst dann gehorcht haben würde, Herr Bärndorf“, meinte Cylla. „Es müßte mir denn die Erkenntniß geworden sein, daß meine Gesellschaft Ihnen unangenehm sei“.

„Nun, bis Ihnen das Recht zu solcher Annahme wird, können Sie immerhin alt wie Methusalem werden, liebes Kind, denn ich kenne Niemand auf der ganzen weiten Erde, dessen Umgang halb so viel Werth für mich hätte, als der Ihrige!“

Eine leichte Röthe überflog das Antlitz Cylla's bei dieser

für sie so schmeichelhaften und auch grundehrlich gemeinten Versicherung. Sie kannte ja eine Person, die ihm mehr gelten mußte, als sie selbst, wußte er nur erst, wer eigentlich der junge Mann war, den man Heinrich von Saldern nannte.

Noch immer hatte der Arzt seine Einwilligung nicht gegeben zur Eröffnung dieses für Bärndorf so hochwichtigen Geheimnisses, noch immer hielt er diesen nicht für kräftig genug.

Cylla wollte die Stimmung Bärndorfs ein wenig sondiren, deshalb sprach sie jetzt:

„Sie sind sehr freundlich, Herr Bärndorf, und Ihr Ausspruch könnte mich stolz machen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß er zu artig ist, um wahr sein zu können. Sollte Ihnen übrigens unser Heinrich nicht eben so viel gelten als ich?“

Bärndorf sah sie einen Augenblick gedankenvoll an, dann erwiderte er:

„Der Baron ist mir sehr lieb und theuer geworden während all der langen Stunden, die auch er dem armen fremden Kranken zu widmen so hochherzig war, und finde ich auch jetzt noch einen großen Genuß in dem Umgang mit dem jungen Manne, der ebenso feinfühlend als gebildet, ebenso geistvoll als natürlich in seinem Auftreten ist. Wenn ich Ihnen aber trotzdem sage, daß mir seine Nähe zuweilen peinlich, ja sogar höchst schmerzlich wird, — was Ihrer Person gegenüber nie der Fall ist, — so werden Sie mich kaum verstehen.

„Baron Heinrich steht in einem Alter, in welchem sich jetzt auch mein Sohn befinden müßte, den ich durch den Tod verloren habe. Er ist also für mich die verkörperte Erinnerung an ein schweres tiefes Leid, das ich erduldet, auch liegt auf seinem Antlitz mehr als ein Zug, der mir bekannt scheint, und doch weiß ich nicht, an wen er mich erinnert. Mit einem Worte: So sehr ich mich auch zu dem jungen Mann hingezogen fühle, der noch dazu den Namen trägt, den auch mein Knabe getragen, seine Gegenwart macht mich

mehr traurig als froh, wenn es auch eine süße Trauer ist, die mich dabei erfüllt.

„Was nun aber Sie betrifft, Fräulein Cylla, so übt Ihre Nähe einen belebenden, erfrischenden Einfluß auf mich aus; ich glaube eine andere Luft zu athmen, wenn Sie an meiner Seite sind, vergesse Körper- und Seelenschmerzen und habe ein gewisses Gefühl des Verjüngtwerdens, wenn Ihr liebes Auge auf mir haftet, der Ton Ihrer wohlklingenden Stimme an mein Ohr dringt, Ihre weiche, feine Hand die meine berührt. O es kann und darf Sie nicht verletzen, daß ich also zu Ihnen spreche, Sie brauchen sich deshalb nicht von mir abzuwenden. Die Worte, die Ihnen überschwänglich erscheinen mögen, kommen ja aus dem Munde eines alten Mannes, der nahezu ein halbes Jahrhundert gelebt und gelitten hat. Die Dankbarkeit hat mir eine Sprache in den Mund gelegt, die in dem Herzen ihren Ursprung fand. Sie haben ja auch so viel, so unendlich viel für mich gethan!" schloß Bärndorf, Cyllas Hand ergreifend und sie an die Lippen drückend.

Wenn er aber von einem gewissen, durch der Creolin Nähe hervorgezauberten Verjüngungsprocesse gesprochen, so hatte er damit keine Lüge gesagt.

Wer Bärndorf während seiner Rede jetzt beobachtet hätte, wie sein bleiches Angesicht eine leichte Färbung annahm, wie sein schönes, seelenvolles, blaues Auge Wärme strahlte, und der Ton seiner Stimme einen eigenthümlich zauberhaften Klang erhielt, der würde den neunundvierzigjährigen Mann für viel, viel jünger gehalten haben.

Auch Cylla war vielleicht solcher Ansicht, denn wäre ihr Bärndorf als ehrwürdiger Greis erschienen, seine Worte hätten ihr jedenfalls nicht das Herzklopfen verursacht, welches sie soeben heimgesucht, sie würde sich dabei viel ruhiger gefühlt haben.

Mühsam nach Athem ringend, ohne zu ihm aufzublicken, und emsig mit ihrer Handarbeit beschäftigt, sprach sie jetzt:

„Herr Bärndorf, Sie überschätzen in Allem und Jedem

das, was ich für Sie thun zu können so glücklich war. Mich nützlich zu machen, muß für mich ja Beruf sein. Welche Stellung nähme ich sonst ein in der Welt? Heimath- und elternlos, ohne Brüder und Schwestern, lebe ich von der Liebe und Gnade fremder Menschen. Die Baronin Saldern war mir von meinem zartesten Kindesalter an eine hochherzige, eine unendlich gütige Freundin, aber die Mutter hat mir Niemand ersetzt; den Vater kannte ich nicht — Geschwister ebenso wenig. Mein Herz sollte an keinem Herzen schlagen dürfen, dessen Blut dem meinigen verwandt gewesen wäre, es waren immer nur Mitleid und Erbarmen, wohl auch zuweilen freundschaftlichere Gefühle, die sich mir zugewendet, mehr aber nie. Und eben dieses Mehr, das ich nie kennen lernen sollte, das ich nie kennen lernen werde, suche ich zu ersetzen durch das Bewußtsein, den Menschen im Allgemeinen Etwas gelten zu können, wenn ich dem Einzelnen schon nichts gelten darf!"

„Armes hochherziges Mädchen, so fand sich nie ein Mann, der Ihren Werth erkannt und um Ihren Besitz geworben hätte?" frug Bärndorf seltsam ergriffen durch die Erklärung Cylla's.

„Doch! Es hat Einer meine Hand verlangt, ich habe ihm aber einen abschlägigen Bescheid gegeben, denn ich liebte ihn nicht, und unsere Verbindung würde ohne Glück geblieben sein".

„Sie liebten ihn nicht. Er war also wohl ein alter Mann, wie ich ein solcher bin, und Sie fanden kein Gefallen an ihm. Nicht so?"

„Sie irren. Er war kaum 30 Jahre alt, und viele Mädchen würden sich mit Freuden beeilt haben, ihm an den Altar zu folgen, wenn er sie dazu aufgefordert hätte. Auch war er liebenswürdig und gut und stand in hoher Gunst bei der Baronin, meiner Gönnerin. Ich that ihr wehe, indem ich den Mann abwies, ich wußte es, aber mein Herz empörte sich dagegen, mich ihm mit Leib und Seele für's ganze

Leben zu verbinden vor Gott und den Menschen, ihm Liebe Treue und Gehorsam zu schwören, ohne ein Machtgebot meines Inneren. Ich habe einen hohen Begriff von der Heiligkeit der Ehe, darum wage ich nicht, mit ihr ein frevelhaftes Spiel zu treiben".

„Und Sie sind nie Einem begegnet, dem Sie gerne zum Altar gefolgt wären, an dessen Seite leben zu können als treue liebevolle Gattin, Ihr Glück ausgemacht hätte?

Verzeihen Sie, es ist nicht rohe Neugierde, was mich diese Frage an Sie richten läßt, es ist vielmehr die innigste, wärmste Theilnahme, die ich für Sie und Ihr Schicksal empfinde!" sprach Bärndorf mit erhöhter Wärme im Ton.

„Nein!" antwortete ihm jetzt Cylla fest und bestimmt. Und wenn auch eine hohe Gluth dabei ihre Wangen bedeckte, als sie plötzlich ihrer tiefen Neigung für Heinrich gedachte, dennoch fühlte sie, daß sie die Wahrheit sprach, denn jetzt erst erkannte sie es klar, daß sie in der That nie darnach gestrebt hatte, die Gattin desselben zu werden.

Eine tiefe Stille war diesem ernsten Zwiegespräch gefolgt, Beide waren sie verstummt, die soeben noch in lebhaftester Erregung gesprochen hatten.

Cylla hatte den schönen classischen Kopf wieder über ihre Arbeit gebeugt, und Bärndorf schien in das Studium ihrer feinen edlen Gesichtszüge so vollständig vertieft, daß man glauben mochte, er wäre ein Maler und eben im Begriffe, des Mädchens Antlitz der Nachwelt zu überliefern. Plötzlich senkte auch er seinen Kopf tiefer, und indem er diesen in nächste Nähe mit dem ihrigen brachte, ergriff er ihre Hand und flüsterte ihr zu:

„Cylla, wenn ich nicht um so Vieles, Vieles älter wäre, als Sie es sind, wenn ich als junger, voll in's Leben blickender Mann vor Sie hintreten und fragen wollte: „Mädchen, theures Mädchen, möchtest Du mein Weib werden? Was würden Sie antworten?"

Cylla fuhr zusammen, als habe sie ein elektrischer Schlag

getroffen. Dunkle Gluth wechselte mit fahler Blässe auf ihrem Antlitz, und die Augen groß und beinahe wild auf ihn geheftet, stieß sie die Worte hervor:

„Um Gotteswillen, was sagen Sie da —?“

„Was ich nicht hätte sagen sollen, ich weiß es!“ erwiderte Bärndorf schmerzlich betroffen durch den Schrecken, den er ihr eingeflößt, und den er sich ganz falsch deutete. „Mit grauem Haar und in meinen Jahren spielt man eine lächerliche Rolle als Freiwerber, das hätte ich früher bedenken sollen. Aber ich dachte ja doch nur daran, Ihnen ein treuer, liebevoller Begleiter auf Ihrem einsamen Gang durch's Leben sein zu können, Ihr Freund und Beschützer. Ich würde Sie auf meinen Händen getragen, jeden Stein, an den Ihr Fuß stoßen konnte, aus dem Wege geräumt und nicht mehr dafür beansprucht haben als das Glück, Sie immer an meiner Seite sehen, für Sie sorgen zu können. Cylla, ich habe Ihren hohen Werth kennen und schätzen gelernt, wenn mich dies allzu kühn werden ließ — verzeihen Sie es mir und vergessen Sie, was der alte Mann zu Ihnen gesprochen!“

„Der alte Mann! O nein, sagen Sie das nicht!“ rief jetzt Cylla mit wild hervorbrechender Leidenschaftlichkeit. „Ihr Alter ist es nicht, was eine Schranke zieht zwischen Ihnen und mir. Ihre Jahre — ich habe sie nicht gezählt und frage nicht nach diesen, denn auch ich bin kein junges Mädchen mehr und habe deren schon 28 zurückgelegt. Der Ton Ihrer lieben Stimme, der Glanz Ihrer freundlichen Augen, die tiefe Innerlichkeit Ihres Gemüthes, sie haben lange, lange schon zu meinem Herzen gesprochen, ich fühle es, und Ihnen dasselbe zu eigen gemacht, aber — ich kann nie die Ihre werden, nie!“

„Cylla, Cylla!“ flehte Bärndorf und hatte, wieder ermuthigt, beide Hände des Mädchens ergriffen, die er fest in den seinen hielt. „Und warum nicht —?“

„Weil ich ein armes, heimath- und namenloses Geschöpf bin, weil Sie mir nicht angehören dürfen!“

„Nicht dürfen?“ frug Bärndorf wieder, halb erregt und halb belustigt durch solche Annahme. „Wer denn könnte ein Veto einlegen gegen meine Wahl? Stehe ich nicht gleich Ihnen einsam und verlassen in der Welt, wer frägt nach meinem Schicksal, wer nach meiner Zukunft?“

„ — Und wenn nun zum Beispiele Ihr Sohn noch lebte, Ihr Heinrich“, fiel ihm die Creolin in's Wort, während ihr Athem flog, der Puls ihr die Schläfen zu sprengen drohte, und ihr Herz zum Bersten schlug, — „wenn dieser Sohn von Ihrer Werbung hören sollte, was dann —?“

„Dann würde er wohl, stolz auf meine Wahl, seinen Arm um den Nacken einer solchen Frau schlingen, wie Sie es sind, Cylla, würde die Stunde segnen, in der sein armer schwer geprüfter Vater endlich Ersatz gefunden für die herrliche Gattin, die er so früh verloren, und würde sich mit seinem Vater freuen und die neue Mutter lieben und verehren lernen.

Cylla, wenn mein Heinrich lebte, müßte er ein Herz wie das Derjenigen besitzen, die ihm das Leben gegeben, und das war groß, edel und aufopferungsfähig!“

Die Creolin hatte beide Hände auf die Brust gedrückt, ihre Lippen bebten, sie schien heftig mit sich selbst zu kämpfen. Plötzlich aber kam ihre leidenschaftliche Natur zum Durchbruch. Einen Moment nur hatte sie noch einmal wie fragend in seine treuen blauen Augen geblickt, dann war sie ihm an die Brust gesunken, und ihn mit beiden Armen umschlingend, rief sie jetzt schluchzend:

„Nehmen Sie mich denn hin für jetzt und alle Ewigkeit, und was mein Herz an Liebe besitzt, es soll Ihr eigen sein!“

Bärndorf drückte das schöne Mädchen fest an sich, und während seine Augen durch Thränen schimmerten, verbreitete sich über seinem Antlitz ein Zug so unaussprechlich verklärender Freude, daß diese die Worte bestätigte, die er jetzt an sie richtete:

„Cylla, mein liebes, süßes Weib! Und hättest Du ein

ganzes Leben voll Sünden hinter Dir, Gott der Allmächtige müßte sie Dir jetzt vergeben um des unbeschreiblichen Glückes willen, das Du einem seiner Menschenkinder gespendet.

Er segne Dich dafür!"

„Amen!" ertönte jetzt die Stimme des Doctors, der, ungesehen von den Beiden, ein unfreiwilliger Zeuge geworden war ihres soeben geschlossenen Bündnisses.

Achtundvierzigstes Capitel.

Man sieht die Blume welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.

Goethe.

Von unbeschreiblicher Verwirrung ergriffen, wollte Cylla hinwegeilen, Bärndorf aber verhinderte die Ausführung dieser Absicht, indem er, das Mädchen fest im Arme haltend, dem Arzte lachend zurief:

„Wohlan denn, Doctor, da unser junges Geheimniß aufgehört hat ein solches zu sein, da Sie darum wissen, so erlauben Sie mir, Ihnen hier meine zukünftige Gattin vorstellen zu dürfen. Der Arzt, wie der Beichtvater, Beide beanspruchen sie ja das gleiche Recht, nämlich unser Innerstes genau erforschen zu können. Ich mache Ihnen diesmal das Geschäft leicht, indem ich, ohne die Symptome meines von der Liebe ergriffenen Herzens genauer zu schildern, Sie bitte, mir diese lebendige Arznei hier zu verordnen!“ Dabei wies er lächelnd auf Cylla, die mit hocherglühten Wangen und zu Boden geschlagenen Blicken dasaß und kein Wort hervorbrachte.

„Was die Arznei betrifft, mein lieber Bärndorf“, antwortete ihm der Arzt mit geschickt affectirter Entrüstung, „so werde ich Ihnen eine solche wohl nie mehr verschreiben, da ich Sie von der Stunde an und für immer aus der Liste meiner Patienten streichen will. Das Fräulein Collega hier war bisher mein sehr geschickter Assistent, möge sie denn von heute

an Ihre Cur allein übernehmen, und daß ihr dieselbe gelingen wird, bezweifle ich keinen Augenblick; versteht sie es doch aus dem ff, kranke Leute gesund und — gesunde krank zu machen, wie vorliegender Fall zeigt".

„Herr Doctor —!" flehte Cylla in grenzenloser Verlegenheit.

„Ruhig, Collegin! Keine übertriebene Bescheidenheit! Solche taugt in unserer Zeit nichts mehr", spöttelte, übrigens noch immer sehr ernsten und würdevollen Tones der alte Herr. „Aber da ich meinen Patienten nun ein für allemal Ihren Händen übergebe, rathe ich Ihnen zugleich, ihm sofort auch die gewisse Medicin beizubringen, die seinem Herzen vollständige Genesung verschaffen dürfte. Sie verstehen mich wohl —?"

Cylla nickte.

„Nun, das Andere besorge ich mittlerweile selbst!" sprach der Arzt, drückte und schüttelte Bärndorf's beide Hände, warf der Creolin mit den Fingerspitzen einen Kuß zu und entfernte sich nach dem Hause, indem er noch zurückrief:

„Heute Abend komme ich wieder, und zwar rein als Mensch und nicht in der Eigenschaft eines Arztes, um mit Euch Allen ein Glas Wein trinken und dabei erfahren zu können, wie meinem Patienten die letzte Arznei bekommen ist!"

Als er nun den Augen Bärndorf's entschwunden war, legte dieser seinen Arm um Cylla's Leib, und ihren Kopf an seine Brust ziehend, sprach er leise:

„Armes Kind, wie sehr Du erschrocken bist! Es ist wohl eine rechte Schande für Dich, die Braut eines bereits ergrauten Bräutigams zu sein?"

Cylla legte rasch ihre Hand auf seinen Mund und rief festen Tones:

„Nicht dieses Wort mehr, ich kann es nicht hören, ich mag es nicht!"

„Gut denn und um so besser für mich!" lachte Bärndorf, dann setzte er fragend hinzu:

„Und was ist das für eine letzte Arznei, die Du mir verabreichen sollst, mein geliebtes Mädchen?“

Wieder wechselte Cylla bei dieser seiner Frage die Farbe. Ach, es war ja eine schwere Aufgabe für sie, die der Arzt ihr übertragen hatte, und dennoch, wie süß wieder, daß gerade sie damit betraut worden war!

„Ist sie so bitter, daß Du zögerst, sie mir zu geben?“ lächelte Bärndorf, zärtlich das schöne Wellen-Haar der Creolin streichelnd. „Aus Deiner Hand, mein theures Mädchen, kann sie nicht übel schmecken, dessen bin ich gewiß“.

„O, sie ist nicht bitter, — im Gegentheil: berauschend süß, und ich fürchte nur, daß ihr Genuß betäubend auf Sie wirken dürfte, und bei Ihrer noch vorherrschenden Schwäche Ihnen Schaden bringen könnte!“ meinte Cylla, ängstlich zu ihm aufblickend.

„Meine Schwäche! Ach Kind, in der Minute kann ich kaum mehr daran glauben, daß ich jemals krank gewesen. Ich fühle mich stark genug, Dich auf diesen meinen Armen über den Erdball hinweg tragen zu können!“ scherzte der glückliche Mann.

„Nun denn, so will ich's wagen!“ sprach entschlossen die Creolin. „Einen Augenblick verlasse ich Sie — verlasse ich Dich“ so verbesserte sie sich, als er ihr einen bittenden Blick zuwarf „und bringe das Medicament gegen ein altes — schweres Uebel!“

Und sich mit thränenfeuchtem Auge über ihn neigend, berührten ihre Lippen sanft seine Stirne, dann floh sie wie ein Reh dem Hause zu.

Bärndorf sah ihr nach mit einem Blick voll Liebe und Glückseligkeit.

„Wer mir's gesagt hätte vor wenigen Wochen, daß auch mir noch eine Stunde schlagen sollte, wonnevoll wie diese hier“, sprach er leise für sich, „ich würde ihm nicht geglaubt haben, und wäre er selbst ein Bote des Himmels gewesen. Auf meiner Tochter Liebe mußte ich verzichten lernen, muß

ich es für immerdar, dafür aber hat mir der Allgütige wohl dies Mädchen geschickt, in dessen reichem Herzen ich ein spätes, aber, wie ich glauben will, schönes Glück finden werde. Dank Dir, Schicksal, für dies Geschenk, Dank dir tausendmal!"

Und er wandte seinen Blick in stummer Seligkeit zum Himmel und gewahrte so nicht, daß männliche Schritte sich von einem Seitenwege her genähert hatten; jetzt fuhr er daher ein wenig erschreckt zusammen, als Heinrich von Saldern mit etwas zitternder Stimme ihn anrief:

„Herr Bärndorf — störe ich Sie —?"

„Nein, nein!" erwiderte dieser, dem jungen Manne herzlich die Hand reichend, dann setzte er verlegen forschend hinzu: „Haben Sie etwa unsern Doctor gesprochen —?"

Heinrich bejahte und erröthete dabei wie ein junges Mädchen.

„Er hat Ihnen wohl auch verrathen — ja? Nun sehen Sie, diese liebe Plappermühle erspart mir so jede officielle Verlobungsanzeige. Sie mögen es vielleicht für eine Thorheit halten, wenn ein Mann in meinen Jahren noch ein Ehebündniß schließen will, aber sehen Sie, lieber junger Freund, ich stehe so ganz allein in der Welt, habe Niemanden, der mich liebt, Niemanden, der mir vielleicht dereinst die Augen zudrücken möchte, und das Mädchen —"

„Ist ein Engel und ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen zu Ihrer Wahl!" rief Heinrich stürmisch und frohlockend.

„Wirklich? Dafür muß ich Sie ja küssen, mein Junge!" kam es über die Lippen Bärndorf's, und er schloß den jungen Mann in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

In dem Augenblick trat Cylla hinter den dichten Baumzweigen hervor, ein kleines niedliches Kofferchen aus Ebenholz mit Silber beschlagen in den Händen tragend. Bei dem Anblick, der sich ihr bot, blieb sie jetzt wie versteinert stehen.

„Er weiß bereits —?" stammelte sie, fragend von Einem zum Anderen blickend.

„Daß meine liebe Cylla die Gattin Herrn Bärndorf's werden soll? Ja, ich weiß es, und es macht mich auch unaussprechlich froh und glücklich, denn eine bessere Frau fände er wohl auf der ganzen Welt nicht als Dich!" Mit diesen Worten war Heinrich auf die Creolin zugeeilt und hatte sie in seine Arme geschlossen.

„Heinrich", flüsterte sie ihm ängstlich in's Ohr, „Du zürnest mir nicht —?"

Ein warmer Kuß von ihm belehrte sie eines Besseren.

Mit pochendem Herzen näherte sich Cylla jetzt Bärndorf, und nachdem sie das kleine Kofferchen vor sich auf den Tisch hingestellt hatte, nahm sie an seiner Seite wieder Platz. Ein verstohlener Wink von ihr, und Heinrich, der eben so erregt wie sie selbst war, zog sich ein klein wenig zurück von den Beiden und erwartete, mit verschränkten Armen an einen der nächsten Bäume sich lehnend, die Dinge, die da kommen sollten.

„Ist das die Arzneiflasche?" lachte jetzt Bärndorf und deutete dabei auf den kleinen Koffer.

Cylla wich einer directen Beantwortung aus, indem sie in tief erregtem Tone entgegnete:

„Du hast Dir ein armes sehr armes Mädchen zur Gattin erkoren, theurer Mann, das Dir außer einem Herzen, reich an Lieb' und Treue, nichts mitbringt in Dein neues Hauswesen als den besten Willen, Dich glücklich machen zu können. Was ich an irdischen Schätzen besitze — dieser kleine Koffer birgt sie alle. Sie sollen meine Mitgift sein, eine Mitgift, so gering, daß sich das ärmste Mädchen ihrer schämen müßte, und will's Gott, macht sie Dich doch reicher als den reichsten Menschen hier auf Erden!" Dabei zog sie eine Schnur von ihrem Halse, an deren Ende ein kleiner silberner Schlüssel hing und gab diesen Bärndorf.

Dieser wußte nicht, was er von alle dem halten sollte, und wähnte nun wohl, der kleine Koffer berge Schmuckgegenstände, die Geschenke der Baronin sein mochten, darum

auch nahm er nur mit Widerstreben den Schlüssel aus ihrer Hand und sprach:

„Thörichtes Kind! Was soll mir irgend welche Mitgift? Den größten Deiner Schätze hast Du mir ja bereits geschenkt, Dein gutes, liebevolles Herz. Alles Andere hat keinen, gar keinen Werth für mich".

„Wer weiß! — Bitte, öffne den Koffer!" drängte Cylla. Wie aber jetzt Bärndorf, ihrer Aufforderung nachkommend, den Schlüssel in's Schloß steckte, da erfaßte eine namenlose Angst das Mädchen, und ihre Hand abwehrend auf die seine legend, stieß sie hervor:

„Ach, fühlst Du Dich auch stark genug —? Es ist eine große, eine unbeschreiblich große Ueberraschung, die hier Deiner wartet —"

„Hältst Du mich für ein Kind, Cylla", lächelte er, „das außer sich geräth beim Anblick ihm neuen und unbekannten Spielzeugs? Lasse mich jetzt immerhin Deine Schätze bewundern".

Während die Creolin beide Hände auf das heftig pochende Herz drückte, um seinen Schlag zu dämpfen, während Heinrich, nur zwei Schritte entfernt von den Beiden, jedes Wort und jede ihrer Mienen beobachtend, in gleicher Aufregung sich befand, sprang der Deckel des kleinen Koffers in die Höhe, und Bärndorf beugte sich vor, um seinen Inhalt zu besichtigen.

Eine furchtbare Veränderung ging aber jetzt auf dem Antlitz desselben vor sich. Die Augen, welche er auf den geheimnißvollen Schatz heftete, traten förmlich aus ihren Höhlen, dunkle Gluth verbreitete sich über seine Stirne und seine Wangen, die eben so plötzlich wieder von dort entwich, um einer Leichenblässe Platz zu machen. Seine Lippen bewegten sich convulsivisch, sie schienen nach einer Frage zu ringen, konnten sie aber nicht aussprechen, — krampfhaft faßte er nach den Gegenständen, welche der Koffer enthielt — es war der complete Anzug eines fünfjährigen Knaben mit

Strümpfchen und Stiefelchen sogar — dann schloß er die Augen und sank ohnmächtig zurück.

Laut aufschreiend warf sich Cylla über ihn und schluchzend klagte sie sich an, ihn getödtet zu haben.

Heinrich war wie der Blitz an der Seite seines Vaters; auf den eben eingetretenen Fall gefaßt und vorbereitet, zog er jetzt ein Fläschchen aus der Tasche, welches Riechsalz enthielt, und suchte den Bewußtlosen zu sich selbst zu bringen. Auch der junge Mann war bleich bis in die Lippen geworden, und seine Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Nach kurzer Zeit schon öffnete Bärndorf die Augen wieder und mit Blitzesschnelle kehrte auch sein Bewußtsein zurück.

„Cylla!“ rief er mit vibrirender Simme, „Cylla, wem gehörten jene Gegenstände — (dabei wies er auf die Kinderkleidchen) und woher hast Du sie —?“

Das Mädchen zog seine beiden Hände an ihre Brust, sah ihm liebevoll und tief in die Augen, wie als wollte sie Muth in sein Herz senken, und antwortete dann weich und sanft:

„Sie gehörten einem kleinen Knaben, der vor vielen, vielen Jahren in einer kleinen ungarischen Stadt zu verbrennen in Gefahr war, und den — ich mir aus den Flammen geholt habe“.

„Und lebte er noch, Cylla?“ schrie Bärndorf außer sich,

„Er lebte — er lebt! Sieh dort hin!“ rief ihm das Mädchen zu und mit von Thränen erstickter Stimme wies sie auf Heinrich hin.

Bärndorf fand nicht Zeit, ihrem Winke Folge leisten zu können, denn schon hatten ihn die Arme seines Sohnes kräftig umfaßt, schon fühlte er sein Antlitz bedeckt von feurigen Küssen, und er konnte nur tief bewegt schluchzen: „Ist's denn auch möglich? Großer Gott, ist's denn auch möglich —?“

Die Freude tödtet nur in seltenen Fällen, hier wirkte sie Wunder an Heilkraft. Während der letzten zwanzig Minuten

schien sich Bärndorf um eben so viele Jahre verjüngt zu haben; seine Augen leuchteten, seinen Mund umspielte ein seliges Lächeln, in allen seinen Zügen prägte sich Glück aus.

Jetzt saß er zwischen Cylla und Heinrich auf der Bank, und seine Arme um die Beiden geschlungen, lauschte er der kurz gefaßten Schilderung, wie und auf welche Art sein Sohn gerettet worden und wie dessen späteres Leben glücklich dahin geflossen war unter der liebevollen Fürsorge und Güte der Baronin Saldern.

„O diese hochherzige, edle Frau!" rief Bärndorf ein über das andere Mal gerührt aus. „Wie werde ich es ihr je danken können, daß sie mir das Leben meines Sohnes erhalten? Aber eigentlich verdanke ich es doch einzig allein Dir, meine Cylla, und Du, Heinrich, wirst es nun wohl auch begreiflich finden, wenn ich meiner zukünftigen theuren Frau genau so viel Liebe widmen werde wie Dir selbst".

„Gewiß, lieber Vater", antwortete ihm fröhlich der junge Mann, „es ist dies ja auch Deine heiligste Pflicht. Sorge übrigens nicht, daß ich zu kurz kommen könnte in Herzenssachen. Habe ich nicht Dich, zwei der prächtigsten, herrlichsten Mütter, und werde ich nicht sehr bald auch das allersüßeste kleine Weibchen mein nennen? Du hast doch wohl nichts gegen meine Wahl —?" setzte er fragend hinzu.

„Nicht das geringste!" sprach Bärndorf, „die Tochter meines Freundes — halt! Mein lieber, braver Olbrich, weiß er schon —? O, er sollte ja der Erste sein, der an meinem Glücke Theil nimmt, er und seine wackere Christine!"

„Lupus in fabula!" lachte Heinrich, auf das eben genannte Ehepaar weisend, das Arm in Arm aus dem Hause und auf die kleine Gesellschaft unter dem Baume zugeschritten kam.

Bärndorf streckte ihnen, sich von der Bank erhebend, beide Arme entgegen.

„Fritz! Christine! Wollt Ihr einen dem Leben doppelt und dreifach Wiedergegebenen sehen? Da habt Ihr einen

solchen! Nun ist alles, alles Leid vorüber!" rief er ihnen entgegen, und neue Umarmungen wurden ihm zu Theil und wiederholtes Beglückwünschen.

„Weiß Heinrich, daß Rosa seine Schwester ist?" frug Bärndorf später leise den Kaufmann.

„Niemand weiß das noch als die Baronin", entgegnete dieser ebenso, „wir müssen noch recht vorsichtig sein in Bezug auf das Mädchen, noch ist ihr Zustand ein solcher, daß er das Aeußerste befürchten läßt, und leicht könnte ihr die Kunde unvorbereitet zu Ohren dringen und die Ueberraschung ihr verderbenbringend werden".

„Vielleicht ist es besser für uns Alle — sie erfährt niemals das Geheimniß ihrer Geburt", meinte jetzt Bärndorf ein wenig düster, „was nützte es auch? Ihr Herz, das mit allen Fasern an Dir hängt, würde mich doch niemals Vater nennen, und was die Lippen sprechen, es frommte mir nichts. Warum soll ich den Himmel ihres kindlichen Glückes zerstören? Lassen wir die Dinge, wie sie sind. Ich danke Gott dafür, daß sie sich so gestaltet haben, wie ich es nie zu hoffen gewagt hätte".

Bis tief hinein in die herrliche Sommernacht saß heute ein Gesellschaft fröhlicher und glücklicher Menschen im Garten unter dem Nußbaume, manches Glas edlen alten Weines wurde geleert auf das Wohl jedes Einzelnen hier und auch Derjenigen, die ferne weilten und doch hierher gehörten.

Neunundvierzigstes Capitel.

Ohne Glauben ist nicht Liebe
Ohne Liebe ist nicht Glauben;
Willst Du Dich Dir selber rauben
Nimm dem Herzen Lieb' und Glauben!
Fr. Horn.

Es war an einem Sonn- und gleichzeitig Johannistag. Der kleine, reizend an der Donau gelegene Marktflecken Marbach war heute in ganz außergewöhnlicher Weise bevölkert. Auf allen Wegen strömten seit frühem Morgen schon Bauern und Bäuerinnen herbei in ihren buntesten Festtagskleidern, und unter diese mischten sich jetzt Touristen in einfach städtischem oder gesuchtem, barocken Costüme, die das Dampfboot von Wien soeben gebracht hatte, mit ihnen aber auch noch einen respectablen Zug Wallfahrer, die sich nach dem auf einem 1300' hohen Berg gelegenen Gnadenort in der Nähe von Marbach begeben wollten.

Der Gesang der frommen Pilger und Pilgerinnen klang, als diese das Stift verließen, schon etwas unmelodisch, was um so begreiflicher schien, als die guten Leute während der ganzen Fahrt ihren Kehlen keine Ruhe gegönnt hatten, zur gelinden und vielfach an den Tag gelegten Verzweiflung der übrigen Passagiere.

Nach ihrer Ankunft in Marbach stärkten sich nun die Sänger und die Raisonneurs schnell mit Wein und Bier, dann stimmten die Ersteren wieder mit neugekräftigten Kehlen ihre Hymnen an und setzten ihre Pilgerfahrt, von nun an per pedes apostolorum, fort, um in einer Stunde etwa das Wallfahrtskirchlein erreichen zu können. Die weniger

mit ihrem Seelenheil sich befassenden Städter aber verweilten noch eine gute Zeit unter den schattigen Bäumen des am Strom gelegenen Wirthshauses, sangen oder pfiffen dabei meist sehr weltliche Offenbach'sche Weisen, bestellten immer wieder auf's Neue volle Gläser und trennten sich endlich nur mit sichtlichem Widerstreben von dem reizend gelegenen Ruhepunkte.

Die Touristen in ihren seltsamen Toiletten und mit unendlich unnöthigem Ballast an Plaids, Botanisirbüchsen, Jagdflaschen und Reisehandbüchern, erkundigten sich nach dem wenigst steinigen und steilen Wege, der den Bußweg hinaufführte, sehr fette und sehr schwächliche Frauen und Kinder bestiegen die Wagen, die ihrer bereits harrten, um bequemer dasselbe Ziel erreichen zu können, und rüstig und wohlgemuth Allen voran schritten die wegeskundigen Bauern mit ihren Weibern, die schmucken Burschen und die hübschen Dirnen aus Grein, Ips und Mölk, aus Pöchlarn, Persenbeug und Dürrenstein, kurz aus allen nahe und fern liegenden Ortschaften, die da hinauf pilgern wollten zu der heiligen Bergkirche, in welcher heute ein großes Hoch-Amt abgehalten und einem jungen Novizen die Priesterweihe ertheilt werden sollte.

Es war ein wundervoller Juni-Morgen. Obwohl die Sonne bereits hoch am Himmel stand, konnte man es doch nicht unerträglich heiß nennen, denn der Donaustrom, der hier breit und mächtig vorbeirauscht, kühlte die Luft. In den Zweigen der dichtbelaubten Obstbäume, die das kleine nette Häuschen gegenüber dem Landungsplatze beschatteten, schmetterten die Vögel ihre Jubellieder just so, als ob es noch immer Frühling wäre und vergaßen darüber ihre kleinen Familiensorgen und daß ihre Jungen daheim im Nestchen zappelten und nach Futter riefen.

Vor dem Häuschen, dessen grüne Jalousien geschlossen waren, stand der Rosenflor in vollster Blüthe, es waren herrliche, prachtvolle Exemplare darunter, und ihr Duft ein süß berauschender.

Eine alte Frau, überaus reinlich und nett gekleidet, trat jetzt aus dem nahen Küchengarten, der dicht neben dem Wohngebäude lag und von diesem durch einen grün angestrichenen Staketenzaun abgeschlossen war. In der Hand trug sie Salat und Gemüse und das Messer, womit sie eben diesen Bedarf für den Mittagstisch herausgeschnitten hatte. Neugierig und erstaunt blickte sie zu den geschlossenen Jalousien hinauf, dann sagte sie halblaut zu sich selbst:

„I, schlafen denn die heute noch?"

„Nein, beste Frau Kramer, es schläft Niemand mehr da drinnen, das Nest ist leer!" antwortete ihr jetzt eine weiche, überaus wohlklingende Stimme, und etwas erschrocken über ihre eigene Bemerkung wandte sich Frau Kramer rasch nach Derjenigen um, die da gespochen hatte, indem sie rief:

„Ei der tausend, Fräulein Rosa! Ich dachte wahrhaftig, Sie lägen noch in den Federn. Wo kommen Sie denn her? So ganz allein spazieren gewesen?"

„Ich war in der Kirche, beste Frau Kramer. Die Baronin und meine Schwester sind vor einer Stunde schon mit des Postmeisters Pferden nach dem Gnadenorte gefahren, um dort dem Hoch-Amte beiwohnen zu können, ich aber zog es vor, zurückzubleiben und meine Andacht für mich allein zu verrichten", erwiderte die Gefragte, in der wir auf den ersten Blick Kaufmann Olbrich's Pflegetochter erkennen, die bedeutend frischer und gekräftigter aussah, als an jenem Morgen, da sie die Residenzstadt verlassen hatte. Ein Zug sanfter Melancholie war freilich noch immer auf dem reizenden Gesichtchen ausgeprägt, und wenn sie lächelte, was nicht oft vorkam, so geschah dies in einer Weise, daß es Andere traurig machte.

„Schade, daß Sie nicht mit hinaufgefahren sind!" warf hier die sehr gesprächige Frau ein, „hätte ich nicht im Hause zu schaffen, ich wäre sicher auch oben, wenn auch nicht wegen des Hoch-Amtes — mein Gott, das kann man ja

immer wieder haben — sondern weil heute der junge Eberbauer Profeß ablegen wird".

„Ist das ein Sohn von der reichen Eberbauerin, der der rothe Hof gehört?" frug Rosa etwas zerstreut.

„Ihr Einziger, Fräulein! Es ist jammerschade, daß der Geistlicher geworden ist. Ich sage Ihnen, das war ein Bursche — die reine Pracht! Stramm an Haltung, Knochen wie von Eisen, bildsauber von Gesicht, voll Lebenslust und Humor, ein reiner Kernmensch! Muß ihm da mit einem Male der Schuß kommen, der Welt und ihren Freuden „B'hüt Gott" zu sagen, sich in ein Kloster zu verkriechen um jetzt nach zweijährigem Noviziat ein Geistlicher zu werden. Es ist ein Unsinn und Jammerschade obendrein!" setzte sie ärgerlich und bedauernd zugleich hinzu.

„Er fühlte wohl den Beruf zum Priester in sich, den Drang, das Wort Gottes zu verbreiten, seinen Mitbrüdern ein Seelenhirt zu werden".

„O Paperlapap! Kam ihm früher gar nicht in den Sinn, war der lustigste Bursche in ganz Marbach, der beste Citherschläger, der flotteste Tänzer im Ort, und ein Jäger und Scheibenschütze, wie's keinen tüchtigeren gab auf Meilen in der Runde. Sein Vater wollt' sich schier's Leben nehmen, als der Toni fortging nach Mölk, um dort in's geistliche Alumnat zu treten, und hat es bis an sein Ende bereut, ihn nicht lieber zu einem Förster irgendwo in den Wald, statt nach Mölk dereinst gegeben zu haben, wo er seine Gymnasialstudien gemacht hat. Die Mutter aber, das thörichte Weib, die bestärkte den Toni noch in seiner Absicht und wurde ihrer einzigen Tochter, der armen Rosi, völlig feind, als diese sich dem Bruder zu Füßen warf und ihn mit aufgehobenen Händen bat, dem Vater solch Leid nicht anzuthun. Nun, der Alte hat's Schlimmste nicht erlebt, denn der liegt schon seit einem Jahre draußen auf dem Friedhof, die Rosi aber, die wird heute einen schweren, schweren Tag haben; das arme Ding ist ganz außer Rand und Band. Was

aber die Eberbauerin anbetrifft, so ist die jetzt wenigstens um ein' halben Kopf größer als die übrigen Weibsleut' hier, denn der Stolz hat sie wachsen lassen, sich von einem Hochwürdigen Frau Mutter titulirt zu hören, und der geistliche Hochzeitsschmaus, wie die Leut' ihn nennen, wird ihr ein schweres Geld kosten, denn sie hat dreimal so viel darauf spendirt als sonst Andere es thun. He, wer kommt denn da —? Meiner Treu, es ist die Kaufmann-Netti!"

Dieser Ausruf galt einem weißgekleideten Mädchen, das in einer einspännigen, von einem Bauernknecht gelenkten Kutsche saß, und diese hielt jetzt plötzlich vor dem Hause der Frau Kramer.

„Grüß Gott, Mahm (Muhme)! Wollen Sie nicht mit mir fahren?" rief das Mädchen sich im Wagen erhebend und grüßend mit den Händen winkend.

„Kann nicht, Netterl, kann nicht, so gern ich auch möcht! Die Kathi hat's Fieber, und ich bin allein im Haus", erwiderte bedauernd die also Angerufene, „warum fährt denn Deine Mutter nicht mit Dir, he?"

„'s ist ja heut großer Festtag, und da kann sie vom Geschäft nicht fort. Ihr wißt's ohnedem, wie's da zugeht bei uns, wenn von der ganzen Umgegend die Bauern kommen, um für die lange Woche Mensch und Vieh zu versorgen. Der Vater mit seine gichtischen Füß' ist ihr eine schlechte Hilf, und so wär' ich bald selbst nicht weg'kommen. Jetzt muß ich allein fahren, 's taugt mir gar nicht, Mahm, aber dabei möcht ich doch sein, wenn's unsern armen Toni — mein' hochwürdigen Vettern — einsegnen thun!" setzte das Mädchen hinzu, und Thränen verdunkelten ihren Blick.

„Kann Dir leider nicht helfen, Netterl!" bedauerte nochmals Frau Kramer, plötzlich fiel ihr Blick auf die schöne stumme Gestalt neben ihr, und wie der Blitz richtete sie die Frage an Rosa:

„Fräulein Rosa, möchten nicht Sie mit meiner Bas' hier fahren —?"

„Was fällt Ihnen ein —!“ stieß diese erschrocken hervor.

„Ach ja, gnädiges Fräulein, bitte schön, kommen Sie mit, kommen Sie mit!“ bat jetzt so flehend das weiße Mädchen im Wagen, daß Rosa, einer Aufwallung ihres guten Herzens Folge leistend, etwas nachgiebiger gestimmt, sprach:

„Aber mein Gott, ich bin ja gar nicht zu solcher Feierlichkeit gekleidet —!“

„Könnten's gar nicht passender sein!“ versicherte ihr hastig in die Rede fallend Frau Kramer, „haben Sie nicht ein weißes Kleid an? Schnell ein Paar weiße Rosen ins Haar, und Sie können sogar als Kranzeljungfer fungiren? O das ist prächtig!“

Und im Nu hatte die flinke Frau ein Dutzend der prächtigsten Theerosen vom Stock gebrochen, und eine davon dem Mädchen mit sanfter Gewalt ins goldblonde Haar heftend, drang sie ihr auch die übrigen auf, indem sie sie zum Wagen schob. „Vorwärts, vorwärts, Fräulein Rosa, Sie thun ein gutes Werk, indem Sie die Netterl begleiten, und sehen außerdem eine feierliche Handlung, die Ihnen bis dato fremd geblieben ist. Wenn Sie nach Haus' kommen, dann erzählen Sie mir's recht umständlich, was Sie Alles gesehn haben, und kriegen dafür von mir extra noch ein vergelt's Gott!“

Rosa wußte nicht, ob sie lachen oder sich ärgern, ob sie protestiren oder nachgeben sollte, aber ehe sie noch darüber in's Klare gekommen war, hatte sie der lange derbknochige Bauernknecht, der die Rosse lenkte, schon in den Wagen gehoben, Frau Kramer ihren Schooß mit weißen Rosen und Rosmarinzweigen gefüllt, und das Netterl ihr zugerufen:

„Ich dank's Ihnen tausendmal, Fräulein!“ dann aber wandte sich diese wieder an den Kutscher und rief: „Fahr zu, Loisl, fahr zu!“

Die gutgenährten Rosse griffen wacker aus und mäßigten dann erst ihren Lauf, als es immer mehr bergan ging und

ihnen der Weg schließlich nur mehr im Schritt vorwärts zu kommen erlaubte.

„Das kommt mir vor wie ein Ueberfall!“ meinte jetzt Rosa, lächelnd auf das neben ihr sitzende Mädchen und die in ihrem Schooß liegenden Blumen blickend. „Ich glaube wahrhaftig, Sie haben mich entführt?“

„Ach, es ist doch zu schön, daß Sie sich herbeigelassen haben, mitzukommen!“ erwiderte Netti, und wie um ihre Dankbarkeit dafür zu bestätigen, ergriff sie Rosa's Hand und küßte dieselbe.

„Sie sind wohl verwandt mit dem jungen Geistlichen, der heute Profeß ablegen soll?“ frug diese, erröthend ihre Hand zurückziehend.

„Ja, Fräule. Des Eberbauer Toni's Vater und meine Mutter waren Geschwister. Wir haben uns immer sehr gern gehabt, und wenn er die unglückliche Bekanntschaft mit der Obermayerischen nicht gemacht hätt', wer weiß —. Aber es hat halt wahrscheinlich nicht sein sollen! Ach, es ist mir gerad so zu Muth, als ob ich heut mit seiner Leich' gehen sollt'“.

Die Kaufmann-Netti hatte die Augen voll Wasser als sie dies sagte und sah unsäglich traurig vor sich hin.

Rosa blickte voll Theilnahme auf das betrübte Mädchen an ihrer Seite, während sie mechanisch die weißen Rosen und das Hochzeitskraut zu einem schönen Strauß wand.

„Er hatte wohl eine geheime, unglückliche Liebe in seinem Herzen?“ hob sie nach einer Weile wieder leise an.

Die Kaufmann-Netti schüttelte den Kopf. „Nein, geheim war sie nicht, seine Lieb zu der Obermayer-Lena, denn diese war ja schon seine Braut, und unglücklich hat man sie eigentlich auch nicht nennen können, ihre Schuld war's ja nicht, daß — o die böse, schlechte Eifersucht, sie hat schon viel Unglück angerichtet in der Welt“.

Rosa schien es nicht passend, weiter zu forschen und blieb still.

Die Kaufmann-Netti aber mochte wohl ihr Herz vollends ausschütten wollen, sie legte daher ihre etwas derbe, kleine Hand auf Rosa's schlanke Finger und frug:

„Fräulein, soll ich Ihnen die Geschichte erzählen vom Eberbauer-Toni?"

„Wenn Sie so freundlich sein wollen —, sie wird mich gewiß sehr interessiren", erwiderte Rosa.

„Nun sehen Sie, der Toni, die Lena und ich, wir waren schon als ganz kleine Kinder die besten Freund'. Wir sind miteinander in die Schul' gegangen, und immer nur ein Herz und ein Sinn gewesen.

„Der Lena ihre Eltern waren reiche Leut', und wie der alte Eberbauer seinen Einzigen nach Mölk ins Gymnasium gegeben hat, er wollt' ihn später auf die Universität schicken und ein'n gelehrten Doctor aus ihm machen lassen, da hat auch die Obermayerin ihr Töchterl nach Wien zu einer dort verheiratheten Schwester gebracht, damit sie eine feine Erziehung kriegen sollt'.

„Mit fünfzehn Jahren ist die Lena von dort wieder nach Marbach zurückgekommen und war wirklich ganz anders als alle Mädeln hier im Ort, mich natürlich nicht ausgenommen. Sie ist aber gar nicht hochmüthig g'wesen, o nein, und hat's gewiß auch selbst nicht g'merkt, daß sie viel, viel sauberer von G'sicht und Figur worden ist als sie's früher war.

Da hat die Obermayerin ihre Tochter auch's Kochen lernen lassen wollen, und zu dem Zweck ist die Lena in's geistliche Stift nach Mölk 'kommen, d. h. in der geistlichen Kuchel (Küche) hat sie beim Tag g'lernt und logirt hat sie im Ort beim Herrn Pfarrer seiner Schwester, die die Godel (Pathin) von der Lena war.

„Dort hat der Toni das Mädel nach fünf Jahren zum ersten Mal wieder g'sehen und sich sterblich in sie verliebt. Er war damals achtzehn und sie, wie ich schon g'sagt hab', fünfzehn Jahre alt.

„Wie zum Spätherbst die Ferien angegangen sind, da ist

der Toni nach Haus 'kommen für immer, denn's Gymnasium hat er absolvirt g'habt und nach Wien studiren gehen hat er nicht mehr mögen. Landwirth wollt' er werden, und dazu brauchet er kein Gelehrter zu sein, hat er dem alten Eberbauer g'sagt, na, und der war damit zufrieden.

„Es war aber die Lieb' zu der Lena, die ihn heimgetrieben hat, und nach ein' Jahr schon hat er um ihre Hand g'freit, und die ist ihm von den Alten auch zug'sagt worden, denn der Eberbauer hat wohl eben so viel harte Thaler in seinen eisernen Truhen liegen g'habt wie der Obermayer in der seinigen.

„Die Lena und der Toni waren das sauberste Paar von ganz Marbach und vielleicht auch das verliebteste. Auf'm Tanzboden bei der Kirmeß, da haben sie meist nur mit einander getanzt, und er hat keine Andere ang'schaut als seine Lena, und sie, na, sie hat sich wohl hie und da ein bißel die Cour schneiden lassen von den jungen Herrn Bezirksbeamten u. s. w., aber Alles das in Ehren, das könnt' ich beschwören.

„Da ist in Pöchlarn drüben Kirchtag g'wesen, und da mein' Mutter vom G'schäft nicht hat wegkommen können, der Vater aber wieder von der Gicht geplagt war, so hätt' ich wohl auch daheim bleiben müssen, wenn die Mutter nicht ihren Bruder, den alten Eberbauer, gebeten hätt', daß mich sein Toni mit hinüber nähm. Die Lena war auf dem Weg recht freundlich mit mir und hat g'sagt, es freuet sie, daß ich 'kommen wär'. Ich sollt' auch nächste Ostern ihre Kranzeljungfer werden, das war längst schon ausg'macht unter uns.

„Die Beamten vom kaiserlichen Schloß in Persenburg haben sich an dem Abend schier zerrissen um die schöne Marbacher Lena, und einmal mußt' sie schon mit Jedem von ihnen tanzen, wenn dabei auch der Toni zu kurz gekommen ist und ein trübes G'sicht g'schnitten hat.

„Um nicht sitzen zu bleiben, hat er mich zum Tanz g'nommen, und das hat mich natürlich recht glücklich g'macht, denn es hat mich an die früheren Zeiten erinnert, wo wir

noch Kinder waren, und die Lena dem Toni nicht mehr gegolten hat als sein Geschwisterkind (Base) die Netti.

„Es war just bei einem G'strampften (oberösterreichischer Bauerntanz) wie mir einer von den Tänzern auf'n Fuß getreten ist, und mir dabei so weh gethan hat, daß's mit'm Tanzen für heut schon Rest war. Ich hab daher den Toni gebeten, er möcht' mich, weil's im Saal so fürchterlich heiß war, hinausführen unter ein' Baum zu einer Bank, wo ich rasten (ruhen) und den Schuh ausziehen könnt'. Die Lena war grad' mit'm Sohn vom kaiserlichen Schloßinspector engagirt und auch für den nächsten Tanz schon versagt, darum hat sich auch der Toni zu mir auf die Bank hing'setzt, und wir haben miteinander 'plauscht, so gemüthlich wie schon seit langer Zeit nimmer.

„Mir ist dabei wohlig und weh worden. Wohlig, weil ich mit mein' lieben Toni wieder einmal so recht ungenirt und vom Herzen hab' reden können, weh wiederum, weil mir's im Kopf 'rumgegangen ist, wie ich so gut hätt' an der Lena ihrer Stell' sein können, wenn sie unser Herrgott nicht hätt' sauberer wachsen lassen als mich.

„„Warum bist Du denn mit einem Male so still, Netti?" hat der Toni g'fragt, der ganz nach'm Buch g'sprochen hat. — Na ja, er hat's ja so g'lernt, wie er mich hat traurig werden sehen; aber um kein Schloß hätt' ich ihn in mein Herz schauen lassen, ich hab' nur g'sagt: „Der Fuß thut mir recht weh'!""

„„Warte, ich mache Dir einen kalten Umschlag!" hat er dann g'rufen, ist zum nahen Bach g'laufen, wo er sein Schnupftüchel ein'tunkt (eingetaucht) hat und dann hab ich müssen den Strumpf ausziehen, er hat sich nieder'kniet vor mir und mein' geschwollenen Fuß eingewickelt, so g'schickt wie ein studirter Doctor.

„Vor lauter Freude, daß er so gut mit mir war, sind mir die hellen Thränen über die Backen g'laufen, ich hab' mir nicht helfen können, ich hab' ihn beim Kopf nehmen und

sein Haar' küssen müssen, wobei ich schluchzend g'sagt hab': „Schau Toni, das vergeß ich Dir nimmer! Ich hab' alleweil geglaubt, Du magst Deine arme Netti gar nicht mehr!"

„„Kindisches Ding!" hat er lachend mir zug'rufen. „Ich soll Dich nicht mögen? Dich, meines Vaters Schwesterkind? Im Gegentheile! Ich hab' Dich lieb, von ganzem Herzen lieb, wie nur ein Bruder seine Schwester lieb haben kann!"

„Die letzten Wort' hab' ich zwar nicht sehr gut g'hört, weil er sich just wieder über meinen Fuß gebückt hat, um diesem einen großen Stein unterzuschieben, zu meiner Erleichterung, aber ich hab' die Wort' g'fühlt und mit meinem Herzen verstanden, daß es für mich keine Aussicht gegeben hätt', auch wenn die Lena nicht auf der Welt g'wesen wär.

„Wie der Toni mir dann B'hüt Gott g'sagt hat und in den Tanzsaal zurück 'gangen ist, da war seine Lena verschwunden, und am anderen Tag in der Früh hat ihm die Botin einen Brief gebracht, wo sie ihm den Abschied gegeben hat für immer und ewig. Warum? — das hat sie nicht geschrieben.

„Der Toni ist schier ein Narr g'worden, wie er mit sammt dem Brief ins Obermayerische Haus gerennt ist und dort erfahren hat, daß die Lena mit ihrer Mutter zeitlich in der Früh auf einem Obstschiff nach Wien hinunterg'fahren ist. Der alte Obermayer aber wußt' ihm auch kein' Bescheid zu geben, warum und weshalb die Zwei so plötzlich auf die Reis' gegangen wären — (die Obermayerin hat immer 's Regiment im Haus g'führt und sich von jeher wenig um ihrem Alten sein' Willen g'scheert) und so mußt' sich denn der Toni gedulden und warten, bis die Lena zurückkommen und ihm Aufschluß geben würd' über ihr rappelhaftes Gebahren.

„Aber die Lena ist gar nicht wiedergekommen und ihre Mutter erst nach drei Wochen. Dem Toni hat die Frau Obermayerin dann kurzweg den Bescheid gegeben: es wär' aus für alle Zeiten mit der Lena, denn die hab' sich's in

den Kopf gesetzt, vorläufig bei der Tant' in Wien bleiben zu wollen, und möcht' vom Heirathen nichts mehr wissen. Von einer Ursach', warum ihre Tochter mit 'm Toni gebrochen, wollt' übrigens auch sie nichts wissen.

„Es gab erst ein langes boshaftes Gered' hier in Marbach und der ganzen Umgegend unter den Leuten wegen der G'schicht, dann aber wurd's ihnen selbst zu dumm, und es hat sich kein Mensch mehr um dem Toni sein Herzleid gekümmert, noch weniger aber um die Lena.

„Der Toni, der ihr erst gleich nachreisen hat wollen nach Wien, hat seinem Vater endlich nachgegeben und ist dageblieben, weil dieser g'meint hat, es wär' eine Schand für ihn, wenn er ihr wie ein Simpel nachlaufen thät, er sollt's lieber abwarten, bis das Mädel ihre Mucken verloren hätt' und selbst wieder zu Kreuz kriechen möcht'.

„Der Toni aber war ein stolzer Bursch' und ehrenhaft über alle Maßen; er war sich keiner Schuld bewußt und wollt' zudem auch nicht für einen Schwachkopf gelten, den eine Weiberlaun' um den Finger wickeln kann, darum ist er zu Haus geblieben und hat auf seine Lena und ihre Reu gewartet.

„Oft ist er in der Zeit in unser Haus zu meiner Mutter 'kommen, zu der er ein großes Zutrauen g'habt hat, und auch mir hat er oft seine stille Herzenspein geklagt. Endlich aber ist eines Tags ein Brief aus Wien ein'troffen, an den Toni adressirt, und der hat ihm die Nachricht gebracht, daß die Lena sich dort an einen reichen, alten Wittwer, einen Weinhändler, verheirathet habe.

„Der Toni hat kein Wort dabei g'sagt, keine Klag hören lassen, aber nach einem recht wilden Auftritt mit seinem Vater, ist er auf und davon, um sich im Stift Mölk zum Geistlichen machen zu lassen.

„Die Lena aber haben wir nimmer wiederg'sehen, denn die ist ein Jahr später in Wien g'storben, und zwar aus Kränkung, wie die Leut g'sagt haben, und nicht an der

Schwindsucht, wie's auf den Partezetteln g'standen ist, die ihre Mutter hier im Ort hat austheilen lassen".

Mit diesen Worten hatte die Kaufmann-Netti ihre Erzählung geschlossen und jetzt den Kopf recht traurig sinken lassen.

Was ihre Zuhörerin anbetraf, so hatte diese mit auffallendem Interesse, mit einer fast fieberhaften Spannung derselben gelauscht. Jetzt beugte sie sich etwas vor auf ihrem Sitze, um dem Mädchen an ihrer Seite voll ins Gesicht sehen zu können, und frug:

„Haben Sie nie erfahren, weshalb die Lena ihren Bräutigam aufgegeben hat?"

„O ja", erwiderte Netti mit umflorter Stimme, „denn sie hat's vor ihrem Tod noch der Mutter entdeckt, wie diese zum letzten Mal bei ihr zu Besuch war. Denken Sie sich, das unschuldige Gespräch unterm Birnbaum zwischen mir und dem Toni hat sie erlauscht, wie er vor mir knicet ist und meinen Fuß eing'wickelt hat, um mir eine Erleichterung von den Schmerzen zu verschaffen, und die Wort', die er zu mir g'sprochen hat: ‚Ich hab Dich lieb, Netti, von Herzen lieb', die hat sie falsch ausg'legt, wahrscheinlich weil sie den Schluß nicht wird gehört haben, denn der Schluß hat ja gelautet: ‚wie nur ein Bruder seine Schwester lieb haben kann'! Aber — da sind wir schon!" setzte das Mädchen jetzt hinzu, als die Pferde vor einem reich mit Blumengewinden geschmückten Häuschen hielten, welches der Pfarrer des Ortes bewohnte, und in welchem heute die große Festtafel abgehalten werden sollte zur Feier des neugeweihten Priesters.

Wie eine Träumende ließ sich Rosa vom Wagen herabheben, wie eine Träumende in das Haus hineinziehen, und bald stand sie dort mitten unter weißgekleideten Mädchen, reich geschmückten Bäuerinnen, alten, weißbärtigen Männern und blutjungen Theologen, den geistlichen Studiencollegen des Eberbauer-Toni.

Fünfzigstes Capitel.

Was auch behaupte die Philosophie,
Trau' dem Gefühl, es täuscht Dich nie;
Es ist das Rechte, und ist auch das Beste,
Nur halt' am rechten Gefühl auch feste.
Goethe.

Die Baronin Saldern war mit Johanna schon zeitlich früh fortgefahren, wie Rosa es ihrer Hausfrau erzählt hatte, um heute dem Gottesdienste in der ihr bisher fremd gebliebenen Wallfahrtskirche beiwohnen zu können.

Lange vor Ankunft des Dampfers hatten sie sich den Wagen bestellt gehabt, um nicht mit der großen Masse Fremder dort oben zusammen zu stoßen, denn auch die Baronin liebte es, ihre Andacht ungestört verrichten zu können, darum auch wollte sie nicht dem Hochamte beiwohnen, sondern nur einer stillen Messe.

Ernestine von Saldern war keine Frömmlerin, und nicht der Gedanke, in der Wallfahrtskirche könne sie ihrem Schöpfer näher treten als in dem kleinen Gotteshause dort unten in Marbach, sondern der Wunsch, ihr stilles Gebet oben in luftiger Höhe, wo sie sich der Alltagswelt entrückt wähnen konnte, verrichten zu können, hatte sie bestimmt, den Ausflug mit Johanna zu machen, und nur mit Widerstreben fügte sie sich darein, Rosa zurückzulassen, die noch immer etwas menschenscheu, jeder Gelegenheit auswich, wo sie mit Fremden zusammentreffen konnte.

Ernestine von Saldern wollte heute ihrem Schöpfer ein Dankopfer bringen für die unaussprechliche Gnade, die ihr zu theil geworden war, indem sie nicht nur ihre Ge-

sundheit vollständig wieder erhalten, sondern der Allmächtige ihr auch jenes stille, aber inbrünstige Gebet erhört hatte, indem er ihren Heinrich mit Johanna verbunden.

Was Johanna betrifft, so hatte wohl auch diese die beste Absicht, ein Gleiches zu thun und dem himmlischen Vater für das schöne Geschenk zu danken, das er ihr mit dem Herzen ihres Geliebten gemacht, leider war aber ihr feuriges Temperament, das nun wieder unumschränkte Herrschaft über sie gewonnen, nicht dazu geeignet, sich stillen und weihevollen Gedanken lange hingeben zu können.

„Ein Stoßgebet wird's wohl auch thun", dachte sie, im Vollbewußtsein ihrer unzulänglichen Kraft, „der liebe Gott, der meine Adern mit Quecksilber gestopft hat, kann nicht erwarten, daß ich eine halbe Stunde wie eine Figur aus Stein vor ihm auf den Knieen liege, ohne mich zu rühren!"

Mit solchen Gedanken beruhigte sie ihr Inneres, als sie einen leisen Gewissensbiß darüber fühlte, nicht gleich der an ihrer Seite in stille Andacht versunkenen Baronin nur beschaulich frommen Gedanken sich hinzugeben, sondern mit allerlei höchst weltlichen beschäftigt zu sein.

So kam ihr plötzlich der Einfall, wie schön es sich machen würde, wenn Heinrich jetzt, statt seiner Mutter an ihrer Seite kniete, im schwarzen Frack mit weißer Cravatte, sie selbst aber in ein feines duftiges Brautkleid gehüllt, auf dem braunlockigen Haupte das Myrthen-Diadem, von dem ein lang herabwallender Schleier floß, und an ihrem Finger jenen kleinen bezaubernden Goldreif, der es ihm unmöglich machen würde ihr wieder entfliehen zu können.

„Welch schönes Paar!" hörte sie die Menge da rufen, durch welche hindurch sie in Gedanken jetzt mit ihrem jungen Gatten schritt und wie man sie anstaunte und — beneidete! Ach, es gab wohl auch keinen schöneren Mann auf der ganzen großen Erde als ihren Heinrich. Stolz durfte sie schon sein auf ihn, denn sie hatte volle Ursache dazu und

fast hätte sie in diesem Augenblicke sich selbst becomplimentirt ihres vortrefflichen Geschmackes wegen.

Und sie selbst? — War sie nicht auch eine — nüchtern gesprochen ganz ausgezeichnete Person, was das Aeußere betraf? Hatte sie nicht kurz vorher in den Spiegel geblickt, ehe sie dem Bräutigam ihre kleine Hand gereicht, als er sie abholen kam zum Kirchengang? Wie reich floß ihr heute das braune, wellenartige Seidenhaar in langen Locken über die Schultern, wie glänzten ihre klugen dunklen Augen von der Gluth der Liebe erleuchtet; ihre pfirsichfarbenen Wangen mit dem lebhaften Colorit, ihre weichen vollen Lippen, welche das Roth der Corallen beschämten, das Grübchen im Kinne, aus dem mehr als ein loser Schalk zu gucken schien, gab das nicht ein Köpfchen wie zum Küssen geschaffen? Gewiß, — der Spiegel log nicht, und es war ja auch gut so, denn dann mußte auch der junge Ehemann, der jetzt sein Weibchen zur Kirchenthüre hinausführte, in die frische freie Gottesluft, wo die Vöglein ihr Allelujah sangen, darüber frohlocken, daß es ihm gelungen war, sie sein nennen zu können. Fester schmiegte sie sich an seinen Arm und fühlte dabei, wie sein Herz schlug, so feurig, so gewaltig, und das für sie!

Sie schloß die Augen bei diesem reizenden Phantasiegebilde. Da klang vom Altare her das kleine Glöcklein zur Wandlung an ihr Ohr, und heftig erschrocken klopfte sie nach Vorschrift ihres Glaubens an das kleine rebellisch pochende Herz, indem sie zerknirscht flüsterte: „Herr — ich bin nicht würdig! — Aber", setzte sie dann demuthsvoll hinzu, „ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß ich in meiner Noth und meinem Herzensjammer dereinst so fromm und inbrünstig zu Dir zu beten verstanden habe, während das Glück mir heute die Sinne verwirrt und die Gedanken an Dich! So machen es wohl die meisten Deiner undankbaren Menschenkinder, — gütiger Vater, verzeihe mir und strafe mich nicht zu hart dafür! —"

So sah es aus im Inneren unserer Johanna, deren

augenblickliche fromme Zerknirschung fast in demselben Moment wieder entwich, wo der Priester sich vom Altar entfernte und auch die Baronin sich erhob, um die Kirche zu verlassen.

Kaum hatten Beide die Schwelle der Kirchenthüre verlassen, als sich ihren Augen ein Anblick bot, der ihnen einen lauten Ausruf der Ueberraschung entlockte und ihre Herzen höher schlagen ließ in freudigem Entzücken. Vor ihren Blicken breitete sich ein Panorama aus, das auch den Nüchternsten zur Bewunderung hinreißen mußte.

Dreizehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel übersah man von hier aus das prächtige Donauthal, die steierischen Alpen und die riesige Bergkette vom Schneeberg bis an die bayerischen Grenzen. Verschönert wurde dies prächtige Bild noch durch den herrlichen duftigen Sommermorgen mit seinem tiefblauen Himmel und seiner klaren würzigen Luft, dem Gezwitscher der Vögel in den Baumzweigen, der hellleuchtenden Sonne, die dem hochgelegenen Orte eine milde Temperatur verlieh und in deren goldglänzenden Strahlen Schmetterlinge sich wiegten.

Erst leise von einzelnen Windströmungen getragen, dann immer näher und näher kommend erklang jetzt der Chor der Wallfahrer, die das hell im Sonnenlichte funkelnde Kreuz vor sich hertragend den Berg heraufzogen. Jetzt, wo man einzelne mißtönende Stimmen nicht zu unterscheiden vermochte, machte der Gesang der Pilger einen angenehmen und feierlichen Eindruck, und der Zug selbst mit den mit Blumenkronen und Bändern reich verzierten Fahnen, den rothen Röcken der Weiber und den bunten Farben ihrer Kopftücher gab dem Bilde eine prächtige Staffage.

„O sieh, Johanna, wie schön, wie herrlich dieser Anblick ist!“ rief die Baronin, ihre Arme ausbreitend, als wolle sie, den Schöpfer preisend, die ganze Welt umarmen.

„Ja, es ist wunderbar, überwältigend!“ stimmte das Mädchen ihr bei und setzte dann bedauernd hinzu: „Wie schade, daß Rosa dieser Genuß versagt blieb!“

„Das ist es auch!“ pflichtete die Baronin bei. „Ach, wer doch im Stande wäre, dem Mädchen wieder Antheil einzuflößen an den Freuden der Welt, wer sie herauszureißen vermöchte aus sich selbst! Ich habe bisher alles Mögliche versucht, sie der Gesellschaft wieder zu gewinnen, leider ohne allen Erfolg“.

„Wenn wir es doch nur versuchen dürften, sie an Felix zu erinnern, vielleicht würde sie das ihrer Theilnahmlosigkeit entziehen“, meinte Johanna.

„Ich wage nicht meine Zustimmung zu solchem Experimente zu geben. Rosa ist eine stille, verschlossene Natur, ihre Seele gleicht einem klaren, unermeßlich tiefen See, dessen Oberfläche glatt und ruhig erscheint und nichts ahnen läßt von den Stürmen, welche ihn aufzuwühlen vermögen, um ihn seine Ufer gewaltsam überfluthen zu lassen. Wirf einen kleinen Stein nur in diesen spiegelhellen See, und Du wirst mit ihm die Tiefe aufwirbeln und seine Klarheit trüben. Nein, mein Kind, dies soll unser Amt nicht sein. Meine Absicht war es, Rosa in frischer freier Natur, fern vom Gewühle der Residenz und dem Orte, der ihr nur qualvolle Erinnerungen bieten konnte, körperlich erstarken zu sehen; die Natur ist eine gute, eine liebevolle Wärterin, sie gebietet über Heilmittel, die selbst dem tüchtigsten Arzte nicht zu Gebote stehen“. Ich habe nun meinen Zweck erreicht und der Vorsehung muß man es jetzt überlassen, ein Weiteres für das Mädchen zu thun! Mir fehlt es an Muth, dem Schicksal vorzugreifen, weil ich fühle, daß dieses selbst eine Krisis hervorbringen wird in dieser trostlosen Seelenkrankheit“.

„Heinrich schrieb mir gestern, daß er Felix besucht habe, um diesen zu bestimmen, eine Versöhnung mit meinem Vater anzustreben. Er fand den armen jungen Mann in einem Zustande schrecklicher Gemüthszerfahrenheit, körperlich und geistig gebrochen, und auch Mama Erhard soll sehr gealtert haben und fast nicht wieder zu erkennen sein.

„Onkel Bärndorf, der auf dem Wege vollständiger Ge=

nesung sich befindet, weiß bereits um das unselige Mißverständniß im Garten, Cylla soll es ihm vertraut und ihn gebeten haben, die Vermittlerrolle beim Vater zu übernehmen, der noch immer gleich wüthend wie früher gegen Felix gestimmt ist, und dem gegenüber Niemand die Stelle eines Anwaltes einnehmen möchte.

„Wenn nun Felix in Wien eintreffen wird, um sich in unser Haus zu begeben, wird der Vater, hoffentlich bereits friedlicheren Sinnes, diesem sein Ohr nicht verschließen können und dann ist ja viel gewonnen, denn endlich ward Felix doch selbst auch das Opfer jenes abscheulichen Mißverständnisses, und ganz gegen seine Schuld. Ach, die Eifersucht hat eine furchtbare Gewalt über das arme Menschenherz!“ setzte Johanna seufzend hinzu.

„Bist vielleicht auch Du eifersüchtig, mein Liebling!“ forschte lächelnd, sie am Kinn fassend, die Baronin.

„O ganz entsetzlich, theure Mama, über alle Maßen!“ versicherte die niedliche Braut.

In diesem Augenblicke fuhr ein leichtes einspänniges Fuhrwerk an den Damen vorbei, in welchem zwei weißgekleidete Mädchen saßen. Beide sahen sehr ernst aus, und die Kleinere schien der Größeren Etwas lebhaft auseinander zu setzen, was diese wieder so sehr beschäftigen mochte, daß sie ganz Ohr war und weder nach rechts, noch links blickte, sondern nur auf den Strauß weißer Rosen, den sie in Händen hielt.

Der Wagen fuhr sehr rasch vorüber, aber dennoch hatte die Baronin Zeit genug gehabt, in dem Einen der beiden Mädchen Rosa zu erkennen. Mit einem leisen Aufschrei faßte sie nach Johanna's Arm, indem sie rief: „Mein Gott, hast Du sie gesehen?“

„Wen, liebe Mama?“ frug diese erstaunt.

„Rosa, unsere Rosa! Sie saß da in dem Wagen, der eben an uns vorüberfuhr“, erwiderte die Baronin erregt.

Johanna lächelte ungläubig. Sie hatte gar nichts gesehen, d. h. sich eben wieder mit einer gewissen männlichen

Persönlichkeit ihres Traumlebens beschäftigt, und dabei dem vorüberfahrenden Wagen mit seinen Insassen gar keine Aufmerksamkeit gezollt. Der Einfall ihrer künftigen Schwiegermama schien ihr übrigens so drollig, daß sie jetzt laut auflachend frug: „Wie konnte Dir nur so Etwas einfallen? Rosa sitzt jetzt wohl hinter geschlossenen Jalousien und strickt an Vaters Winterjacke“.

„Und ich sage Dir, sie war es doch!“ betheuerte die Baronin.

Mittlerweile hatte auch der Zug der Wallfahrer die Anhöhe erreicht und begann nach und nach die Kirche zu füllen, in welcher anläßlich der nächsten feierlichen Handlung schon eine Unzahl Wachskerzen angezündet worden waren, deren kleine Flämmlein aber das königlich glänzende Sonnenlicht beschämte mit goldenen Strahlen, die durch die bunten hohen Fenster und das weit geöffnet Thor der Kirche drangen.

Im Nu hatte sich der Platz vor dem Gotteshause mit einer dichten Menschengruppe gefüllt, städtische und bäurische Gestalten drängten zum Eingange derselben, plötzlich aber bildeten sie Alle ein lebendiges Spalier, denn es nahte vom Pfarrhause her ein Zug, der den jungen Priester zur Weihe führen sollte.

„Wollen wir gehen, liebe Mama —?“ frug jetzt Johanna schnell und versuchte es, der Baronin durch die dichte Menschenmenge Bahn zu brechen.

„Nein, bleiben wir!“ entgegnete ihr diese bestimmten Tones. Sie hatte eine Ahnung davon, daß auch Rosa mit in dem Zuge sein würde.

Johanna schaute ganz erstaunt zu ihr auf; wußte sie doch, wie wenig die Baronin sonst es liebte, in ein Gedränge zu gerathen. Ehe sie aber noch eine zweite Frage aussprechen konnte, war der Zug herangekommen und die ersten kleinen weißgekleideten Mädchen, Körbchen mit frischen Blumen vor

sich hertragend, deren Blüthen sie auf den Weg streuten, kamen dicht an den beiden Damen vorbei.

Die Glocken vom Kirchthurm tönten feierlich durch die Sommerluft, der Weihrauch drang durch die weitgeöffnete Pforte heraus ins Freie und erhob sich, gleich den Gedanken der betenden Gläubigen zum Himmel empor. Drinnen im Gotteshause aber erklang jetzt die Orgel, und das feierlich schöne Lied: „Hier liegt vor Deiner Majestät, im Staub die Christenschaar —“ wurde angestimmt.

Ungefähr ein Dutzend kleiner, weißgekleideter Mädchen war bereits vorangeschritten in die Kirche hinein; hinter ihnen kam eine Anzahl junger Priester und Novizen, dann wieder folgten sechs Jungfrauen, ebenfalls weiß gekleidet und mit Blumen geschmückt.

Jetzt aber erschien der junge Geistliche, der heute am Altare sich für immer und ewig der Kirche vermählen wollte, und an seiner Seite schritt ein wunderschönes großes Mädchen mit hellblondem Haar, die geistliche Braut vorstellend. Ein lang herabwallender Schleier umhüllte die feinen Formen ihrer Gestalt und in der Hand trug sie einen Strauß prächtiger Theerosen und Rosmarinzweige, gleichzeitig aber auch eine gebrochene Kerze, das Sinnbild dessen, daß der junge geistliche Bräutigam an ihrer Seite mit allen weltlichen Freuden für immer gebrochen habe.

Ein Ah! der Bewunderung glitt über die Lippen der Menge, als die wunderbar schöne Erscheinung vorüberschritt und namentlich die städtischen Hälse verdrehten sich völlig nach ihr, und Alles verschwor sich hoch und theuer, daß diese geistliche Braut das Schönste sei, was man noch jemals gesehen habe.

Johanna wollte hell aufschreien als sie Rosa in derselben erkannte, aber die Baronin hatte rasch ihre Hand auf die Lippen des Mädchens gedrückt und ihr zugeraunt:

„Störe die heilige Handlung nicht!“ und dann hinzu-

gefügt: „Sagte ich Dir es nicht — sie war es, die an uns vorhin vorüberfuhr!"

Dem geistlichen Brautpaar waren die nächsten Verwandten des jungen Priesters gefolgt, und dann eine Anzahl geladener Gäste aus Marbach und der Umgegend. Als die Letzten unter der Kirchenthüre verschwunden waren, drängten die außen stehenden Zuschauer nach, ein großer Theil derselben aber mußte zurückbleiben, weil die Kirche bereits gefüllt war.

„Jetzt gehen wir, Kind!" sprach die Baronin zu Johanna, „wie Rosa hierhergekommen ist, wird sie wohl auch nach Hause kommen, ohne unser Dazuthun, und dann auch wird sich uns das Räthsel lösen, wie sie zu der sonderbaren Rolle kam, die sie eben jetzt in dem hochernsten Schauspiel darstellt und die sie, meiner Meinung nach, eigentlich bis zum Tode aufregen müßte".

„Sie sah aber gar nicht aus, als ob sie der Verzweiflung anheimgefallen wäre", meinte jetzt nachdenklich Johanna. „Im Gegentheil spielte ein seltsam verklärtes Lächeln um ihre Lippen, ein friedensvoller Zug, wie ich solchen lange nicht mehr an ihr wahrgenommen. Daß sie den Blick fortwährend zu Boden gesenkt hielt und deshalb auch unsere Anwesenheit nicht bemerken konnte, mag wohl seinen Grund in der Verlegenheit finden, sich von aller Welt gemustert zu wissen!"

Die beiden Frauen bestiegen nun ihren in der Nähe untergebrachten Wagen und fuhren heim nach ihrer Behausung in Marbach.

Dort angekommen, setzte Ihnen ihre gesprächige Wirthin, die ehrsame Frau Kramer, haarklein auseinander, wie es gekommen war, daß Rosa sich ihrem Bruderkinde, der Kaufmann-Netti, angeschlossen habe, konnte es sich aber doch selbst nicht erklären, wie so es denn möglich sein sollte, daß das gnädige Fräulein die geistliche Braut vorgestellt habe, für welche doch längst vorher schon die Schwester des Eberbauer-Toni, die

arme Resi, sich selbst bestimmt hatte, weil diese ihren armen lieben Bruder auf seinem schwersten Gang begleiten wollte. Sie mochte sich's ja nicht einreden lassen, daß er glücklich sein konnte in diesem, wenn auch freiwillig gewählten Beruf.

Es wurde Abend, es wurde Nacht. Hellglänzend stand die Mondscheibe am Himmel, Leuchtkäferchen durchzogen die Luft, und die Nachtigall schlug ihre süßesten Triller im nahen Fliederbusche. Die Glocke vom Marbacher Kirchenthurm hatte bereits die neunte Stunde verkündigt, und noch immer war Rosa nicht zurückgekehrt.

Die Baronin saß mit Johanna und ihrer Wirthin auf dem Bänkchen vor dem Hause, athmete in vollen Zügen die linde berauschende Luft, die der Rosenduft geschwängert und gab sich mit dem ganzen Entzücken ihrer poetisch angelegten Natur den Eindrücken dieser wunderbar herrlichen Sommernacht hin. Frau Kramer plauderte nach ihrer Art, ohne ihrer Zunge einen Damm zu setzen und Johanna träumte, träumte — nun, wir wissen ja ohnedies, wovon.

Plötzlich hörte man das Rollen herannahender Wagenräder.

„Sie ist's! Endlich!" rief die Baronin, von der Bank aufspringend, und eben so lebendig wurde nun auch Johanna.

Frau Kramer empfing die Ankommenden zuerst und hob das gnädige Fräulein aus dem Wagen, während die Netti leichtfüßig von selbst herabsprang.

„Sie waren also die geistliche Braut, Fräulein Rosa?" — rief die gute Frau fröhlich, „I das ist ja ganz erstaunlich! Und wie ist es denn überhaupt gekommen?" —

„Sie wissen bereits?" — frug Rosa erstaunt, ohne die im Schatten der Bäume stehende Baronin und Johanna zu bemerken.

Da drängte sich die kleine Kaufmann-Netti an ihre Muhme heran und erzählte lebhaften Tones:

„So ist es gekommen! Der armen Resi ist recht schlimm geworden heute in der Früh; wahrscheinlich vor Angst und

Weh, das Fieber hat sie völlig gebeutelt und Augen hat sie gehabt vom vielen Weinen just wie ein Kunikelhaas (Kaninchen), die hätt' eine schöne Braut abgegeben!

„Nun sind wir angekommen, die Fräulein Rosa und ich. Uns sehen — d. h. das gnädige Fräul'n, die ausg'schaut wie eine Kaiserin, und gleich ist dem Eberbauer Toni seine Mutter auf sie hing'fahren und hat geschrieen: ‚Das ist die rechte Braut für mein' hochwürdigen Herrn Sohn, so muß sie ausschauen, und nicht wie das Jammerbild, die Resi!'

„Und ohne lang zu fragen, haben Sie der Fräulein den Schleier auf den Kopf gesteckt, ihr die Kerzen in die Hand druckt, und wie sie sich erschreckt hat sträuben wollen, da hat ihr der alte Herr Pfarrer heimlich recht freundlich zugesprochen, und nachher hat sie mit Lächeln nachgegeben.

„Sogar der hochwürdige Herr Bischof, der den Toni eing'weiht hat, hat g'sagt, daß er niemals eine schönere Braut g'sehen hätt', als die Fräul'n Rosa eine war, und wie der Toni, will sagen, mein hochwürdiger Herr Vetter bei der Tafel neben ihr g'sessen ist, da hab' ich mir meiner Treu 'denkt: es wär doch viel g'scheidter, wenn sie seine weltliche Braut worden wär'!

„Gleich nach der heiligen Handlung hat uns die Fräul'n Rosa schappiren (echappiren) wollen; das hat's aber nicht gegeben, und ich glaub', sie hat's später auch nicht bereut, daß sie geblieben ist, denn sie hat zuletzt gescherzt und gelacht mit den Anderen, daß es eine helle Freud' war!"

Die Kaufmann-Netti hatte ihren Bericht vollendet, und Rosa dem Lauf der kleinen lebendigen Zunge kein Halt zugerufen, sondern vergnügt lächelnd ihren Worten gelauscht.

„Kind, hast Du eine Ahnung davon, was mit Rosa vorgegangen ist —?" frug jetzt rasch und leise flüsternd die Baronin an Johanna gewendet.

Diese schüttelte nur erstaunt und betroffen ihren hübschen

kleinen Kopf. Gleichzeitig aber traten sie Beide aus dem Schatten, der sie verborgen hatte, ins helle Mondlicht hinaus.

Rosa gewahrte sie augenblicklich, und mit einem hellen Aufschrei stürzte sie der Schwester in die Arme und zog sie dann in wilder Hast mit sich fort an das nahegelegene Ufer des rauschenden Stromes, wo sie Niemand belauschen konnte.

„Johanna!" rief sie da, die Hand des Mädchens fest an ihre hochklopfende Brust drückend. „Johanna, willst Du mir die Wahrheit sagen —?"

„Gewiß!" stotterte diese überrascht und erschrocken zugleich. „Was willst Du denn wissen —?"

„Sage mir, — war am Abend vor jenem Morgen, wo er mich aufgegeben — Felix in Wien —?" stieß Rosa mit gepreßter Stimme hervor.

„— Ja!" antwortete muthig die Gefragte, ohne sich lange zu besinnen, und ohne zu ahnen, welche Folgen es haben könnte.

Mit einem hellen Aufschrei sank Rosa jetzt in die Kniee, lachend und weinend zugleich und wie eine Tolle sich geberdend.

Als die Baronin erschreckt herbeigestürzt kam, Frau Kramer hatte mittlerweile ihre Nichte heimgebracht — warf sich Rosa an die Brust Ernestinens, indem sie schluchzend rief:

„Nun bin ich geheilt!!"

Einundfünfzigstes Capitel.

> Denn die Wahrheit hat von jeher
> Nur den Schurken weh gethan.
> Graf v. Platen.

Kaufmann Olbrich ging in heftiger Erregung in seinem Zimmer auf und ab, denn er erwartete das Kommen jenes Menschen, der den Frieden seines Hauses gestört, der Krankheit und Verzweiflung in dasselbe gebracht hatte, und den er aus eben dieser Ursache nun eben so sehr verabscheute, als er ihm früher von Herzen zugethan gewesen war.

Bärndorf, der wohl triftigen Grund gehabt hätte, gegen den jungen Mann eingenommen zu sein, weil dieser ja die Veranlassung gewesen war, daß man ihn zuerst verhaftet und dann ins Irrenhaus gebracht hatte, dessen Folge wieder war, daß seine Krankheit dann einen so hochernsten Charakter angenommen, dennoch siegte sein Gerechtigkeitssinn über jedes Vorurtheil, und als ihm seine theure Cylla erst den Brief von Felix's Mutter übergeben, den ihr Johanna zu diesem Zweck zugeschickt hatte, worin Frau Erhard ihr genau jenes zwischen Heinrich und Rosa stattgefundene Gespräch schilderte und welcher den Zusatz enthielt, auch in ihr wären lange, lange vorher schon beängstigende Gedanken aufgestiegen über die seltsame Art von Zuneigung, welche Heinrich und Rosa für einander gefaßt hätten, da war es Bärndorf klar geworden, daß Felix einem grausamen Irrthum zum Opfer gefallen und daß seine, wenn auch etwas voreilige Handlungsweise dennoch zu entschuldigen war.

Wenige Tage vorher, als Bärndorf erfuhr, daß der junge

Baron sein Sohn sei, war dieser Letztere, wie er es später auch nach Marbach berichtete, zu Felix gefahren und hatte ihn aufgefordert, nach Wien zu kommen, um Vater Olbrich wieder für sich zu gewinnen. Er stellte es gleichzeitig zwar nicht in Abrede, daß der Kaufmann vorerst noch gehörig bearbeitet werden müsse, um dem jungen Manne überhaupt eine Unterredung zu gewähren, da es bisher Niemanden gelungen wäre, auch nur ein klein wenig freundlichere Gesinnungen bei dem Alten zu Gunsten Felix's zu wecken, ja daß man nicht einmal mehr den Namen desselben auszusprechen wagte, aus Furcht, den Vater wieder in die höchste Wuth zu versetzen, daß aber nun Herr Bärndorf sich der Sache annehmen wolle, und da dieser einen außergewöhnlichen Einfluß auf Olbrich besitze, so wäre das Beste zu hoffen.

Nachdem Heinrich dem Architekten noch sanfte aber auch ernste Vorwürfe darüber gemacht, daß dieser so schlechtes Vertrauen in seinen Charakter gesetzt, indem er ihn fähig hielt, mit der Braut seines Jugendfreundes in unerlaubte Beziehungen zu treten, gab er ihm gleichzeitig auch einen Beweis seiner alten Liebe und Aufrichtigkeit, indem er ihm, vorläufig noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mittheilte, daß er seinen Vater in Bärndorf wiedergefunden habe.

Er sprach ihm von der schweren lebensgefährlichen Krankheit, welche dieser soeben durchgemacht, und wie man es bisher noch nicht gewagt, ihm das Geheimniß zu enthüllen, von welchem er bis jetzt keine Ahnung habe, und schloß mit einer enthusiastischen Schilderung seines Vaters.

Felix hatte mit regem Interesse dieser Eröffnung gelauscht und den Freund von ganzem Herzen beglückwünscht. Es war sodann von den Beiden ein Tag festgesetzt worden, an welchem Ersterer eine Unterredung mit dem Kaufmann anstreben sollte.

Heute war nun dieser Tag gekommen. Heinrich erwartete die Ankunft seines Jugendfreundes auf dem Bahnhofe, und kaum hatte dieser den Waggon verlassen, als er ihm auch

schon die Mittheilung machte, daß Olbrich, gehörig vorbereitet, sich endlich bereit erklärt hätte den jungen Mann sprechen zu wollen. Dann verkündigte er ihm, daß er in Bärndorf seinen Vater gefunden, daß dieser bereits Alles wisse, und schließlich entdeckte er ihm auch, daß Cylla seines Vaters Gattin werden sollte, was ihn selbst mit namenloser Freude erfülle.

Felix Erhard war kein Egoist, und zu jeder anderen Zeit würde das Glück seines Freundes auch ihn beseligt haben; heute aber, nachdem er so viel gelitten, erfüllte eine gewisse Bitterkeit sein Herz darüber, daß das Schicksal ihn zum Paria gemacht hatte in jenem Hause, worin jetzt Glück und Freude herrschten, und in welchem er selbst vor Kurzem noch der Glücklichste gewesen war.

Wie sehr Heinrich sich auch bemühte, den Freund aufzurichten und ihn seiner trostlosen Stimmung zu entreißen, es gelang ihm nicht.

„Hast Du nur erst Vater Olbrich wieder für Dich gewonnen, — der Mutter Rosa's bist Du unter allen Umständen sicher — dann wird auch Deines Mädchens Herz sich Dir wieder zuwenden, erfährt nur auch sie, daß Du einem grenzenlosen Irrthum zum Opfer gefallen bist. Freilich werden Wochen und Monate noch vergehen müssen, ehe man es wagen wird dürfen, selbst nur Deinen Namen vor ihr auszusprechen, denn ihr Nervensystem soll furchtbar gelitten haben unter dem fast tödtlichen Erschrecken, welches ihr Dein Absagebrief bereitete".

Felix bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und erwiderte dann verzweiflungsvoll:

„Ich habe mit allen Hoffnungen gebrochen und für immer. Nie könnte ich, nie wird sie selbst es mir je verzeihen können, wie arg ich an ihr gesündigt, wie ich das frische blühende Mädchen durch mein tolles Benehmen an den Rand des Grabes gezerrt habe!"

Während die beiden Freunde nun schweigsam und mit

trüben Gedanken beschäftigt sich nach dem Hause des Kaufmanns begaben, befand sich dieser selbst, wie wir bereits Eingangs dieses Capitels bemerkt haben, in erregtester Stimmung. Beide Hände auf dem Rücken gekreuzt, lief dieser sonst so ruhige gutmüthige Mann wie ein angeschossener Eber in seinem Zimmer auf und ab, während Bärndorf ihm Raison zusprach und es versuchte, seinem Freunde die zu der bevorstehenden Unterredung so nothwendige Ruhe beizubringen.

„So nimm Dich doch ein wenig zusammen, Alter!“ rief er endlich, als dieser wieder mit einer zornigen Verwünschung gegen den Architekten aufgefahren war, „Du bist ja gerade wie ein Kampfhahn gestimmt. Soll es da zu einer friedlichen Lösung des Conflictes kommen können?“

„Braucht's auch nicht! Soll's auch nicht!“ polterte Olbrich, „Wozu denn auch? Habe ich etwa noch eine Tochter vorräthig, um sie dem Felix in die Arme zu werfen? Und wenn ich deren ein Dutzend hätte, alle sollten sie eher alte Jungfern werden, ehe ich dem Menschen mehr eines meiner Kinder anvertrauen wollte!“

„So bist Du noch immer nicht überzeugt davon, daß ein grausames Spiel des Zufalls es war, das den jungen Mann geäfft, als er an jenem Abend vor dem Gartenzaun stehend, Zeuge sein sollte eines Gespräches zwischen Heinrich und Rosa, das ihn irre führen mußte, da er, wie mein Sohn behauptet, den Schlußsatz ihrer Worte nicht vernommen haben mochte, — Rosa ist ja auch meine Tochter, mein Kind, durch die Bande des Blutes mein Eigen, und wenn ich auch zugeben will, daß Du nicht weniger an ihr hängst, als ich dies thue, dennoch macht mich diese Liebe nicht blind, nicht rücksichtslos gegen den jungen Mann.

„Denke Dich an seine Stelle, Fritz! Du kommst heimlich nach Wien, um Deine Braut zu überraschen, das Herz glüht Dir voll Liebe, Du kannst den Augenblick nicht erwarten, wo Du sie an Deine Brust wirst ziehen können, als Dein alleiniges Eigenthum, als Dein geliebtes Weib.

„Da erblickst Du sie in stiller verschwiegener Mondnacht, an der Seite eines Mannes, der, wenn auch Dein Freund, ein gefährlich schöner junger Mann ist. Sie sind allein, sie scheinen es wenigstens zu sein, denn Du erblickst außer ihnen Niemanden in ihrer Nähe. Du hörst Worte der Liebe flüstern, und wie sie ihm sagt, daß er ihr theuer, über alle Maßen theuer ist, — den Zündstoff des Argwohns hatte früher schon die Mutter in Deine Seele geworfen durch einzelne Aeußerungen, weil auch sie an der Herzensreinheit des Mädchens zu zweifeln begonnen hat, — und Du fühlst Dich getäuscht, betrogen.

„In einem Anfall zweifelhafter Großmuth entsagst Du jetzt der Geliebten zu Gunsten Deines Nebenbuhlers, Du sendest ihr einen schriftlichen Beweis Deiner hochherzigen Entsagung, denn Du willst ihrem voraussichtlichen Glücke nicht hinderlich sein. Dieser Brief hat freilich eine furchtbare Wirkung auf das unglückliche Kind, aber diese Wirkung war von Dir nicht beabsichtigt, nicht einmal vorausgesetzt worden, Du wolltest ja nur Dich selbst elend machen und sie — frei!“

Olbrich schien einen Augenblick überführt von der Richtigkeit der Worte, die jetzt sein Freund zu ihm gesprochen, dann aber fuhr er wieder zornig, wie früher, in die Höhe, indem er schrie:

„Warum hat der Mensch nicht mit mir gesprochen, statt jene drei Wische zu schreiben und namenloses Unheil damit anzurichten?“

„Weil es ihm vermuthlich in jenem Momente an Kraft hierzu gefehlt haben wird“, erwiderte Bärndorf ruhig. „Glaubst Du denn, in seiner Brust wird kein Sturm gewühlt, sein Herz werden keine Qualen zerrissen und seine Gedanken wird die Verzweiflung über den unaussprechlichen Verlust, der ihn getroffen, nicht bis zum Aeußersten verwirrt haben?

„Fritz! Denke Dich ein wenig nur in seine Lage, und Du wirst ihn milder beurtheilen. Sieh mich an und lerne

von mir, wie man Toleranz übt. Weißt Du, auf wessen Veranlassung ich damals vom Bahnhof weg in die Irrenanstalt gebracht wurde? Es war Felix Erhard, der mich nicht kannte und der, als ich ihn zur Rechenschaft ziehen wollte, wegen seines an meinem Kinde begangenen Unrechts, mich für toll erklärte, um sich von meiner Person zu befreien."

„Was —? Auch das hat er verbrochen?!" schrie jetzt Olbrich noch wüthender als je zuvor. „Und ich soll den Schurken — "

„Ruhig! Kein Wort mehr dieser Art!" befahl Bärndorf ernst und strenge. „Er kannte mich nicht, hatte mich nie vorher gesehen, und ich, in meiner grenzenlosen Aufregung, die wohl in dem bereits erkrankten Blut ihren Grund fand, das seit zwei Tagen schon fieberhaft in meinen Adern rollte, ich habe ihn angefallen, wie ein Wegelagerer, habe ihn auf dem Perron des Eisenbahnhofes öffentlich vor den Leuten beschimpft, ich habe ihn herausgefordert und das Uebel, welches mich später ereilte, selbst heraufbeschworen. Willst Du nun unversöhnlicher sein als ich es bin? Habe ich weniger gelitten, als Du selbst?"

In diesem Augenblick pochte man bescheiden an die Thür. Es war Frau Christine, die ängstlich und befangen jetzt herein kam, schüchtern zu ihrem Gatten hintrat und, ihre Hand auf seinen Arm legend, stockend sprach:

„Fritz, Er ist da! Und ach, er sieht so elend aus!"

„Laß' ihn hereinkommen!" entgegnete ihr der Kaufmann kurz.

Noch einen leisen Wink wollte sie zu Bärndorf hinüberschicken, um seine Unterstützung zu erflehen, aber der war schon in das kleine Nebenzimmer hinein verschwunden, zu welchem er die Thür offenstehen ließ; wahrscheinlich wünschte er Zeuge zu sein der Verhandlung, die jetzt geführt werden sollte, um nöthigenfalls wieder herauszutreten und zu Gunsten

—

des Architekten einzuschreiten, wenn Olbrich etwa die Mäßigung verlor.

Kaum hatte Christine das Gemach verlassen, als Felix es betrat, und ruhig auf den Kaufmann zuschritt.

Nur einen Blick warf dieser auf den jungen Mann, und das barsche Wort, mit dem er ihn anreden gewollt, war verstummt. Ein Zug tiefen Mitleids prägte sich aus auf seinen Zügen, und anstatt, wie er es sich vorgenommen, ihn förmlich und kühl zu fragen: Was wünschen Sie von mir, Herr Architekt? breitete er jetzt tief erschüttert die Arme aus und rief: „Felix, so müssen wir uns wiedersehen?!"

Der junge Mann sank lautlos und still an die Brust, die sich ihm geboten; die Aufregung, in der er sich befand, hatte ihm die Sprache genommen.

Ach, und wie Felix aussah! Grausam hatten die Seelenmartern weniger Wochen diesen früher so blühenden und kräftigen Mann verändert. Er glich einer jungen, königlichen Eiche, die, an der Wurzel erkrankt, dem Absterben nahe ist.

Olbrich sah ihn eine Weile mit tiefem Mitleid an, dann zog er ihn auf einen Stuhl neben sich und sprach milden Tones:

„Junger Freund, warum hatten Sie nicht mehr Vertrauen zu mir? Warum räumten Sie dem Mißtrauen, der Eifersucht eine solche Gewalt über sich ein? Aber, wie ich höre, trägt Ihre Mutter einen größeren Theil der Schuld daran, als Sie selbst. Sie hat den Samen des Argwohnes in Ihr Herz geworfen und der ist wuchernd aufgegangen und hat böse Früchte getragen!"

„Herr Olbrich, Sie thun meiner armen Mutter schweres Unrecht!" entgegnete dieser, traurig den Kopf schüttelnd. „Wohl hat sie hin und wieder in ihren Briefen an mich leisen Befürchtungen Ausdruck gegeben, die Anwesenheit meines Freundes in Ihrem Hause betreffend, für welchen

meine Braut — Fräulein Rosa, eine fast auffallende Zuneigung an den Tag gelegt haben sollte; ich selbst aber habe stets nur gelächelt zu solchen Worten, die ich für nichts Anderes gehalten als übergroße mütterliche Sorge um das Glück des heißgeliebten, einzigen Sohnes. Was mich aber mit einem Male schwarz sehen ließ und mein Herz mit furchtbarer Angst erfüllte, es war Ihr Brief, Herr Olbrich".

„Mein Brief —?" fiel ihm dieser jetzt erschrocken in die Rede.

„Ja, Ihr Brief!" Jener Brief, in welchem Sie mich zu sich beschieden, eine geheime Unterredung mit mir forderten, deren Zweck sein sollte, mir ein ernstes und wichtiges Geheimniß zu enthüllen, und zwar noch vor meiner Verbindung mit Ihrer Tochter, weil Sie befürchteten, ein längeres Geheimhalten könne später das Glück unserer Ehe gefährden. Dieser Brief war in räthselhafter Weise abgefaßt, gab so Vieles zu denken und zu errathen, daß er plötzlich einen Wiederhall weckte jener Worte, die aus dem Herzen meiner ängstlichen Mutter gekommen waren. Zum ersten Male gab ich diesen Worten jetzt eine Bedeutung, die Möglichkeit trat vor meine Seele, daß in dem Herzen meiner Braut eine Wandlung vor sich gegangen sein konnte, die mich zu Gunsten eines Anderen aus demselben verdrängt habe.

„Ich konnte, ich wollte nicht länger warten, um Gewißheit zu verschaffen, und reiste augenblicklich nach Empfang Ihres Briefes ab, um hierher zu eilen und jenes für mich so bedeutsame Geheimniß aus Ihrem Munde entgegenzunehmen.

„Ich benutzte den Abendzug und legte den Weg vom Bahnhof nach Ihrem Hause zu Fuß zurück, da die Nacht eine wunderherrliche war. Ich wollte heimlich und ungesehen in's Haus schleichen, um, Ihrem Wunsche Rechnung tragend, vorerst Sie sprechen zu können, Herr Olbrich, ehe ich mit Ihrer Tochter oder sonst Jemandem aus der Familie zusammentraf. Leicht sollte es mir werden, wie ich dachte,

ohne bemerkt zu werden, meiner Mutter Wohnung erreichen und dann mit Ihnen selbst später zusammentreffen zu können.

„Da führte mich der Weg an Ihrem Garten vorbei. Taghell beleuchtete das Mondlicht denselben, und auf dem hellglänzenden Kies sah ich plötzlich Heinrich mit Rosa Arm in Arm und in zärtlichem Geflüster begriffen, des Weges kommen.

„Der hohe, dichte Stacketenzaun verbarg mich ihren Blicken. Dämon Eifersucht hatte sich meines Ich's mit Blitzesschnelle bemächtigt und als dann jene Worte an mein Ohr tönten, die Sie bereits kennen werden und die auch den leidenschaftslosesten Menschen irre führen konnten, da war ich dieses Dämons Opfer geworden, ich — und viele Andere mit mir!

„Zwar weiß ich auch heute noch nicht, was jenes Geheimniß, das Ihr Brief mir in Aussicht gestellt, für mich enthalten sollte, lesen Sie ihn aber jetzt selbst noch ein Mal, Herr Olbrich, und dann sagen Sie mir, ob er im Stande gewesen, meinen Argwohn zu wecken oder nicht".

Hastig griff der Kaufmann nach dem ihm gebotenen Schriftstück und durchlas es langsam. Dann reichte er dasselbe dem jungen Mann wieder, indem er, schmerzlich den Kopf neigend, sprach:

„Ja, ja, mein armer, junger Freund, der ist leider wirklich so abgefaßt, daß man zwischen seinen Zeilen ein ganzes Anklage-Protokoll an Treulosigkeiten herausfinden kann. Aber um das handelte es sich, weiß Gott, nicht. Was ich Ihnen mittheilen wollte, ließ mein armes Kind, sowohl, wie den jungen Mann, der sich Ihren Freund nannte. und noch nennt, rein, wie vom Himmel fallender Schnee.

„Ich will und muß Ihnen aber nun, auch wenn es keine Bedeutung mehr für Sie haben sollte, das Geheimniß, um welches es sich in jenem Briefe gehandelt, entschleiern; ehe ich dies aber thue, geloben Sie mir als Ehrenmann, das

was ich Ihnen sagen werde, in Ihrer Brust bewahren zu wollen, bis ich selbst Sie ermächtigen sollte, es Anderen mitzutheilen. Wollen Sie das?"

„Hier, meine Hand darauf und mein Wort als Mann, das mir unter allen Umständen heilig ist!" gelobte Felix.

„Nun denn, so hören Sie", sprach Olbrich. „Sie haben um Rosa's Hand bei mir geworben, und ich habe Ihnen dieselbe zugesagt, gleichwohl ich eigentlich kein Recht hierzu hatte".

„Wie, kein Recht — als Vater?" fiel ihm der junge Mann überrascht in's Wort.

„Als Vater? Nein! Denn ich war es nicht. Rosa ist nicht meine Tochter".

Felix sprang erschrocken und erstaunt von seinem Stuhl auf. „Nicht Ihre Tochter? — Und wessen Tochter ist sie denn?"

„Sie ist das Kind jenes Mannes, der mein Jugendfreund gewesen und der gleich nach der Geburt dieser Tochter seine Gattin durch den Tod verlor; der darauf in die weite Welt zog mit seinem älteren Knaben und mir und meiner Christine die Sorge für das Wohl des neugeborenen Kindes überließ. Dieser Mann ist es gleichzeitig, der jetzt Partei für Sie genommen, der Ihre Vertheidigung so warm geführt, daß ich, Ihnen günstiger gestimmt, die von Ihnen erbetene Unterredung bewilligte, was unter anderen Umständen nie geschehen wäre, denn es hatte sich meines Herzens eine grenzenlose Abneigung gegen Sie bemächtigt seit jenem unheilvollen Morgen, an welchem unsere Rosa so gefährlich erkrankte".

„Und wo ist dieser Mann? Wie heißt er?" forschte Felix im höchsten Grade erregt.

„Sein Name —" wollte Olbrich sagen, da fiel ihm Bärndorf in die Rede, der eben aus dem kleinen Seitenzimmer trat mit den Worten: „Hier steht der Vater vor Ihnen!"

„Sie? Sie!" schrie Felix, als er auf den ersten Blick schon den Mann erkannt hatte, der ihm auf dem Perron

des Bahnhofgebäudes eine so stürmische Scene gemacht, und den er für einen Verrückten gehalten.

„Ja, ich bin es, junger Mann. Bin Derjenige, welcher vor acht Wochen etwa Rechenschaft von Ihnen forderte für das Unrecht, welches Sie an meiner Tochter begangen, bin Derjenige, den Sie für wahnsinnig erklärten, und der, auch von der Menge dafür gehalten, in's Irrenhaus gebracht wurde, aus welchem mich mein guter Olbrich hier befreite, um mich heimzubringen in sein Haus, wo ich ihm später durch eine lange schwere Krankheit Sorgen genug bereitet habe".

„Heiliger Gott, wie kann ich so viel Unrecht je gut machen!" stieß Felix verzweiflungsvoll hervor. „Oh, hätte ich eine Ahnung gehabt, mit wem ich es zu thun hatte —!"

„Ruhig, lieber Freund! Ich spreche Sie von aller Schuld frei! Was damals geschehen ist, habe ich durch eigene krankhafte Leidenschaftlichkeit wohl selbst verschuldet, und heute zählt das nicht mehr.

„Nun aber lassen Sie mich Ihnen Eines sagen: Was Ihnen mein Freund Olbrich soeben vertraute, soll auch fernerhin für die Welt ein Geheimniß bleiben, für die Welt und auch — für meine Tochter selbst. Rosa wird vielleicht nie erfahren dürfen, daß sie mein Kind ist, das warum erlassen Sie mir wohl.

Was Sie betrifft, so mußten Sie wissen, um was es sich gehandelt hat, als man Ihnen Mittheilungen, Ihre ehemalige Braut betreffend, machen wollte, damit auch nicht der leiseste Schatten mehr hafte auf dem makellos reinen Seelenleben unserer Rosa.

„Vielleicht, und wir wollen es zu Gott hoffen, gleichen sich die Hindernisse dereinst noch alle wieder aus, die sich jetzt zwischen Sie selbst und unser Mädchen aufgethürmt haben, und dann werden wir auf die jüngst durchlebten dunklen Stunden zurückschauen wie auf schwere Prüfungen, die uns der Herr geschickt, unseren Muth zu bewahren und

unsere Demuth. Bis dahin aber, lieber junger Mann, lassen Sie uns Freunde sein. Ich glaube, wir sind Einer des Anderen werth!"

Tief erschüttert zog Felix die Hand an sein Herz, die ihm Bärndorf reichte, und Olbrich frug ihn jetzt rasch:

„Wissen Sie schon, lieber Erhard, daß Rosa's Vater auch der Vater Ihres Freundes Heinrich ist?"

Ueberrascht blickte dieser auf. „Ja, wahrhaftig, — ich entsinne mich jetzt, daß — aber, großer Gott, dann sind die Beiden ja Geschwister —?!"

„Sie sind es, haben aber keine Ahnung von diesem Umstand, und ich bitte Sie nochmals, das Geheimniß Jedermann gegenüber, ohne Ausnahme, streng bewahren zu wollen!" entgegnete Bärndorf, worauf Felix ein stummes Zeichen des Einverständnisses machte.

„Darf ich eintreten —?" hörte man jetzt von außen die leise Frage Mutter Olbrich's, und der Kaufmann antwortete ihr mit einem energischen: „Immer zu, Tina!"

Ziemlich ängstlich schob sich jetzt die kleine runde Frau zur Thüre herein und eben so ängstlich blickte sie von Einem zum Anderen der drei Männer. Dann, als sie gewahr wurde, daß sie Alle im Grunde genommen recht gemäßigt aussahen, — sie hatte sich namentlich ihren Mann außer Rand und Band gekommen vorgestellt — schob sie diesem einen Zettel zu mit den Worten:

„Ich glaube wahrhaftig, lieber Alter, wir leben in den Zeiten der Wunder!"

„Na, was giebt's denn?" meinte da lächelnd der Kaufmann, während sie selbst verstohlen die Hand des Architekten ergriff und heimlich recht warm drückte.

„Ein Telegramm an Dich, Mutter? Und aus Marbach kommend?" rief Olbrich überrascht, dann entfaltete er den Zettel, las ihn, schrie laut auf und reichte ihn Bärndorf hin. Dieser hatte kaum seinen Inhalt erfaßt, als er, seine Hand auf Felix's Schulter legend, sprach:

„Herr Architekt, wünschen Sie nicht auch zu erfahren, was da meines Freundes kleine Johanna ihrer Mutter kund und zu wissen thut?“

Der Angeredete verneigte sich höflich, aber stumm. In Wirklichkeit empfand er augenblicklich wenig Theilnahme für die Interessen Derjenigen, die er eigentlich schon seine Schwägerin genannt hatte.

„Nun, so hören Sie!“ begann Bärndorf wieder, räusperte sich ein wenig, wie um Zeit zur eigenen Fassung zu finden, während Frau Olbrich mit zitternden Händen an ihrer Schürze zog, und Olbrich eine prächtige Havanna zu Pulver zerrieb. „Liebe Mutter!“ las er, „Mit Rosa ist eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen, sie ist gesund und froh, wie ein Vogel in der Luft, will aber augenblicklich fort von hier. Wir kommen heute Abends mit dem Dampfboot in Wien an. Wenn wir nur Felix auch dort finden könnten! Macht es möglich! Eure Johanna!“

Wie als habe er schlecht gehört, schlecht verstanden, griff der Architekt hastig nach dem Telegramm, und als er die Worte, die es enthielt, selbst gelesen, drückte er den Zettel an seine Lippen und stammelte: „Großer Gott, wär's möglich? Sollte sie mir verziehen haben, sollte das Glück mir wieder lächeln?“

„Bei Gott und den Weibern ist Alles möglich. Nicht so, Tina?“ lachte der Kaufmann, während er sie, sehr zufrieden gestimmt, in seine Arme zog.

„Der Allmächtige bürdet uns nie mehr auf, als wir zu tragen im Stande sind, darum auch sollen wir nie verzweifeln!“ sprach Bärndorf, und seine Hand auf Felix's Schulter legend, setzte er hinzu: „Das Beste am Uebel und das Uebel an dem Besten ist seine Vergänglichkeit!“

Zweiundfünfzigstes Capitel.

Das eben ist der Liebe Zaubermacht,
Daß sie veredelt, was ihr Hauch berührt,
Der Sonne ähnlich, deren goldner Strahl
Gewitterwolken selbst in Gold verwandelt.
Grillparzer.

Auf dem Franz=Josefs=Quai bewegte sich eine dichtgedrängte Menschenmenge. Theils waren es promenirende Damen, die, an der Seite courmachender Herren langsam und stolz einherschreitend, mit ihren riesig langen Schleppen den Staub aufwirbelten zu Nutz und Frommen ihrer neben ihnen hertrippelnden Kleinen, deren zarte Lungen in solcher Atmosphäre wohl ganz besonders gedeihen mußten; theils waren es geschäftig ab und zu gehende Leute der Arbeit, Dienstmädchen mit kleinen Kindern und großen Soldaten, Schutzmänner und Packträger, Bummler und solche Personen, die auf die Ankunft des Dampfers wartete, der, aus der oberen Donaugegend kommend, ihnen Freunde oder Verwandte bringen sollte.

Das Schiff kam bereits in Sicht, und der Carlssteg war von einem bunt zusammengewürfelten Publikum besetzt, das da dem hübschen Schauspiel zusah, welches das Einlaufen des netten Dampfers bot, auf dem ebenfalls so viele Passagiere sich befanden, daß kein unbesetztes Plätzchen auf dem Verdeck sichtbar ward. Tücher wurden jetzt geschwenkt, und Hände erhoben sich zum Gruße, gleichwohl man vorläufig weder vom Schiffe aus, noch vom Landungsplatze die Person erkennen konnte, die man mit dem Herzen schon zu sehen meinte.

Unter Denjenigen, welche der kleinen Landungsbrücke am nächsten standen, befand sich ein älterer stattlicher Herr,

mit einer schlanken jugendlichen Dame am Arm, deren prachtvolle Gestalt, deren interessante Gesichtszüge die bewundernden Blicke aller ihr Nahestehenden auf sich zog. Hinter diesen Beiden hatten zwei junge Männer Stellung genommen, die zu ihnen gehören mochten, von denen Jeder aber jetzt seine Sehorgane bis auf's Aeußerste anstrengte, um die Person Derjenigen zu erkennen, um welcher willen er ja eigentlich hier zu sein schien.

Jetzt wurde die kleine Signalglocke in Bewegung gesetzt, welche das Zeichen gab zum Anlegen des Schiffes. Rascher peitschten die Speichen des Schaufelrades die Wellen, ein durchdringender Pfiff, den der ausströmende Dampf hören ließ, und die „Gisela" lehnte ihre schöne Brust an die kleine Uebergangsbrücke, über welche jetzt lachend, rufend, grüßend und suchend die Fluth der Passagiere sich wälzte, um, nach Gepäck und Wagen verlangend, das eigene Heim oder ein gutes Hotel dann aufzusuchen.

„Sollen wir nicht jetzt durch- und auf das Schiff zu kommen trachten?" frug jetzt der älteste der drei Herren die Dame an seinem Arm.

„Nicht nöthig, Herr Olbrich", antwortete ihm Cylla, „Sie entgehen uns nicht! Ich kenne der Baronin Art, die liebt kein Gedränge und ist immer eine der Letzten, welche das Schiff verlassen. Irre ich nicht, so lehnen sie alle drei dort an der Brüstung in der Nähe des Steuerrades. Ah, wenn es doch nicht so sehr dunkel geworden wäre! Man ist fast nicht im Stande mehr, ein Gesicht zu erkennen. Aber — ja, ja, sie sind's, und nun scheinen sie auch uns gesehen zu haben!" Bei diesen Worten griff Cylla nach ihrem Taschentuch und schwenkte es grüßend durch die Luft.

Augenblicklich und lebhaft wurde das Zeichen von drüben erwidert.

„Ich habe nicht den Muth zu bleiben!" sprach jetzt bebenden Tones der Eine der jungen Männer zum Anderen, und dieser, eine hünenhafte Gestalt, antwortete ihm lachend und

ihn ermuthigend: „Sei nicht thöricht, Felix, Du bleibst da! Bin ich nicht lang und breit genug, um Deine Gestalt ihren unfreiwilligen Blicken verbergen zu können? Sucht Rosa's Auge Dich aber selbst, nun dann wirf Dich ihr nur rasch zu Füßen, das wirkt versöhnend!"

Das Schiff hatte sich fast vollständig geleert, und nur die drei Damen, in welchen wir die Baronin Saldern, Rosa und Johanna erkannten, befanden sich noch auf demselben. Jetzt aber schickten auch sie sich an, dasselbe zu verlassen, und nachdem sie einigen Trägern ihr Handgepäck übergeben hatten, eilten sie dem kleinen Brückensteg zu, auf welchem ihnen schon Olbrich, Cylla und Heinrich entgegen kamen.

Felix aber hatte sich mit Gewalt von seinem Freund losgerissen und sich zurückgezogen in das tiefe Dunkel der Veranda, die um das kleine Stationshäuschen lief.

„Vater! Geliebter Vater!" rief eine volltönende klare und fröhliche Mädchenstimme, und schon lag Rosa an der Brust Olbrichs, der laut jubelnd seinen Liebling umschlang, herzte und küßte.

„Mein Zuckerpüppchen! Mein Prachtkind! Meine Herzenslust!" schrie der Kaufmann wie närrisch vor Freude, als er in ihr rosiges, blühendes und fröhlich aussehendes Gesichtchen blickte. „In Marbach oben muß ja ein wahres Götterklima herrschen, da Du Dich dort so merkwürdig schnell erholt hast!"

Die Baronin hatte mittlerweile Cylla in ihre Arme geschlossen, und, sie herzlich auf beide Wangen küßend, ihr zugeflüstert: „Auch Du bist also Braut, meine Tochter? Wie mich das freut! Und glaubst Du an der Seite des nicht mehr jungen Bärndorf auch glücklich werden zu können?"

„Ich glaube, ich fühle es!" erwiderte ihr Cylla zuversichtlich.

„Nun, dann segne Gott Deine Wahl! Du hast Dich zwar spät für einen Mann entschieden, hoffentlich jetzt aber zu Deinem Glücke!"

Was endlich Johanna betrifft, so hatte sich dieser der junge Baron bemächtigt und küßte und liebkoste jetzt seine Braut in einer Weise, als ob er sie schon Monate lang schmerzlich vermißt, als ob er sie Jahre lang schon wie ein Verrückter begehrt habe.

„Laß mich los, Wildfang! du zerknitterst meinen Hut ja in einer Weise, daß ich ihn gar nicht mehr werde aufsetzen können!“ rief sie ihm mit erheucheltem Zorn zu.

„Beruhige Dich über diesen Verlust, ich kaufe Dir einen anderen!“ entgegnete er ihr und drückte ihren Kopf, ihn mit beiden Händen fassend, auf's Neue an sich.

„Johanna! Wo bist Du denn?“ rief jetzt der Kaufmann, sich auch nach diesem seinem Kinde umblickend.

„Hier, Du Rabenvater! Der Du kein Auge hast für deine jüngste Tochter und die, dem Erbarmen eines Wütherichs preisgegeben, alle Liebe von der Firma beziehen muß!“ lachte das Mädchen, warf sich dem Vater an den Hals, drückte rasch einen kräftigen Kuß auf seine Wangen und flog dann wieder zu Heinrich hinüber. Olbrich aber meinte:

„Wollen wir jetzt nicht unsere Wagen besteigen, um nach Hause zu kommen? Mutter und Bärndorf werden uns schon mit Ungeduld erwarten und ebenso die Jungens, die heute noch ein Feuerwerk veranstalten wollen zur Verherrlichung Eurer Rückkehr!“

Olbrich bot der Baronin seinen Arm, während er dabei scharf zu Rosa hinübersah, die jetzt verstohlene aber sehnsuchtsvolle Blicke nach dem Quai sandte, wie als suche sie dort nach irgend Jemand.

Endlich bemerkte sie es, daß Cylla sich genähert hatte, um sich ihr als Begleiterin beizugesellen.

„Kommen Sie, liebe Rosa!“ sprach die Creolin, freundlich ihre Hand ergreifend und diese auf ihren Arm legend. „Wir wollen dem Zug vorangehn!“

Und während sie das scheu nach rechts und links blickende Mädchen mit sich fortzog über die Brücke und die

Steintreppen hinauf, die zu dem Damm führten, wo die Wägen ihrer harrten, folgten dicht hinter ihnen die Baronin mit dem Kaufmann, und in ziemlich bedeutender Entfernung Heinrich mit seiner übermüthigen kleinen Braut.

Es war mittlerweile vollständige Dämmerung eingetreten und nur einige Gasflammen beleuchteten jetzt den Aufgang zum Damm.

Eben hatten Rosa und Cylla die letzte Steinstufe überschritten, als Erstere noch einen ängstlich suchenden Blick nach der in tiefem Schatten liegenden Veranda gleiten ließ, wo eine dunkle Gestalt regungslos an einem der hölzernen Pfeiler lehnte.

„Vermissest Du Etwas, liebes Kind —?“ rief ihr jetzt Olbrich zu, ahnend was, oder vielmehr wer das sein konnte.

„Nein, lieber Vater“, stotterte das Mädchen verlegen, „ich dachte nur —“

In diesem Augenblick brannte der Laternenmann, der sich heute ein wenig verspätet, oder auf das vom Kalender versprochene Mondlicht gerechnet haben mochte, auch die Flamme an, welche die Veranda zu beleuchten hatte, und gleichzeitig ergoß sich ihr volles Licht über die daselbst lehnende männliche Gestalt.

„Felix! Mein Felix!“ schrie jetzt Rosa auf, riß sich los von Cylla und flog auf den jungen Mann zu, der ihr stumm seine Arme geöffnet hatte.

Es gab zum Glück keine fremden Zuschauer mehr für die jetzt folgende bewegte Scene, außer einigen Gepäckträgern, dem Laternenmann und einem Polizisten, und was diese betraf, so besaßen sie so viel richtigen Takt, in der Zeit weder hören noch sehen zu wollen, und entfernten sich wie auf Commando von der Veranda.

„Rosa! Rosa! Könntest Du mir verzeihen, was ich an Dir verbrochen habe?“ stammelte der Architekt, und schon

kniete er zu ihren Füßen und bedeckte ihre beiden kleinen Hände mit glühenden Küssen.

„Ach, ich habe Dir nichts zu verzeihen, mein Felix“, schluchzte sie, „denn daß Du an mir gezweifelt, das hast Du wohl schon tausendfach gebüßt, ich sehe es!“ Und sie zog ihn zu sich empor, schlang ihre beiden Arme um seinen Hals und schien die ganze Welt um sich her vergessen zu haben.

„Lassen wir sie allein. Sie haben sich selbst gewiß mehr zu sagen als uns!“ flüsterte Olbrich, indem er die Baronin und Cylla in den ersten Wagen hob, sodann kategorischen Tones seine saumselige kleine Tochter und deren noch saumseligeren Bräutigam zur Eile mahnte und auch diese Beiden einsteigen hieß, hierauf den Wagenschlag schloß und dem Kutscher die Abfahrt befahl.

Das Pärchen unter der Veranda durfte er freilich auch nicht hier zurücklassen, er näherte sich daher demselben, hustete geräuschvoll, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und indem er sie dann zum zweiten Wagen führte, meinte er gutmüthig:

„Ihr habt wohl nichts dagegen, Kinderchens, wenn ich mich auf den Bock zum Kutscher setze; wißt, es ist mir um eine Cigarre zu thun, nach der ich schon seit einer Stunde schmachte, und in freier Luft geraucht, schmeckt solche bedeutend besser!“

Und die beiden undankbaren Geschöpfe verzichteten freudigen Herzens auf die Gesellschaft des guten Mannes.

— — — — — — — — — — — —

In dem großen luftigen Gartensalon, wo wieder einmal der Jasmin seine tausend kleinen süßduftenden Köpfchen zu den geöffneten Fenstern hereinsteckte, prangte eine prächtige Tafel mit herrlichen Kuchen und Früchten bedeckt; zwischen jedem der Gedecke gab es kleine Sträußchen aus Reseda und Heliotrop, während ein Riesenbouquet von der Mitte der Tafel stolz niedersah auf die dunklen Flaschen mit den silber=

weißen Köpfen, die da im Eise glitzerten und darnach strebten, wieder einmal zum Entzücken der Menschen aufbrausen und die Geister wecken zu können.

Die alte Hanne blickte sorglich überall hin, ob auch nirgends etwas fehle, und die junge männliche Nachkommenschaft des Hauses Olbrich half ihr dabei, machte ihr aber auch viel Aerger, denn wo es heimlich Etwas zu naschen gab, da wurde die Gelegenheit benutzt.

Im Hause selbst waren alle Zimmer hell erleuchtet und zum Empfang der lieben Heimkehrenden in Bereitschaft gesetzt. Frau Christine trippelte in größter Aufregung und Ungeduld von einem Gemach ins andere, sah zehnmal auf die Uhr und eben so oft aus dem Fenster. Die Zeit schien ihr lahm geworden zu sein, und Bärndorf, der consequent in einer Fensternische postirt blieb, um der Erste zu sein, der die Erwarteten sehen sollte, neckte sie mit spöttischen aber gut gemeinten Bemerkungen über ihre Rastlosigkeit.

Endlich hörte man Wagengerassel, endlich waren sie da!

Mit wildem Freudengeschrei stürzten die Knaben aus dem Garten, um auf Rosa zuzufliegen und diese förmlich in Stücke zu reißen. Auch Hanne, die gute, treue, alte Hanne, war pustend und schnaubend durch das Gartenthürchen gelaufen gekommen, so weit dies nämlich ihre Fettleibigkeit gestattete, und energisch mit ihren dicken Armen die Knaben abschüttelnd, bemächtigte sie sich ihres Lieblings und küßte Rosa's Hand und, ohne viel dabei zu denken, auch die Stirne, die sich ihr willig und freudig bot. Dem Architekten, der hinter dem Mädchen stand, dem nickte die Alte dabei wohlwollend und verständnißinnig zu, wie als wollte sie sagen: „Das ist schön und recht, daß Ihr wieder bei einander seid!“ Rasch stiegen die Angekommenen jetzt die Treppen hinauf, die zu den Wohnzimmern führten. In dem größten derselben, das immer des Abends die Familie zu vereinigen pflegte, warteten ihrer Frau Olbrich und Bärndorf.

Letzterer hatte sich ein wenig zurückgezogen nach dem

Hintergrunde zu, um aus der Ferne seine wieder genesene Tochter beobachten zu können.

Diese flog jetzt Frau Olbrich an den Hals und rief: „Mutter, Mutter, da hast Du Deine Tochter wieder, gesund und heil, und Deinen Sohn Felix dazu!“ Und den Geliebten herbeiwinkend, sah sie es mit Entzücken, wie auch dieser von der guten Frau geliebkost ward. Plötzlich aber blickte das Mädchen um sich: „Onkel Bärndorf! Onkel Bärndorf, wo ist er?“ — forschte sie.

„Hier, mein Kind!“ antwortete dieser und trat auf sie zu. „Wird auch mir ein Willkommen aus Deinem Munde?“

„Ach, ich weiß ja, was Du für Felix gethan, wie Du seine Partei ergriffen hast, Onkel Bärndorf. Er hat es mir erzählt und er schwört darauf, daß er Dich lieben wolle sein ganzes Leben lang wie den besten aller Väter! Ach, Onkel Bärndorf, auch ich will Dich lieben, von ganzem Herzen, aus ganzer Seele, für das, was Du an ihm gethan, und gleichzeitig bitte ich es Dir ab, daß ich mich einst vor Dir gefürchtet habe, ohne mir Rechenschaft geben zu können, weshalb.

„Hätte ich nicht einen Vater, dem Keiner gleichkommt auf der ganzen weiten Welt, ich würde sagen: ich will Dich lieben wie ihn! Aber das kann, das darf ich nicht! Du sollst mein süßer, mein einziger Onkel sein und nach Väterchen dort, den ich anbete — mein nächster, bester theuerster Freund! Willst Du?“ —

Also hatte Rosa mit einer Leidenschaftlichkeit gesprochen, die an ihr eine Seltenheit war, dann aber Bärndorf's Kopf mit ihren beiden Händen zu sich niedergezogen und ihre Lippen innig auf die seinen gedrückt. Als sie ihn wieder frei gab, sah sie, daß sein Auge von Thränen verdunkelt war, und erschrocken rief sie: „Onkelchen, ist es Dir nicht recht, daß ich Dich so lieben will?“

Er strich sich mit der Hand über die Stirne, während die Baronin mit dem Kaufmann und seiner Frau traurige

Blicke wechselte, dann sprach er leise: „O mein Kind, es ist ja mehr, als ich je erwarten konnte, mehr, als ich um Dich verdient habe!“

„Vater!“ riefen Heinrich und Felix zugleich, indem sie Bärndorf umschlangen, „wir wollen Dir gute, liebevolle Söhne sein!“

„Und ich?“ — lispelte ihm jetzt eine weiche seelenvolle Stimme in's Ohr. Es war die Cylla's, die seit wenigen Stunden ebenfalls um das Geheimniß von Rosa's Geburt wußte, und deren Herz sich schmerzlich zusammenzog bei dem Gedanken, sein eigenes mit Schmerz erfüllt zu wissen.

Rasch wandte er sich um, und Cylla an sein Herz ziehend, flüsterte er ihr bewegt zu:

„In Dir, Cylla, wird meiner Seele Frühling nochmals wiederkehren, und wenn dann der Winter des Lebens über mich hereinbricht, dann wird Deine Liebe ihn verschönern und erwärmen, dann wirst Du mir das Ende süß machen wie Du den Wiedereintritt in's Leben mir gemacht hast!“

Von Niemand vernommen außer ihr selbst, waren diese Worte an ihr Ohr gedrungen; wie glücklich aber machten sie Cylla! Jetzt erst hatte das Leben Bedeutung für sie gewonnen, früher war sie ja eine Null, eine Nebenzählige gewesen in der Gesellschaft, in der sie sich bewegte.

„Spätes Glück, dauerhaftes Glück!“ raunte ihr jetzt die dicke alte Hanne zu, die mit verklärtem Lächeln auf alle die wonneseligen Gesichter rings umher geblickt hatte. Leise hatte sich die treue Dienerin eben an Cylla herangeschlichen, um diese ihrem Plane zu gewinnen; sie wollte nämlich die Herrschaften schon gar zu gerne allesammt im Gartenpavillon an der Tafel sitzen sehen, weil sonst, wie sie fürchtete, die Krebssuppe zu scharf und der Braten zu braun werden könnte. Darum sollte Fräulein Cylla zu Gunsten ihrer culinarischen Producte einschreiten und als sie jetzt bemerken mußte, daß auch diese sich mehr mit ihren Herzensinteressen

statt mit jenen des Magens zu beschäftigen schien, da gab sie denn obige Schlußphrase zum Besten, folgernd, daß Cylla sich dankbar für dieselbe erweisen und die Gesellschaft in den Garten treiben werde.

Und sie hatte sich nicht verrechnet. Bald darauf saßen sie Alle fröhlich und munter beisammen, und Gott Amor konnte seine Freude haben an den drei Paaren, die er hier zusammengekuppelt, und die so vollständig für einander zu passen schienen.

Die ernste, fast möchten wir sagen, patriarchalische Neigung, die Bärndorf mit dem Mädchen verband, das längst über die Jahre hinausgekommen war, wo die Illusionen allein herrschen, sie prophezeite ein ruhiges, stilles Glück.

Rosa und Heinrich verkörperten die ideale schwärmerische Liebe, diejenige, die in den höheren Regionen sich bewegt, die man nicht zu berühren wagt, weil sie dem Flügel des Schmetterlings gleicht, zart, unnahbar und doch so wunderbar schön.

Die reale, tüchtige, freilich etwas an Leidenschaft grenzende, fast hätten wir gesagt: hausbackene Liebe repräsentirten Heinrich und Johanna. Ungebunden und voll Ausgelassenheit, wie sie es früher vor ihrem Verliebtsein gewesen, war sie jetzt wieder geworden, die kleine wilde Hummel, wie sie der Vater nannte; Witz und Humor sprudelten nur so über ihre kirschrothen Lippen, und wenn sie ihren Heinrich so recht mit sich fort gerissen hatte im tollen Uebermuth, da meinte die Baronin immer voll Erstaunen, aber sehr zufrieden:

„Mein sanfter Heinrich von ehedem, — was ist aus Dir geworden?“

„Ein Ehemann comme il faut, Mama! Der es nie wagen wird, mir ein schiefes Gesicht zu machen, weil er's gar nicht zu Stande bringen soll!“ lachte dann Johanna ihr zu und küßte ihren Bräutigam in ziemlich hörbarer Weise.

Dreiundfünfzigstes Capitel.

— — Der Schmerz
Bleibt still zurück in der vergangenen Stunde,
Ein Sohn der Erde, die ihn sterblich zeugt; —
Doch Freude lebt, die zarte Himmelstochter,
Klar, als ein ewiger Gedanke fort,
Und jeder neue Morgen bringt sie wieder.
Th. Körner.

Wieder leuchtete die Sonne hell vom wolkenlosen tiefblauen Himmel über das kleine Marbach, noch blühten und dufteten die Rosen vor dem Häuschen der Frau Kramer, es lag aber heute, des Wochentages wegen, eine fast feierliche Stille auf dem Marktflecken, und keine menschliche Seele war sichtbar außer einigen Kindern, die am Donauufer mit Steinchen spielten.

Jetzt kam Frau Kramer unter die Thüre ihres Hauses. Ihre Erscheinung war heute eine imposante, und sie selbst schien das zu fühlen, denn ihr Fuß trat sicherer den sandigen Boden als sonst, und ihr Kopf senkte sich mehr nach rückwärts als nach vorne, wenn sie um sich blickte.

Frau Kramer trug ein Kleid aus schwerer zimmetbrauner Seide, mit sehr kurzer Taille, und der Rock desselben besaß mindestens zehn Meter im Durchmesser. Die prachtvolle Robe hatte ihre gottselige Großmutter schon besessen und sie in ihren Flitterwochen getragen, wenn sie am Arme ihres Gatten, des jetzt ebenso gottseligen ehrsamen Bürgermeisters von Marbach, zur Kirche gegangen war.

Um den ganz anständig entwickelten Blähhals der guten Frau Kramer wanden sich zehn Reihen sogenannter Kropf-

perlen, deren Werth, wenn sie dieselben trug, allemal den Neid der weiblichen Menschheit von Marbach erweckte. Eine goldene Uhr von der Form einer prachtvollen Riesenzwiebel, hing an fingerdicker Kette über ihrem hochwogenden, durch Fischbein künstlich aufgestapelten Busen und auf dem glattgescheitelten Haar, das heute ein tüchtiges Quantum Nelkenöl einzusaugen verurtheilt worden war, thronte eine Haube von echten, aber mindestens zehnmal schon gewaschenen Blondspitzen, mit Blumen, Straußfederchen und hochrothen Bändern verziert. Auch staken die breit gearbeiteten Hände der würdigen Frau Kramer in mächtigen Handschuhen aus weißem dicken Leder, die früher vielleicht Eigenthum eines Dragoner-Wachtmeisters gewesen sein konnten, denn ihre Finger waren um ein Drittheil zu lang und am Knöchel waren sie wieder zu kurz.

Dieses letztere Toilettenstück schien übrigens Frau Kramer zu belästigen, denn mit einem leisen ärgerlichen Seufzer entledigte sie sich desselben wieder und schob es vorderhand in die voluminöse Tasche ihres Kleides; dann legte sie die glücklich entblößte Hand über die Augen und sah den Strom hinab, ob von dorther sich noch nichts blicken ließe.

Jetzt rauschte es hinter ihr wie mächtig gesteifte Unterröcke, und es waren auch solche, die den Lärm verursachten, in ihnen aber bewegte sich ein hübsches Mädchen von ungefähr 17—18 Jahren, in welchem wir die Kaufmann-Netti wiedererkennen.

Heute war besagte Netti fein wie eine Stadtdame herausgeputzt, und sah man es ihrem Kleid sowohl, wie auch den Blumen an, die ihren Kopf und Busen schmückten, daß diese Residenz- und nicht Dorfgeschmack ausgewählt hatte.

„Noch nichts zu sehen vom Schiff, Frau Mahm? —“ rief die Netti jetzt der zimmetfarbenen Schönheit zu.

„Nein!“ antwortete die Gefragte. „Es wird schon noch eine Weil' dauern, eh sie kommen, es ist ja noch nicht neun

Uhr!“ Dann setzte sie fragend hinzu: „Ist der Toni — wollt’ sagen: der Herr Cooperator schon auf dem Weg?“

„Freilich!“ erwiderte Netti, „er wird gleich kommen. Na, und ist hier schon Alles in Ordnung? Haben Sie nichts mehr zu thun für mich?“

„Wär traurig, wenn ich mir bis auf die letzte Stund’ noch was aufg’spart hätt’!“ fiel ihr Frau Kramer verweisend in die Rede, „und was Du in dem G’wand (Toilette) richten würd’st, das könn’t was ausgeben. Dich haben sie herg’stellt, rein wie eine Hofdam’, Netterl!“

„Ja“, lachte diese, sich von allen Seiten stolz beguckend und betastend, „die Fräul’n Rosa hat mir das Kleid g’schickt, und die feinen Blumen da sind von der Fräul’n Johanna. ’S kann ein schönes Geld gekost’t haben alles das mit einander, meint meine Frau Mutter, und ich sollet’s Kleid ja nicht verkrüppeln (zerknittern), denn das könnte bei meiner eigenen Hochzeit noch die höchste Parad’ machen. ’s ist schon g’wiß wahr, wenn nur — ein Bräutigam für mich auch schon da wär’!“ setzte sie aufseufzend hinzu.

„Wird sich schon Einer finden, wenn’s so sein will!“ meinte Frau Kramer kurz. Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich auf dem Kieswege, und mit einem: „Grüß Gott, Hochwürden, Herr Vetter!“ wandte sie sich einem jungen stattlich schönen Manne in Priestertracht zu, der jetzt auf sie zugeschritten kam.

„Gott zum Gruß, Frau Tante!“ antwortete dieser, ihr warm die Hand schüttelnd, „noch viel zu früh, wie es scheint?“

„Besser zu früh als zu spät!“ entgegnete diese, „willst vielleicht ein Glas Wein trinken derweil?“

„Danke! habe soeben gefrühstückt. Aber wenn Sie nichts dagegen hätten, möchte ich mir wohl eine Cigarre anbrennen“.

I beileibe nicht. Thu immer, als ob Du in Deinem Hause wärest!“

Und sie setzte sich, sorgfältig die Falten ihres Seidenkleides auseinander haltend, auf die kleine Bank vor der Thüre, und

der junge Geistliche stand neben ihr, blickte hinüber auf den vorbeirauschenden blaugrünen Strom und blies nachdenklich den Rauch seiner Cigarre vor sich hin. Er war ein schöner, kraftvoller junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen, auf welchen sich nur ein etwas düsterer Ernst ausgeprägt hatte, der zuweilen auch einen Anstrich von Schmerz annehmen konnte.

Netti stand ein wenig abseits von den Beiden und streichelte ein kleines weißes Kätzchen, das sich ihr schmeichelnd genähert hatte.

„Sonderbar!“ begann jetzt der Cooperator, „was doch den Leuten einfiel. Die Reise von Wien hierher zu machen, um sich in der kleinen Marbacher Kirche trauen zu lassen! — Es ist jedenfalls eine Laune, wie sie sich solche Leute, die viel Geld besitzen, wohl erlauben dürfen!“ setzte er dann hinzu.

„O nein, Hochwürden, Herr Vetter, das ist's nicht, das weiß ich besser!“ fiel ihm hier die Netti ins Wort, „und ich hab's auch schwarz auf weiß“.

„Du? —“ lachte der Priester gutmüthig. „I der tausend! Wohl gar gedruckt? —“

„Nein, aber geschrieben, und das taugt mir g'rad so viel?“ meinte das Mädchen etwas verdrießlich, dann zog es einen Brief aus der Tasche, der schon sehr oft gelesen worden sein mochte, und reichte ihn ihrem geistlichen Vetter hin. Und dieser dieser faltete das Blatt auseinander und las mit sichtlichem Interesse folgendes.

„Liebste Netti!

„Es freut mich herzlich, daß Sie mir den Gefallen thun und meine Brautjungfer sein wollen, und ich danke Ihnen und Ihrer lieben Mutter schon heute dafür. Wie überaus glücklich es mich aber macht, daß Ihr hochwürdiger Vetter unseren Bund einweihen und den Segen über uns sprechen will, kann ich Ihnen mit Worten hier nicht schildern; das aber darf ich Ihnen augenblicklich schon verrathen, daß ich heute nicht das überselige Geschöpf wäre, das ich eben bin, hätte mich

nicht eine wunderbare Fügung des Allmächtigen würdig erachtet, als geistliche Braut jenes hochverehrten Priesters fungiren zu dürfen, dessen Machtwort mich bald mit dem Manne für ewig verbinden wird, den ich über Alles liebe.

„Es giebt keinen Zufall, — es giebt nur eine höhere Bestimmung, die unsere Geschicke lenkt. Daran glaube ich mit meinem ganzen von Dankbarkeit zu Gott erfüllten Herzen. Er, der Allgütige, war es auch, der mir Sie als einen seiner Engel gesandt hat, um mir den Weg zu zeigen, durch die düstere Nacht zum hellen Morgenroth. Ja, liebes Kind, ich war blind, und Ihre Worte haben mir die Augen geöffnet. Die grauen unheilvollen Nebel, welche sich über mein junges Dasein gebreitet hatten und die meine Seele zu ersticken drohten, ein Sonnenblitz, von Ihren Lippen kommend, hat ihn zertheilt, hat ihn schwinden gemacht, und vor mir lag sofort das helle, lachende Bild einer schönen, glücklichen Zukunft.

„Was ich Gott dem Allmächtigen aber aus still verschwiegener Brust zugelobt habe in jener Stunde, da ich in seinem Tempel an der Seite des jungen Mannes gestanden, den ebenfalls nur ein unheilvoller Gedanke um sein schönstes Glück betrogen und der jetzt sein Leben dem Herrn opfern wollte und der gottgeweihten Menschenliebe, das wird seine Erfüllung finden in der kleinen Marbacher Kirche, wenn ich aus seiner Hand die Hand meines künftigen Gatten empfangen werde. Und nun leben Sie wohl, mein liebes, gutes Kind, auf baldiges, recht glückliches Wiedersehen!

Ihre Rosa."

„Ich errathe!" sprach der junge Cooperator jetzt leise für sich, indem er langsam und gesenkten Blickes das Schreiben zusammenfaltete, um es seiner Base zurückzugeben. „Man wird ihr meine Geschichte erzählt haben, und sie war auf dem Wege, eine ähnliche erleben zu sollen. Ja, wo das Vertrauen fehlt, da fehlt dem Kranz der Liebe seine schönste Blume, sagt Goethe. und wie recht hat er!" Dann wendete er sich an Frau Kramer, diese ruhig fragend: „Sie haben sich also der

großen Mühe unterzogen, liebe Tante, den Hochzeitsschmaus herzurichten?“

„Ach was, Mühe!“ lachte diese, den Tisch gedeckt habe ich, weiter nichts! Sie bringen ja Alles fix und fertig selbst mit, um mir alle Mühe zu ersparen, wie sie schrieben, ich meine aber, sie thun's deswegen, weil hier nicht viel Rares zu bekommen ist, für so feingewöhnte Leute. Das Getränke, mit Ausnahme der französischen Weine, besorgt übrigens unser Gemeindewirth und der hat nebstbei seit drei Tagen schon zu braten und zu backen, was Zeug hält, da die Brautmutter, die Frau Baronin Saldern, freien Tisch bestellt hat für jeden Hungrigen und Durstigen, der ihr Gast sein möchte an dem Ehrentag ihres Sohnes. Nobel sind diese Leute, das muß man ihnen lassen und herzensgut dazu!“

„Und auch originell!“ meinte der Geistliche. „Schreibt mir doch der Kaufmann Olbrich in den schmeichelhaftesten Worten, er bäte mich, die kleine Kirche brillant beleuchten und reich mit Blumen schmücken zu lassen. Was an Blumen aber aufzutreiben wäre, sollten die Kinder der Gemeinde liefern, und diese wolle er dann selbst entlohnen. Es verbirgt sich dahinter ein seltener Act von Großmuth, die nicht als solche gelten will. Nun“, setzte er gemüthlich lachend hinzu, „wenn wir morgen auf eine Meile weit kein einziges Blümchen mehr in der Erde wurzelnd finden, so soll mich das nicht wundern. Der arme Schullehrer hat auch seine liebe Noth mit der Jugend, seitdem er ihr in meinem Auftrag die Aufforderung vorgelesen hat“.

„Nun können sie aber auch jede Minute da sein!“ meinte Netti aufblickend, „sie haben ja ein Separat-Schiff gemiethet und noch dazu eines der Besten, wie mir gestern der Beamte von der Agentie erzählt hat“.

„Die Herrschaften wollten alles Aufsehen vermieden wissen, und so prunklos als möglich solle die Feier vor sich gehen, hat mir der Herr Pfarrer gesagt“, meinte jetzt Frau Kramer, „aber daß sich gar keine Menschenseele außer uns

Dreien zum Empfang der Gäste hier einfinden will, das gefällt mir denn doch gar nicht. Es schaut ja just so aus, als ob ganz Marbach in hundertjährigen Schlaf versunken wär', und wenn die Leute denn doch was für die Armen thun wollen, was ja klar auf der Hand liegt, so wäre es ganz in der Ordnung, wenn man auch ihnen —"

Hier wurde sie in ihrem Redefluß unterbrochen durch einen die Luft mächtig erschütternden Böllerschuß, der irgendwo auf einer nahen Anhöhe abgebrannt worden war. Fast gleichzeitig stieg eine feine weiße Rauchsäule über dem Donaustrom in die Höhe, sie kündigte das Nahen des erwarteten Dampfers an.

Nun aber folgten dem ersten Böllerschuß ein zweiter und ein dritter, und alle zischten sie von verschiedenen Anhöhen auf.

„Ich dachte mir's!" lächelte der Cooperator vor sich hin, während Netti freudig überrascht in die Hände klatschte, und auch die Muhme ganz gerührt dreinschaute. „So etwas läßt sich nicht verbieten, wenn's überhaupt vom Herzen geplant wurde!"

Aber es sollte noch besser kommen. Indessen das kleine Dampfboot langsam stromaufwärts kam, um das Ziel seiner Fahrt zu erreichen, wurde es plötzlich lebendig im Markte. Schnell öffneten sich die bisher geschlossen gewesenen Thüren der kleinen Häuser, und ihre Insassen, die man auf den Feldern oder in den Weingärten bei der Arbeit vermuthet hatte, kamen sonntäglich geputzt, mit Gebetbüchern, Rosenkränzen und Rosmarinsträußchen in den Händen heraus und zogen Alle dem Landungsplatze zu, um die Ankommenden zu begrüßen.

„Das ist schön von Euch und gastfreundlich, das ehrt Euch Alle!" rief ihnen der junge Priester zu und schüttelte den Aeltesten von ihnen herzlich die Hände.

„Wenn sie unsere Buben und Dirndln einladen, muß er uns Alte auch mitnehmen!" kicherte ein hochbetagter,

silberhaariger Greis vergnügt ihm zu. „Hochzeitmachen ist ein gar schönes Fest, das schaut man immer gern!“

Jetzt kam auch der Schulmeister mit der frischgewaschenen Dorfjugend; ein langer Zug hellgekleideter Mädchen und baarfüßiger Knaben, Alle mit mächtigen Blumensträußen in den Händen und für den Jubel präparirten Kehlen. In Reih und Glied stellte der Cultivator der Dorfgeister seine Zöglinge jetzt auf, und kaum näherte das Schiff sich der Uferbrücke, als auf ein Zeichen hin und unter neuerlichem Böllerkrachen die kleinen feurigen Baarfüßler mit ihren winzigen Damen ein Begrüßungslied anstimmten, daß alle Vögel in der Luft Reißaus nahmen und in ihre Nester flüchteten.

Auf dem Schiffe selbst hatte dieser höchst unerwartete festliche Empfang eine unbeschreibliche Ueberraschung hervorgerufen. Kaufmann Olbrich, der das gewisse Verbot hatte ergehen lassen, zerdrückte eine Thräne im Auge und wäre am liebsten der ganzen Gemeinde an den Hals geflogen. Die Frauen schwenkten grüßend ihre Tücher, und mitten zwischen Gebirgen, aus riesigen Körben gebildet, saß die dicke Hanne und schluchzte vor Freude so laut, daß es fast den Jubelsang der Dorfkinder übertönte.

Mit Ausnahme des Buchhalters, der beim Geschäft hatte zurückbleiben müssen, waren fast alle älteren Bediensteten des Hauses Olbrich auf dem Verdeck des Dampfers sichtbar, da der Kaufmann zur sichtlichen Befriedigung seiner Leute erklärt hatte, er wolle ohne seinen „Stab“ nicht reisen. Ein junger hübscher Commis aber, der vor Kurzem erst seine Lehrzeit überstanden hatte und aus gutem Hause war, sollte der Brautführer Johanna's sein, Rosa hatte sich als solchen den Arzt der Familie erbeten und Bärndorf seinen Freund Olbrich selbst.

Für die Kranzjungfern sollte Marbach sorgen, d. h. Frau Kramer hatte außer Netti ein halbes Dutzend blühender und frischer Mädchen eingeladen, die Töchter des Bürger-

meisters, des Notars und des Kreisarztes, die, nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung, mit Freuden zugesagt hatten.

„Das hätten wir in Wien nicht so schön haben können, liebe Erhard“, meinte jetzt Frau Olbrich, sich an ihre sehr vergnügt aussehende Nachbarin wendend, „und denken Sie, was das lästig gewesen wäre, wenn die ganze Vorstadt ihre Gaffer abgeschickt hätte, die dreifache Hochzeit anzustarren!“

„Ganz richtig!“ nickte die in ein kostbares neues Seidenkleid gehüllte Dame mit den Silberlöcklein. „Hier ist Alles Natur, Glück und Freude — dort hätten wir Neugierde dazu bekommen und Klatschsucht, vielleicht auch Mißgunst gefunden!“

Das Schiff legte jetzt an. Olbrich, an seinem Arm die Baronin Saldern führend, trat zuerst auf den Cooperator zu, Grüße mit ihm zu wechseln Hinter diesen Beiden folgten Bärndorf mit Cylla, Felix, Rosa, Johanna und Heinrich, sodann Frau Olbrich mit dem Arzte und der Mutter Felix's, denen sich die Söhne des Kaufmanns und die Uebrigen anschlossen.

Während sich die drei Bräute im Hause der geschäftig hin- und herschießenden Frau Kramer zur feierlichen Handlung umkleideten, die Mütter ihnen dabei behilflich waren, der Arzt aber mit den zwei jüngeren Heiraths-Candidaten vor dem Hause auf- und abschritt, dabei lebhaft plaudernd mit den Aeltesten der Gemeinde, ging die dicke Hanne in den Zimmern umher, wo sie die gedeckte Riesentafel musterte und der Olbrich'schen männlichen Nachkommenschaft gute Lehren gab bezüglich ihres Verhaltens während der Feierlichkeit; gleichzeitig zupfte sie Netti's weißes Kleid zurecht und nannte sie ein bildsauberes Mädchen, was diese wieder mit sichtlicher Befriedigung hinnahm und in ihrem Innern die wandelnde Menschenkugel für das gebildetste Geschöpf erklärte, das ihr je vorgekommen war.

Arm in Arm schritt Olbrich mit dem ihm bisher fremd gewesenen Bürgermeister, der eben auch auf dem Platz

erschienen war, um die Herrschaften zu begrüßen, ein wenig entfernt von den Uebrigen, vor dem Hause auf und ab, während Bärndorf in ein ernstes Gespräch mit dem Cooperator vertieft schien.

„Lieber Herr Bürgermeister“, meinte Olbrich lebhaft, „so ein Tag kommt nicht wieder für uns, und mit den 500 Gulden für Ihre Armen hat es daher seine Richtigkeit. Damit basta! Und — keinen Dank, wenn ich bitten darf! — Die Verköstigung Ihrer Marbacher Gäste übernimmt die Frau Baronin und hat diese dem Herrn Gemeindewirth diesbezüglich carte blanche gegeben. Was endlich die Schwiegermutter meiner Tochter Rosa betrifft, so möchte auch diese ein Scherflein beitragen zur Feier des heutigen Tages, und bat sie mich, Ihnen diese 50 Gulden-Note als Ausstattungs-Beitrag übergeben zu wollen für das nächste Paar, das hier getraut werden soll, wenn es nämlich zu den mittellosen zählt“.

„Herr, was Sie thun, es ist wahrhaftig zu viel!“ stammelte der alte Mann, der seit langen Jahren das Ehrenamt eines Bürgermeisters der kleinen Gemeinde bekleidete.

„Still, Herr Bürgermeister, wir sind fertig!“ entschied Olbrich rasch. „Jetzt lassen Sie uns vom schönen Wetter sprechen!“

„Vater und Sohn zu gleicher Zeit am Traualtar! Klingt dies nicht unnatürlich, ungerechtfertigt?“ sprach jetzt Bärndorf, mit ernstem Lächeln zu dem jungen Priester an seiner Seite aufschauend.

„Durchaus nicht!“ erwiderte dieser. „Kann man doch bis in sein spätestes Alter hinein dem Herzen nach jung bleiben, wenn das Lebensmark unberührt geblieben ist von giftigen Erfahrungen, wenn man Stürme siegreich überwunden hat und auf sie zurückblickt wie auf Vergangenes, das uns wohl biegen aber nicht brechen konnte.

„Anders ist es mit jungen Greisen, denn auch solche giebt es ja, und diese sind ausgeschlossen vom Paradiese späten Glückes. Der junge Baum, in dessen Mark die

Fäulniß zerstörend eingegriffen, er wird, wenn auch das Uebel möglicherweise begrenzt werden konnte, nicht zu neuer Kraft emporblühen und erstarken, er wird vegetirend nur grünen, ohne je ein mächtiger Stamm werden zu können, die Zierde eines künftigen Geschlechtes. Wohl wird auch der sieche Baum alljährlich zur Frühlingszeit grüßend seine Zweige zum Himmel strecken, aber es wird die Sehnsucht sein des Wankenden, der in der Erde keinen festen Halt mehr fühlt, während die alte knorrige Eiche, fest wurzelnd im Boden, stolz den Winterstürmen trotzt mit dem Gedanken: Ich fühle die in mir wohnende Kraft, darum auch spotte ich meiner Jahre!"

Einen raschen Blick stummen innigen Bedauerns hatte Bärndorf auf den jungen Priester geworfen und — ihn verstanden.

In diesem Augenblick traten die Damen aus dem Hause und der Zug zur Kirche ordnete sich.

Wir wollen darauf verzichten, denselben näher zu beschreiben, und nur erwähnen, daß die drei Bräute, welche das Marbacher Gotteshaus heute sah, zu den schönsten zählten, die je die Schwelle seiner geweihten Pforte überschritten hatten.

Rosa und Johanna waren in duftigen weißen Mull gekleidet, und lange herabwallende Schleier umflossen ihre elastischen Gestalten. Orangeblüthen und Myrthenzweige schmückten Brust und Schultern und bildeten ein Diadem über der von Seligkeit strahlenden Stirne. Man konnte sich nichts Schöneres denken, als diese zarten, reizenden Geschöpfe, von dem Zauber der Jugend umflossen, von dem Hauch irdischer Glückseligkeit berührt.

Und dennoch blieben sie in Etwas zurück hinter der königlichen Erscheinung Derjenigen, die da, in silbergraue Seide gehüllt, das blauschwarze wellenförmige Haar in langen schweren Flechten im Nacken trug, über welche ebenfalls ein feiner Schleier aus Seidengaze fiel, den wieder ein geschmack-

voller Reifen dunkelrother Corallenzweige zusammenhielt und die ein Bild gab natürlicher Majestät, angeborener Würde und weiblicher Hoheit.

Aller Augen hafteten einen Moment auch nur auf ihr, als sie jetzt die Stufen zum Hauptaltar emporschritt, während rechts und links die beiden jüngeren Brautpaare sich aufstellten.

Auch Bärndorf zählte noch immer zu den classisch schönen Männern, und wie er so an Cylla's Seite stand, hocherhobenen Hauptes, das große seelenvolle blaue Auge sinnend zur Kuppel erhoben, wie als wolle er sein Glück von dort entgegen nehmen, da war es nur das leicht ergraute Haar, welches seine Jahre errathen ließ, und Niemand würde es sonst wohl für möglich gehalten haben, daß der hochgebaute kräftige Mann mit dem starken Vollbart ihm zur Seite sein eigener Sohn war.

Die Trauung dieses Paares vollzog der alte greise Pfarrer, und nachdem Bärndorf's kräftig gesprochenem Ja das volltönende feste von der Creolin Lippen gefolgt, nachdem das glitzernde Verbindungszeichen gewechselt worden war, verließen Beide den Altar, um an den Stufen desselben ihr leises Gebet zu verrichten.

Jetzt trat der Cooperator an die Stelle des Pfarrers, um den Architekten mit Rosa zuerst und dann Heinrich mit Johanna zu vereinigen, wie es Felix's Braut so dringend gewünscht hatte.

Mit würdevoller Begeisterung sprach der junge Priester von der hohen Bedeutung des heiligen Aktes, den er so eben an ihnen vollzog, mit mildem Ernst von den Pflichten, welchen sie entgegengingen, mit aus dem Herzen kommenden Worten ermahnte er sie, treu zu einander zu halten in den Stunden der Freude wie der Prüfungen.

„Glaube, Liebe und Vertrauen mögen fest für's ganze Leben Euch verknüpfen und Eure Herzen und Gedanken einig

sein, wie jetzt — so für die Ewigkeit!" schloß er bewegten Tones, und seine Hände über sie ausbreitend.

„Amen!" tönte es im Chore durch die kleine Kirche und Aller Herzen fühlten sich gehoben durch die schönen Worte des jungen Priesters, die er so weihevoll zum Ausdruck gebracht hatte.

„Man merkte es wohl, daß es seine geistliche Braut gewesen, über die er den Segen gesprochen", sprach gütig scherzend der hochbetagte Pfarrer beim Umkleiden in der Sakristei zu den Herrschaften, die ohne die beiden Seelenhirten die Kirche nicht verlassen wollten, „und es ist wahrhaftig gut, daß er deren nicht mehrere zu trauen hat, sonst würde mir das hohe Consistorium in Wien meinen lieben Cooperator als wunderwirkenden Redner sehr bald von hier fortnehmen, um ihm einen größeren Wirkungskreis für sein rhetorisches Talent anzuweisen".

Als die Neuvermählten mit ihren Angehörigen und den beiden Priestern die Sakristei verlassen hatten, um durch die Kirche hinaus in's Freie zu treten, fanden sie sich von stürmischen Hochrufen und Segenswünschen förmlich überfluthet. Der Bürgermeister hatte nämlich mittlerweile den Alten und den Jungen, die da versammelt standen um die schönen Paare noch einmal nach Herzenslust anstaunen und bewundern zu können, mitgetheilt, welch' großartiges Geldgeschenk anläßlich der soeben vollzogenen Feierlichkeit den Armen der Gemeinde gewidmet worden war, und das von Dank erfüllte Völkchen wußte vor Freude nicht, wie es jetzt auch beweisen konnte, daß es die Güte der fremden Herren und Frauen zu schätzen wisse. Und so hatten sie denn damit begonnen, ihrem jungen Nachwuchs einzuschärfen, daß beim Erscheinen der Brautleute keine Kehle geschont werden dürfe, sondern daß man aus Leibeskräften die Lebehochs zu brüllen habe.

Und wie die hoffnungsvolle Jugend dieser Aufforderung dann nachzukommen trachtete, davon wußten nicht nur die

Gehör-Organe der also Gefeierten zu erzählen, es schien auch die Hunde und Katzen ergriffen zu haben, denn Alles, was vierbeinig war, verkroch sich schnell oder lief davon vor diesem cannibalischen Geschrei, das selbst die genugsam berühmten Mauern von Jericho zum Wanken hätte bringen können.

Das Glück hat keinen festen Boden. Die Wahrheit dieses Satzes schien ihre Bestätigung zu finden an den Füßen der Marbacher, die, ehe noch die Sonne über diesem herrlichen Festtag untergehen wollte, schon in bedenkliches Schwanken geriethen. Der Gemeindewirth grämte sich nicht darüber, daß seine Fässer allesammt hohl klangen, seine Ehehälfte beklagte das jähe Absterben ihres Federviehs eben so wenig, hatte sich dabei doch die Brieftasche ihres Herrn merkwürdig wohl befunden, und was die beiden Schuster von Marbach betraf, so freuten sich diese schon königlich auf alle die Bestellungen, die ihnen jetzt werden sollten, denn die Burschen und die Dirnen vom ganzen Ort schienen heute noch die Sohlen ihrer Schuhe vollständig durchtanzen zu wollen.

Im Hause der Frau Kramer knallten die Champagnerflaschen ihre Köpfe ab, Vivatrufe und glückliches Lachen tönte aus den weit geöffneten Fenstern, und vor denselben tummelte sich jubelnd eine Kinderschaar und balgte sich um das süße Naschwerk, welches ihr die schönen Hände dreier überglücklicher Frauen spendeten.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Ja, eine schöne Blume
Ist Scheiden, thaubethränet,
Sie ruft die Andern alle sanft zurück.
Oehlenschläger.

Bärndorf's Sohn sollte den Namen Heinrich v. Saldern fortführen und nichts von seiner bisherigen Stellung zur Baronin geändert werden; so hatte es Ersterer gewünscht und allseitige Befriedigung damit hervorgerufen. Am Tage vor seiner Vermählung war Heinrich testamentarisch zum alleinigen Erben der bedeutenden Güter seiner liebevollen Pflegemutter eingesetzt worden, und hatte diese sich nur ein Plätzchen in seinem Herzen und seinem Hause bis an ihr Lebensende ausbedungen.

Was Bärndorf betraf, so hatte dieser die Absicht ausgesprochen, sich in der Nähe der Saldern'schen Güter anzukaufen, um seinem Sohne nahe sein zu können, womit natürlich sowohl dieser, als auch die Baronin, namentlich aber Cylla, die ihre gütige, mütterliche Freundin nicht gerne für immer verlassen hätte, ganz einverstanden sich erklärten.

Während die jungen Ehepaare gleich von Marbach aus eine Hochzeitsreise nach Deutschland, Frankreich und Italien antreten wollten, beabsichtigte Bärndorf mit seiner Gattin und der Baronin einige Zeit noch in Wien zu verleben und mit Beginn des Herbstes erst die neue Heimath aufzusuchen, um dort dann Heinrich mit seiner jungen Frau zu erwarten. Der Architekt aber gedachte nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise vorläufig so lange im Hause seines Schwieger=

vaters Olbrich zu wohnen, bis er sich selbst ein solches in der Residenzstadt erbaut haben würde.

Der Postwagen, welcher die jungen Neuvermählten zur Eisenbahnstation Pöchlarn bringen sollte, stand bereits vor dem Hause, die Maschine des Dampfers für die nach Wien Zurückkehrenden war geheizt, und das Schiff konnte jeden Augenblick abfahren; was aber die Passagiere selbst betraf, so schien diesen der Abschied recht schwer zu fallen. Namentlich war es Rosa, die sich nicht von ihrem Vater trennen konnte, und die jetzt jede Minute benutzte, welche sie an seiner Seite noch zubringen durfte.

„Mein süßes Väterchen", sprach sie ihm leise weinend in's Ohr, „ach, möchtest Du doch mit uns kommen!"

Olbrich lächelte, sichtlich übereinstimmend mit ihren Wünschen, meinte aber, das ginge eben leider nicht.

Felix erklärte dem Kaufmann, ganz bestimmt noch auf ihn eifersüchtig werden zu wollen, wenn dieser nicht eine schroffere Haltung gegenüber seiner verzärtelten Tochter annehmen würde, und Johanna citirte, um sich selbst zu ermuthigen, die Bibel, indem sie heroischen Tones rief: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne folgen!" Ein ganz ausgiebiger Kuß von ihrem neugebackenen Ehegatten belohnte sie dafür.

Dieser selbst hatte der geliebten Mutter gegenüber auch eine nicht allzu leichte Aufgabe, um sie über die lange Trennung von ihm beruhigen zu können.

„Mein theurer Sohn!" sprach sie, zärtlich seinen Kopf an ihre Brust drückend, als sie sich Beide einen Augenblick in eine Fensternische zurückgezogen hatten. „Dein Glück muß meinen Schmerz zum Schweigen bringen, sonst liebte ich Dich ja nicht, wie ich Dich eben liebe, und verdiente nicht die Seligkeit, von Dir Mutter genannt zu werden; aber schwer wird mir der Abschied doch, unsagbar schwer!" setzte sie weinend hinzu.

„Geduld, Mütterchen!" tröstete Heinrich, die theure Frau

liebkosend. „Bald kommen wir ja wieder zu Dir zurück und dann werden wir Dich nie, nie mehr verlassen!“

Jetzt trat auch Cylla zu den Beiden, und ihre Arme um die Schultern des jungen Mannes schlingend, sprach sie weich:

„Mir wird das Scheiden von Dir heute nicht so schwer, als ich es dereinst fürchtete, denn nun gehörst Du ja doch auch mir bis zum Ende, mir und ihm, der jetzt den Lichtpunkt meines Lebens bildet!“

Bärndorf saß an der Seite seines Jugendfreundes in ernstem Gespräche, während Mutter Olbrich leise mit Johanna plauderte und Mama Erhard von dem freundlichen, alten Pfarrer, dem der Champagner äußerst wohl bekommen, in angenehmster Weise unterhalten wurde. Rosa aber plauderte mit dem jungen Priester, der ihren Ehebund besiegelt hatte.

Da schlug die Uhr vom Kirchthurm die siebente Abendstunde.

„Es ist Zeit zum Aufbruch!“ mahnte der Kaufmann. Der Arzt aber ergriff sein Glas, schwenkte es hoch in die Luft und rief fröhlich: „Noch einen letzten Toast dem Glücklichsten unter uns! Wer ist aber das?“

„Die Glücklichste bin ich!“ antwortete ihm rasch und enthusiastisch Rosa, „denn ich werde, wieder von der Reise zurückgekehrt, mich nie mehr von meinem Vater zu trennen brauchen!“ Und sie stieß fröhlich ihr Glas an das des Doctors.

„Begreifst Du jetzt, daß sie nie, nie wird erfahren dürfen, wem eigentlich sie ihr Leben verdankt?“ flüsterte Bärndorf tief ernsten Tones seinem Freunde zu, dann erhob er sich rasch und rief: „Kinder, es wird Ernst! Was sein muß, soll schnell geschehen, dann ist's fertig! Rüstet Euch zum Abschied und singt mit mir das alte liebe deutsche Lied: Doch mußt Du mich auch recht verstehn, wenn Menschen auseinander gehn, so rufen sie:“

„Auf Wiedersehn!“ erscholl es rings im Kreise, und unter raschem Küssewechseln trennte man sich.

Rosa und Johanna saßen schon im Fond des Wagens, aber ihre Gatten mußten sich erst Bahn brechen zu ihren Plätzen, durch die Berge von Blumen, welche die Dorfkinder dort aufgethürmt hatten.

„Gott mit Euch!“ rief der alte Pfarrer ihnen zu und breitete segnend seine Hände über sie aus, während der junge Priester stumm und gerührt sie noch einmal grüßte, die Frauen Olbrich und Erhard aber leise weinend zuschauten.

„Leb wohl, mein Sohn!“ rief die Baronin weich und mit bebenden Lippen ihrem Heinrich zu, als dieser, Bärndorf's Hand loslassend, ihr ein letztes Mal zuwinkte.

„Adieu, mein süßes Väterchen! Behalte mich lieb, Onkel!“ klang es von Rosa's Lippen zu den beiden Männern herüber, die mit ihren Herzen um die kindliche Liebe des Mädchens gekämpft hatten, und wobei der Fremde Sieger geblieben war — für immerwährende Zeiten. Dann aber fuhr der Wagen rasch fort auf der Straße, Pöchlarn zu, und das Rollen seiner Räder ward noch lange übertönt von dem herzbrechenden Schluchzen der dicken Hanne, die schließlich dem Jüngsten der Olbrich's einen gelinden Rippenstoß versetzte, weil dieser ihr laut lachend in's Ohr geschrieen hatte:

„Aber Hanne, jetzt hör' endlich auf zu heulen! Deine Nase ist schon so roth wie der Schopf von einem Gockelhahn!“

Nun rüsteten auch die Zurückgebliebenen zur Heimfahrt. Während Mutter Olbrich, ihre Fassung wieder gewinnend, Frau Kramer bevollmächtigte, Alles von der Tafel Uebriggebliebene unter die Armen zu vertheilen, während der Kaufmann und Bärndorf warmen Abschied nahmen von den beiden Seelsorgern, die Baronin und Cylla aber nach ihren Tüchern und Hüten suchten, stand vor der Thüre des Hauses die Kaufmann-Netti mit rothgeweinten Augen, denn auch diese hatte sich schwer getrennt von der lieben herzigen Frau,

wie sie Rosa nannte, und zerrte jetzt in grenzenloser Verlegenheit an der letzten Rosenknospe, die vor den Händen der Vandalen heute nur dadurch gerettet worden war, daß ein großer blätterreicher Ast ihr Dasein verhüllt hatte.

Nun aber war die Letzte ihres Stammes von Netti entdeckt worden, und absichtslos oder mit Absicht bemächtigte sie sich derselben und drohte ihr den Kopf abzureißen.

Weshalb sie aber verlegen, ach, so gar verlegen war, das arme rothgeweinte, weißgekleidete Mädchen? Ach, der junge hübsche Commis war schuld daran, er, der der Brautführer Johannas gewesen und der an der Tafel neben ihr gesessen und ihr sehr schöne Dinge gesagt hatte, und der jetzt eben wieder neben ihr stand, um Abschied zu nehmen. Gleichzeitig sprach er da die Versicherung aus, Marbach sei gewiß der schönste Punkt auf Gottes Erdboden, und wahrscheinlich eine höchst verbesserte Auflage jenes verführerischen Ortes, in welchem der erste Mann dem ersten Frauenzimmer seine Liebe geweiht hatte.

Und wenn er es möglich machen würde, dereinst in diesem wunderherrlichen Marbach ein selbständiger wohlangesehener Kaufmann zu werden, mit einem niedlichen Geschäft, eigenem Häuschen und natürlich auch eigener Frau, — ob es wohl denkbar wäre für Fräulein Netti, besagte Frau vorstellen zu können?

Alles das hatte er zu ihr gesagt, und daß sie dabei roth geworden war, ja sogar sehr dunkelroth, das war um so weniger erstaunlich, als ja auch sein Gesicht die gleiche Färbung angenommen hatte.

„Ach, das wäre schrecklich schön!“ hatte sie ausgerufen und sich dabei entsetzlich an den Dornen des Rosenbusches gestochen. Aber was war der Schmerz im Finger im Vergleich zu der Seligkeit im Herzen!? — Und richtig, der schuldlosen Rosenknospe Kopf war nun abgerissen, da der junge Mann eben ihren eigenen zu verdrehen im Begriff stand.

„Wollen Sie auf mich warten, Fräulein Netti?“ lispelte ihr jetzt der hoffnungsvolle Handlungsbeflissene zu.

„Wird's sehr lange dauern?“ entgegnete sie darauf ein wenig ängstlich, und steckte in ihrer maßlosen Verlegenheit die Rosenknospe in den Mund.

„Nicht länger, als unumgänglich nöthig!“ erwiderte er, die Rechte betheuernd auf sein Herz legend.

Wie lange das sein mochte, sie wußte es zwar nicht, die kleine hübsche rothe Netti, aber sie gab ihm Warte-Credit, und als süßes, aber etwas feuchtes Liebespfand den Rosenkopf dazu, den er warm an seine Lippen und dann sorglich in seine Westentasche schob.

Als sich aber später das Schiff in Bewegung setzte und den vielversprechenden jungen Mann forttrug, da weinte sie ihm heimliche Thränen nach und dankte Gott dafür, daß ihr Brautkleid schon fix und fertig und gar nicht vermudelt war.

Unter den herzlichst gemeinten Glückwünschen und Dankesversicherungen der Marbacher bestiegen jetzt die Zurückgebliebenen das Schiff, indem sie die Hoffnung aussprachen, den lieben kleinen Ort recht bald wieder sehen zu können. Als das Schaufelrad lustig die Wellen peitschte, der Dampfer die Mitte des Stromes erreicht hatte und von den am Ufer Grüßenden Niemand mehr zu erkennen war, der Mond aber und die blitzenden Sterne am Himmel hervortraten und die Nacht wunderbar hell erleuchteten, da fanden sich die Passagiere je nach der Art ihrer Stimmung zusammen und lachten oder plauderten, träumten oder philosophirten, bis sie ihren alten lieben Bekannten, den Stephansdom, von ferne wieder erblickten, bis das Schiff in den Canal einlief.

Der Letzte aber, der heute in dieser schönen herrlichen Mondnacht, bei dem eintönigen Rauschen der Wellen, ein tiefernstes Wort sprach, war Bärndorf. Dieser saß mit Olbrich in der Nähe des Radkastens und in seinen Armen ruhte Cylla, die, ihren Kopf an seine Brust gelehnt, liebevoll zu ihm aufsah.

Olbrich hatte ihn leise gefragt, ob er es denn wirklich nicht bereue, ihm seine Tochter für alle Zeiten abgetreten zu haben, und darauf erwiderte Bärndorf, sein geliebtes, junges Weib fester an sich pressend, mit ruhiger Stimme, auf welche sich indeß ein leiser Hauch von Traurigkeit gelagert hatte, Folgendes:

„Fritz, des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Was mir geworden — ich habe es selbst herabbeschworen auf mein Haupt, durch mein wahnwitziges, leidenschaftliches Handeln. Ich habe mein Kind verloren durch eigene Schuld, und wenn ich es jetzt mit Gewalt mir hätte wiedererobern wollen, dann erst hätte ich das Maß meines Frevels an ihm vollgemacht. Ihr Dich nehmen, hieße sie zur Waise machen, denn ihre Liebe zu Dir ist ihr ein Cultus geworden, der Cultus eines zärtlichen Kinderherzens.

„Glaube mir, es ist zuweilen nur leerer Wahn, was man von der Stimme der Natur spricht. Bei Rosa schwieg diese Stimme bis zum Erstarren mir gegenüber. Und wie auch nicht! Sie ist aufgewachsen in der Treibhauswärme Deines sorglich sie behütenden Herzens. Du hast sie herangezogen zu Licht und Leben, hast sie ängstlich bewahrt vor den Einflüssen rauher Nordwinde. In dem stets sonnigen Klima Deiner liebevollen Häuslichkeit hat sich das arme, aus dem Grundboden gerissene Blümchen entwickelt zu einer wunderbaren Blüthe, die sich kräftig emporrankt an dem Stamme, der ihrem Aufkeimen Schutz gewährte, sie weiß es nicht, daß sie eine Treibhauspflanze ist und künstlich groß gezogen, aber sie braucht es auch nie zu wissen, sie soll es nicht. Es würde dies an den Grundfasern ihrer Existenz zehren, würde den süßduftenden Blüthenstaub wegwehen, der dem Kelch der Blume so viel natürlichen Zauber giebt, so unendlichen Reiz.

„Und was würde dem Gärtner selbst werden, der seinem Setzling ein Stückchen heimathlicher Erde verwehrt hat? Die Warmhausblume würde, in den neuen, fremden Boden versetzt, ihren Duft verlieren und ihre frische Farbe, sie

würde sich zurücksehnen nach dem Asyl, das ihr die süße Freundeshand gegeben, und jedes fröstelnde Zusammenschauern ihres zarten Wesens würde dem Frevler gegen die Natur ein strafender Vorwurf vom Himmel werden.

Bleib immerhin der Rose Eigenthümer, die Du selbst zu dem herangezogen, was sie Dir geworden ist, und lasse mich es Dir danken, daß Du sie in die Wildniß nicht hinausgestoßen und zum Dornröschen gemacht hast!"

Fünfundfünfzigstes Capitel.

Warum treibt sich das Volk so und schreit?
Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke Dir, Reisender, das und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.
Goethe.

Es war im Sommer des Jahres 1873. Tausende von Menschen strömten dem Prater zu, diesem Riesenpark, der den Stolz und die Freude der Wiener bildet und die Bewunderung der Fremden hervorruft seit Jahrhunderten schon.

Heute aber boten die Praterauen ein Bild, wie ein zweites auf dem ganzen Erdenrund nicht zu sehen war, ein Märchenbild aus Tausend und einer Nacht, die Weltausstellung.

Der Industriepalast, die Kunsthallen, der großartige Raum, in welchem die Maschinen mit riesigem Getöse arbeiteten, die Agriculturhallen und der Bazar der Japanesen, der Palast des Khedive. Alles das und noch weit mehr lag in einem herrlichen Park, wo Riesen-Bassins ihre glänzenden Wassergarben hoch hinauf zum Himmel schleuderten, wo seltene Blumen in prächtigen Farben blühten, wo Glockenspiele klangen und wunderherrliche Musik, wo der Zusammenfluß war von mehr als hunderttausend Menschen aus aller Herren Länder von diesseits und jenseits des Oceans.

Blaublütige Prinzessinnen und rothbäckige Landmädchen, reich decorirte Minister und dürftig gekleidete Dorfschullehrer, Soldaten und Priester, Christen und Juden, Strenggläubige

und Confessionslose, die Matadore der Börse und der schlichte Handwerker im Leinenkittel, Alles das mischte sich hier bunt und friedlich unter einander. Der Rangunterschied er hatte hinter dem Tourniquet sein Ende gefunden. Im Reich der Kunst, der Wissenschaft und der genialen Production galten nur der Mensch und sein Schaffen, galt nur geistige Uebermacht, und diese bewundern zu können, war ja der Zweck der Völkerwanderung.

Mit dem Vorrecht, welches uns unsere Stellung giebt, wollen wir gleichzeitig auf mehr als einen Punkt des Riesenplanes uns begeben, nicht um heute die ausgestellten Herrlichkeiten bewundern, sondern um alte liebe Freunde wieder finden zu können, die uns nun schon seit vollen fünf Jahren aus den Augen entschwunden sind. —

Dem kleinen Muster-Schulhause in der Krieau näherten sich zwei Männer, welche im Alter von 50—56 Jahren stehen mochten. Der Aeltere von Beiden sah aber jünger aus als der Andere, denn während der Erstere jugendlich erschien durch seine stattliche Figur und seine vollkräftige Haltung, galt der Letztere wieder für älter, als er wirklich war, in Folge seines körperlichen Umfanges und der daraus resultirenden Schwerfälligkeit.

Beide hatten sie soeben den niedlichen Garten, die Turnhalle, ja selbst den unbesetzten Schweinestall, sowie die kleine, leere Vorrathskammer besichtigt, als der Dicke an einem der weitgeöffneten Fenster des Hauses stehen blieb und lauschte.

„Wahrhaftig, da drinnen sind meine Buben! Oder doch der Eine. Ich erkenne Fritzens Stimme!“ rief der eine dem Freunde zu.

„Deine Buben?“ lachte der Andere, ein großer stattlicher Mann mit selten schönen Augen. „Höre, Alter, wenn Dein zweiundzwanzigjähriger Sohn, der angehende Professor, das hört, wird es ihm gerade nicht schmeichelhaft klingen!“

„Ach was!“ meinte der Dicke wieder, „in meinen Augen

sind und bleiben sie meine Buben. Das müssen sie sich schon gefallen lassen, und der künftige Herr Schulmeister natürlich auch! Wollen wir uns das Ding nicht auch von innen besehen, Bärndorf?“ setzte er hinzu.

„Mit Vergnügen, lieber Olbrich!“ erwiderte dieser.

Das Schulhaus war ein bescheidener Bau, barg aber in seinem Innern bequeme Räume für den Unterricht, ein Arbeitszimmer für die Mädchen, mit einer Nähmaschine versehen; ein solches für des Lehrers Privatgebrauch, Bibliothek und Sammlungszimmer ꝛc. Und da war es so frisch und luftig überall in den Stuben, und ein Zug von geistiger Intelligenz schien dieselben zu durchwehen, just so, als wäre der alte Schlendrian zur Thüre hinausgefegt worden mit seiner geisttödtenden Methode.

In dem Privatzimmer des Lehrers stand vor dem kleinen, sauberen Pianino ein hübscher, lang aufgeschossener junger Mann und ließ seine Finger versuchsweise über die Tasten gleiten.

„He, Fritz, möchtest Dich wohl schon als Herrn solchen Hauses sehen, wie?“ frug ihn Olbrich, kräftig seine Hand auf die Schulter des Jünglings legend.

„Ja, Vater!“ erwiderte dieser. „Und will's Gott, erleb ich's bald!“

„Wo ist Dein Bruder, Fritz? Ich dachte, er wäre ebenfalls hier?“ wandte sich nun Bärndorf freundlich an den jungen Pädagogen.

„Er ist nach der amerikanischen Abtheilung gegangen, lieber Onkel, um sich den großen Plan des Armenhospitals in West-Philadelphia zu besehen; zur festgesetzten Zeit werden wir ihn aber in der Rotunde treffen“.

„Ah, ihn ziehen die Interessen seines neuen Berufes!“ lachte Bärndorf, und sich an Olbrich wendend, setzte er hinzu: „Dein Einjährig-Freiwilliger ist also schon mit Leib und Seele Soldat!“

Darauf verließen sie alle Drei den kleinen Musterbau, um sich nach der Kunsthalle zu begeben.

Dort stand in diesem Augenblick eine fein gekleidete Dame, im Alter von 48—50 Jahren etwa, sinnend vor einer lebensgroßen, trefflich gemeißelten Figur aus schönem Marmor (ein Mann in einem Lehnstuhl ruhend und auf den ersten Blick erkennen lassend, wen er vorstellen sollte). In einfachen Worten eingegraben stand am Sockel zu lesen: Chislehurst.

„Welch' klägliches Ende nahmst Du doch, Cäsar Deines eigenen Spiegels!“ flüsterte die Dame halblaut vor sich hin, indem sie nachdenklich, aber ohne jegliches Bedauern, der gefallenen Größe Steinbild betrachtete. „Stolzer Usurpator, wortbrüchiger Rex, Dein Spiel um Völkerheil ist ausgespielt, und die Verachtung allein bewahrt Dir eine dauernde Erinnerung!“

„Ein deutsches Wort aus deutscher Brust!“ erklang jetzt eine männlich volle Stimme dicht hinter der Dame. „Wenn aber alle Potentaten Europas ein so strenges Urtheil erfahren sollten, wozu würden unsere Bildhauer dann noch Granit und Marmor benutzen? Doch nur um der Nachwelt ein Aergerniß zu geben!“

Rasch und erstaunt drehte sich die Fremde nach dem Sprecher um, und ein leiser Aufschrei kam jetzt über ihre Lippen, während ihre feinen Wangen ein leichtes Roth überflog.

„General Klapka!“ rief sie und streckte ihm herzlich ihre Hand entgegen.

„Wie, gnädige Frau, ich habe die Ehre von Ihnen erkannt zu sein?“ frug dieser, ebenso überrascht.

„O gewiß kenne ich Sie, und wenn auch ein volles Viertel-Jahrhundert zwischen jetzt und meiner ersten und einzigen Begegnung mit Ihnen liegt, General, an dem Klang Ihrer Stimme würde ich Sie wieder erkannt haben, und hätten Sie sich persönlich auch noch so sehr verändert“.

„Weiß Gott, gnädige Frau, nun glaube auch ich mich zu erinnern. War es nicht im Jahre 1849 in Raab, wo —“

„Wo Sie meine Weiterreise ermöglichten, wo Sie sich als Paria Ihres Vaterlandes erklärten und doch mit prophetischem Blick voraussahen, daß die damals Geächteten dereinst noch hervorragende Stellungen einnehmen würden im Rathe der Krone. Oh, ich habe Ihre Worte nicht vergessen, denn Sie haben sie mir in's Herz geschrieben!“

Klapka zählte jetzt dreiundfünfzig Jahre und noch war er ein schöner Mann zu nennen, seine Figur noch so stramm wie sie damals gewesen, wo er die Festung Comorn so heldenmüthig vertheidigt, sein dunkles Auge so feurig noch und beredt wie einst, da seinen Lippen patriotische Rufe entströmten, sein Nacken ungebeugt, sein Haupt so stolz erhoben, als hätte es niemals der Gewalt sich beugen müssen.

„Ein Wiedersehen, gnädige Frau, auf das ich zwar nie mehr gerechnet, das mich jetzt aber mit Freude und Glück erfüllt!“ rief der Sohn der stolzen Nation und führte galant die Hand an seine Lippen, welche ihm Baronin Saldern so herzlich gereicht hatte.

„Ein Wiedersehen, nicht im Jenseits“, lächelte sie, „sondern diesseits, wo immer noch die Macht ihre Herrschaft übt!“

„Ja, die Macht wohl, jetzt aber die des Geistes, des Fortschrittes und der Aufklärung, nicht mehr absolut die Uebermacht roher Gewalt!“ antwortete ihr leuchtenden Blickes der alte Freiheitsheld.

Während die Beiden nun, gemeinsam die herrlichen Sculpturen italienischer Meister bewundernd, in den Arkaden auf und ab schritten, wenden auch wir uns einem etwas entfernt liegenden Pavillon zu, der den Kleinen geweiht war, und welchem man den Namen „Pavillon des Kindes“ gegeben hatte.

Wie reizend ist es hier, wo die Kinderwelt vertreten ist, im vollsten Sinn des Wortes!

Die kleinen Mädchen jubeln auf beim Anblick der herrlichen Puppen mit den Goldlöckchen, bei den superben winzigen Küchen mit den bis ins Kleinste versorgten Einrichtungen, sie lachen und jubeln dem großen Polichinell zu, der eben ein Kaninchen todtzuschlagen bemüht ist, sie spitzen lüstern den rosigen Schnabel, indem sie die Süßigkeiten bewundern, welche ein allerliebstes Miniatur-Buffet zur Schau stellt.

Die Knaben aber springen wie toll um die schönen Wagen und Reitpferde, staunen die Musentempel aus Pappe mit ihren Maschinerien und Decorationen an, und die Ernsteren unter ihnen betrachten zerlegbare Landkarten, und die musikalischen Instrumente, oder die Waffen, mit welchen sie spielend vielleicht ihren künftigen Beruf bezeichnen möchten.

Junge Mütter, reizende Frauengestalten versenken sich in das Studium der ausgestellten Trinkapparate, vorzugsweise aber suchen sich dieselben zu belehren durch die plastischen Figuren, welche darthun, in welcher Art und Weise Kinder liegen, sitzen, gehen und getragen werden sollen, und in welcher Art wieder nicht.

Mit höchstem Interesse aber verweilen die Blicke der Mutteraugen auf den Steingruppen, welche Weiber aus allen Länderstrichen vorführen, und gleichzeitig die Manier, in welcher diese ihre Säuglinge zu tragen pflegen.

In diesem „Pavillon des Kindes" war es, wo eine bildhübsche runde Frau mit sehr lebhaften Gesichtszügen und hellblitzenden Augen laut auflachte, als sie das Eskimoweib erblickte, das ihr Jüngstes in dem bis zu den Lenden reichenden Stiefel trug.

„Rosa!" rief sie einer reizenden Blondine zu, die sich eben einen sehr comfortable eingerichteten Wickeltisch besah, „Rosa, wenn wir unsere dicken Jungen auch in dieser Façon spazieren führen wollten?" Und sie hob dabei ein klein wenig ihr Kleid und wies auf ein winziges Lackstiefelchen, in dem der niedlichste Fuß der Welt sich bewegte.

„Welch toller Einfall!" lachte die Blonde, in der wir

ohne Mühe die Frau Baumeister Erhard erkennen. „Ach, was gäbe ich doch für dies Prachtstück eines Kindertisches hier!“ setzte sie dann enthusiastisch hinzu, auf besagtes Möbel weisend.

„Was?“ rief lustig die Andere. „Nichts weiter als das Geld, welches er kostet. Dein Mann wird Dir denselben kaufen und sollte er in gleichem Preis mit einem Ringstraßen-Haus stehen; er ist ja ein höchst praktischer Mensch und weiß, daß Du den Tisch reichlich abnützen wirst!“

„Johanna!“ kam es da erschrocken und verweisend über die Lippen der blonden Schönheit, während sie gleichzeitig um sich schaute, ob außer ihr selbst noch Jemand die gewagte Bemerkung der bösen Schwester vernommen habe.

„Mama, die zerlegbare Landkarte und das Bilderbuch hier möchte ich wohl haben!“ rief ganz in der Nähe der beiden Frauen ein bildhübscher Knabe von vier Jahren, dessen außergewöhnliches Gesichtchen die Blicke aller Leute auf sich zog. Das Kind hatte reichgelocktes, goldblondes Haar und tief dunkle, große mandelförmige Augen, einen prachtvollen Teint und eine für sein Alter sehr hohe, Intelligenz versprechende Stirne.

„Papa wird dafür sorgen, mein Kind!“ entgegnete ihm die Dame, deren Hand er soeben erfaßt hatte, um sie aufmerksam zu machen auf die Objecte seiner Wünsche.

„Nun, dann werde ich mit Papa selbst sprechen!“ antwortete ihr der Kleine sanften Tones und ging ruhig weiter im Erforschen all der Herrlichkeiten, die ringsumher sich seinen Blicken boten.

„Ach, was bist Du glücklich, Cylla, einen so höchst gescheidten, wohlerzogenen Sohn zu besitzen, den Du schon überall mit Dir hin nehmen kannst!“ sprach jetzt die junge lebhafte Baronin Saldern.

„Was unseren Nachwuchs betrifft, so könnten wir's nicht riskiren, ihn in die Gesellschaft einzuführen, was meinst Du, Rosa?“

„Unsere Kinder sind eben noch zu klein, zu unbeholfen!“ meinte entschuldigend die Frau Baumeisterin.

„Ungezogen, mußt Du sagen!“ verbesserte die Baronin, „und das kommt daher, weil sie dumme Väter haben, die von Kindererziehung nichts verstehen und in ihren Jungen verkörperte Gottheiten anbeten, die man nicht an der Kehrseite ihres Ichs anfassen darf. Das bischen Manier, welches meine Tina z. B. besitzt, verdankt sie einzig und allein den schlagfertigen zehn Fingern ihrer einsichtsvollen Mutter“.

„O Du Tyrannin!“ spöttelte die schöne große Frau jetzt, an deren Seite der blonde Knabe ging, eine wahrhaft königliche Erscheinung. „So weit ich Tina persönlich kenne, schwingt diese das Scepter über Mutter und Vater in ganz gleicher Weise“.

Die drei Frauen waren mittlerweile von zwei Personen, die kurz vorher den Pavillon betreten hatten, aufmerksam betrachtet worden. Es waren dies ein junger Mann mit einer eben solchen netten kleinen Frau, die an seinem Arm hing und die einem glücklichen Familienereigniß entgegenzusehen schien.

Beide hatten auch sie den hier ausgestellten Dingen ein lebhaftes Interesse gewidmet, bis plötzlich die kleine Frau aufmerksam geworden war auf den Klang ihr bekannter Stimmen, und kaum hatte sie dann die Sprecherinnen selbst erblickt, als sie, ihren Mann leise anstoßend, flüsterte: „Franz, — sind das nicht —?“

„Freilich sind sie's!“ jubelte dieser und zog seine Gattin rasch zu den Frauen hin, indem er rief: Schönen guten Abend, meine Damen, welches Glück, Sie hier zu treffen!“

Rasch drehten sich die also Begrüßten um, und während Johanna freudig überrascht ausrief: „Unser Franz! Wahrhaftig, es ist Franz Klinger!“ streckte Rosa beide Hände der etwas schwerfällig gewordenen kleinen Frau entgegen mit dem freudigen Ruf: „Die Netti von Marbach!“

„Netti Klinger, Kaufmannsgattin aus Marbach!“ verbesserte knixend das runde Weibchen und wurde entsetzlich roth, als sie sich forschend gemustert sah von den Augen der Damen. — „Welch’ schönes Kind!“ kam es aber jetzt von ihren Lippen, als ihr Blick auf den Knaben an Cylla’s Seite fiel.

„Es ist Onkel Bärndorf’s Sohn!“ erklärte Rosa, und Johanna bemerkte schnell:

„Wir haben auch von der Sorte daheim, Sie müssen mit uns kommen, Nettchen, um unseren Nachwuchs bewundern zu können!“

„Wie gut war es, gnädige Frau, daß Sie mich einst würdigten, Ihr Brautführer sein zu dürfen“, sprach nun Herr Franz Klinger zu Johanna und küßte in dankbarer Anerkennung den feinen Glacé-Handschuh, „sonst wäre ich heute wohl nicht Kaufmann in Marbach, nicht Gatte —“

„Noch Vater!“ fiel ihm Johanna munter in’s Wort. Dann setzte sie schnell verbessernd hinzu: „Ah, pardon! Noch Sind Sie es vermuthlich nicht —?“

„Nicht ganz —!“ entgegnete Herr Klinger und wurde genau ebenso roth wie seine bessere Hälfte.

„Kommt“, rief sie dann, ihren Knaben von einer Kanone wegziehend, den andern Frauen zu, „jetzt wollen wir unsere Männer aufsuchen und Mama, die an dem verabredeten Platz in der Rotunde unser wohl schon warten dürften.

— — — — — — — — — — — —

Die prächtige Orgel von Mason und Stambie ließ ihre wunderbaren Klänge durch die amerikanischen Hallen klingen. Vor dem kleinen Modell des Eisenbahnwagens, welcher während des amerikanischen Secessionskrieges zum Transport der Kranken und Verwundeten gedient, stand Bärndorf erklärend an der Seite eines jungen schmucken Einjährig-Freiwilligen, als seine Frau mit ihrem Sohne an der Hand auf ihn zutrat.

„Heinrich!“ sprach sie halbleise, ihre Hand zärtlich auf

seinen Arm legend, während der Knabe augenblicklich von dem jungen Militär in Anspruch genommen ward, „unsere Lieben erwarten Dich, wir wollen nach Hause zurückkehren zu Mutter Olbrich und der Kleinen!“

„Ich bin bereit, geliebtes Weib!“ erwiderte ihr Bärndorf rasch, dann deutete er auf den kleinen Eisenbahnwagen und setzte hinzu: „Sieh, meine süße Cylla, in solch einem Wagen lag ich blutend und besinnungslos, als mir dieser Hieb hier geworden war. Er deutete dabei auf die breite Narbe an seiner Stirne: „Wie oft habe ich später es beklagt, damals nicht gestorben zu sein!‘ Und heute —“

„Danke ich es dem Allmächtigen, daß er Dich mir erhalten hat!“ entgegnete sie ihm, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Und ich preise ihn ebenfalls dafür aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele!“ schloß er.

— — — — — — — — — — — —

Vor Menzoni's berühmter Gallerie Victor Emanuel's in stille Betrachtung versunken, finden wir unseren alten Bekannten, den nunmehr berühmten Baumeister Felix Erhard, dessen exponirte Pläne und Modelle von der Jury prämiirt worden, und dem in Folge dessen schon jetzt wieder eine große Zahl neuer ehrender Aufträge ertheilt worden war.

„Davon verstehe ich nicht viel, ich fühle nur, daß es schön ist, aber ein allzu langes Betrachten ist mir's doch nicht werth!“ meinte ein sehr großer Herr, sich jetzt an ihn wendend, eine Erscheinung, die lebhaft an den Sänger Niemann erinnerte, und klopfte dabei des Baumeisters Schulter. Als sich dieser lächelnd zu ihm umwandte, setzte er fröhlich hinzu:

„Denke Dir, Felix, unsere Mutterstute Bella hat nebst ihren sechs Vollblutjungen die Medaille bekommen. Mein Hannchen und Mama werden sich riesig freuen darüber!“

„Bravo, beneidenswerther Züchter und Landedelmann,

ich gratulire!“ entgegnete der Baumeister mit gutmüthigem Lächeln.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später hatte sich die Familie Olbrich-Bärndorf in der Rotunde zusammengefunden, woselbst Frau Netti Klinger aus Marbach sich gar nicht zu trennen vermochte von dem allerliebsten weinenden Knaben Pietro Guarnerio's, dabei einmal über das andere wieder feuerroth werdend, vermuthlich wegen der kleinen Bosheit, die ihr die junge Baronin in's Ohr flüsterte.

Nachdem Somassa's Glöcklein wie allabendlich zur Sperrstunde ihr wunderbar schönes Ade hatte verklingen lassen, verließen unsere Freunde den Industriepalast, um auf dem Mozartplatz noch ein wenig den „Dorfschwalben“ zu lauschen und den reizenden Weisen aus „Tausend und eine Nacht“, die der Walzerkönig Strauß in die musikalische Welt gesandt.

Als endlich des Nebelhorns langgezogene, weit hinaustönenden Klagelaute hörbar wurden, da leerte sich nach und nach der riesige Plan, und man kehrte allenthalben heim unter das trauliche Dach, um zu plaudern oder zu träumen von den Herrlichkeiten, die man heute gesehen.

— — — — — — — — — — — —

In dem uns wohlbekannten Garten, der zum Hause des Kaufmannes Olbrich gehörte, tummelten sich zwei Knaben mit einem allerliebsten kleinen Mädchen, die alle zusammen ein Alter von etwa zehn Jahren haben mochten, und Dictator war hier die Vertreterin des schönen Geschlechts. Ein junger Mensch, den die Kleinen Onkel nannten, und welcher dereinst der Chef des Handlungshauses werden sollte, gab sich alle erdenkliche Mühe, eine Autorität zu erlangen über das wilde kleine Heer, er machte aber schauderhaftes Fiasko, worüber die hübsche Amme sich halbtodt lachen wollte, die den jüngsten Baron Saldern eben gesättigt hatte.

„Großmutter“, schrie das kleine Mädchen jetzt einer eben aus dem Hause kommenden, sehr wohl conservirten aber

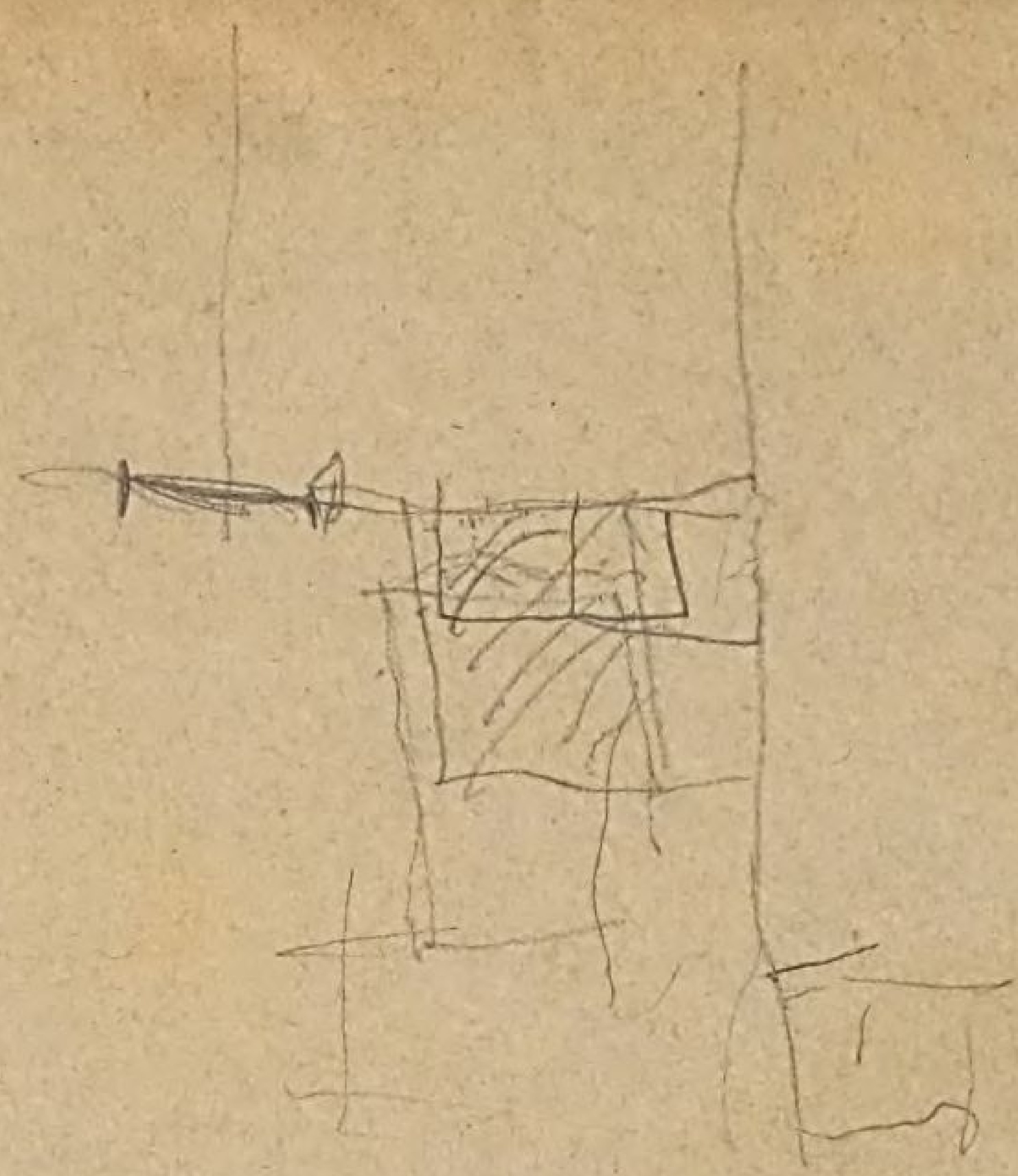
außerordentlich starken Frau zu, „Großmutter, Tina will essen, Tina ist hungrig!“

„Gleich, Herzchen!“ rief ihr da beschwichtigend unsere alte Freundin, Frau Christine Olbrich, zu, indem sie das Kind mit ihren Liebkosungen fast erstickte. „Papa und Mama werden gleich hier sein und dann wirst Du essen!“

„Eben kommen Sie“, meinte eine alte silberhaarige Dame, die, an einem Kinderstrümpfchen strickend, durch's Gartengitter geblickt hatte, und die die greise Mutter des Baumeisters Felix Erhard war.

Kurze Zeit darauf saß (diesmal wohl zum letztenmale vor unseren Augen) in dem lieben alten Gartenhause wieder eine große Familie beim Abendbrot, und sie gab ein Bild so vollkommenen häuslichen Glückes, daß wir freiwillig und schnell den Vorhang über dasselbe rollen lassen wollen, um ja nicht die Möglichkeit zu erleben, auch noch die dunklen Schatten der Zeit darüber fallen zu sehen.

Ende.



Ein Vierteljahrhundert

Bd.: 2. Band

1881